5

Paed.o.16

30.2125

# Weihgeschenk

für

# deutsche Jungfrauen

in

Briefen an Selma

über höhere Bildung

von

Ch. Defer.

Leipzig,
Verlag von C. Scheld u. Comp.
1838.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

# An meine Tochter.

Deutsches Leben

Rosen grüßen Dich schwesterlich heute am festlichen Tage;
Rosig ist ja Dein Herz, rosig Dein heiterer Sinn.
Alle die übrigen Kinder der schön aufblühenden Erde
Sind doch der Rose, nicht gleich, ist mir doch Keine so lieb.
Wahr ist sie, sie täuschet nicht mit ihrem schimmernden Kleide
Das mit der Farbe Schmelz liebliche Düfte vereint.
Gut ist sie dem Guten, der sanft sie pflückt und mit Liebe;
Aber strenge der Hand, die ihr mit Ungestüm naht.
Schön ist sie, o schön! und alle Grazien flechten
In den schwellenden Kelch himmlische Anmuth hinein.
Bleib Du der Rose gleich, o liebliches Mädchen, und liebe
Innig und ewig: was wahr, liebe, was gut und was schön!
Dann umblühen freudestrahlende Rosen Dein Leben,
Welket auch draußen die Flur, blüht sie im Herzen Dir auf.

---

Gut und wahr sein ist viel und bringt Glück und Freude in uns're Kreise, doch Alles ist es nicht; es fehlt noch das Band, das Beides mit dem Sinnlichen verbindet und zu einem schönen Bilde gestaltet.

Wenn uns der Durst nach Kenntniß treibt und Tugend unsern Willen leitet, wie unbehaglich ist's der Seele oft, wenn sie die Erscheinungen der Außenwelt nicht zu ordnen, zu halten und zu veredeln versteht. Und wenn wir

uns auch leidlich zurecht finden, Andern werden wir nimmer zusagen mit unserm Wesen, wenn sich nicht Alles, was wir empfinden, denken, thun und sprechen mit dem Reize der Anmuth paart. Hast du nicht oft von einem Menschen gehört, der tiefen Verstand mit inniger Herzensgüte eint, und doch weder selbst glücklich ist, noch Andere beglückt. Die Ursache aber davon ist, weil ihm das Schöne, welches die Harmonie aller Geisteskräfte und Neigungen bewirkt, nicht innewohnt. Der gelehrteste Meister, wenn er unzweckmäßig, unordentlich, gezwungen, unsicher, leblos, ohne Fülle und Ausdruck, ohne Haltung und Maaß, ohne Reinheit und Würde und ohne Anmuth spricht; wie wenig Eingang wird er finden mit seinen Worten! — Der beste Mensch, der seine Wohlthaten mit derber Hand, mit rauhem Worte und mit saurer Miene spendet, vermindert so den Werth der Gabe, indem er durch seine Weise oft aufs empfindlichste verletzt.

Darum verbinde Du mit Güte und Weisheit auch Geschmack; Deine Wärme wird dann angenehmer wirken und Dein Licht heller leuchten. Suche ferner das Leben heiter und froh zu genießen und Allem was Dich umgibt, und Allem was Dir begegnet, die lachende Seite abzugewinnen. Erhebe Dich über das Gemeine empor zum Edlen und Göttlichen, vom Wirklichen zum Idealen, und Du schaffst Dir tausend große und kleine Freuden, von denen der Ungebildete keine Ahnung hat.

Willst Du aber diesen Sinn für das Schöne Dir erwerben, mußt Du früh Dich schon gewöhnen Kunstgegenstände zu schauen und an ihnen Deine Empfindung

zu veredeln. Göthe sagt: „Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten soll. Denn einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.

Darum geb' ich Dir dieses Buch zum Angebinde. Es sind Briefe an ein junges Frauenzimmer geschrieben, das des Verfassers Schülerinn war; sie können aber auch jedem andern, nach Bildung strebendem Mädchen nützlich sein, weil sie Anleitung geben, ohne Gefahr im Gebiete des Schönen einheimisch zu werden. Es ist kein Lesebuch für einen Tag, eine Woche, es ist ein Buch für Dein ganzes Jugendleben, an das sich dann im reifern Leben, die besten Bücher, die es gibt, in natürlicher Folge reihen werden; denn aus manchem guten Buche lernt man zehn andere eben so gute oder noch bessere kennen.

Ich brauche Dir nicht zu sagen: lies fleißig in dem Buche! ich kenne Deinen Sinn für gute Lehre; Du wirst es nicht weglegen, bis Du es ganz verstanden und lieb gewonnen, und wirst, wenn Du über die Wissenschaft des Schönen liesest, im Lesen selber schöner an Geist und Herzen werden, meine Tochter!

# Inhaltsverzeichniß.


| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. | Brief. Veranlassung der Briefe. . . . . | 1 |
| 2. | Brief. Von den Kräften der Seele. . . . . | 4 |
| 3. | Brief. Von der Phantasie. . . . . | 9 |
| 4. | Brief. Vom Schönen. . . . . | 17 |
| 5. | Brief. Vom ästhetischen Leben. . . . . | 20 |
| 6. | Brief. Vom Erhabenen, Anmuthigen, Reizenden, Artigen, Niedlichen und Hübschen. . . . . | 26 |
| 7. | Brief. Vom Schönen in der Natur. . . . . | 32 |
| 8. | Brief. Fortsetzung. . . . . | 38 |
| 9. | Brief. Von der Kunst. . . . . | 55 |
| 10. | Brief. Vom Genie und Talent. . . . . | 61 |
| 11. | Brief. Vom Ernst und Scherz in der Kunst. . . . . | 66 |
| 12. | Brief. Von der Eintheilung der Künste. . . . . | 71 |
| 13. | Brief. Von der Baukunst, besonders der griechischen. . | 73 |
| 14. | Brief. Von der gothischen und neuern Baukunst. . . | 79 |
| 15. | Brief. Von der Bildhauerei. Laokoon. . . . . | 86 |
| 16. | Brief. Vom Vatikanischen Apoll. . . . . | 94 |
| 17. | Brief. Von den neuern Bildhauern, geschnittenen Steinen, Kameen, Basreliefs und Hautreliefs. . . . . | 96 |
| 18. | Brief. Allgemeines über Skulptur. . . . . | 107 |
| 19. | Brief. Von der Malerei. Die Italienische Schule. . . | 111 |
| 20. | Br ef. Die deutsche, niederländische und flandrische Schule. | 116 |
| 21. | Brief. Allgemeines über die Malerei. Styl und Manier. | 120 |
| 22. | Brief. Geschichte der Musik bei den Alten. . . . . | 125 |
| 23. | Brief. Geschichte der neuern Musik. . . . . | 132 |
| 24. | Brief. Allgemeines über Musik und Gesang. . . . . | 139 |
| 25. | Brief. Von der Poesie. . . . . | 152 |

Seite

26. Brief. Zusammenstellung einiger Gedichte: Seelenleere, Jünglingsaussichten, die Beherzigung. . . . 158
27. Brief. Von den Redefiguren. . . . . 171
28. Brief. Vom Witz. . . . . 178
29. Brief. Von der Laune und dem Humor. . . . . 188
30. Brief. Von der Rhetorik oder Redekunst und von Versen. 193
31. Brief. Vom Reim und von den Dichtgattungen. . . 203
32. Brief. Geschichte der orientalischen Poesie. . . . . 211
33. Brief. Geschichte der griechischen Poesie. Homers Odyssee. 117
34. Brief. Von den lyrischen Dichtern der Griechen. . . . 229
35. Brief. Von den dramatischen Dichtern der Griechen. . 236
36. Brief. Naive und sentimentale Poesie . . . . . 244
37. Brief. Geschichte der römischen Poesie und der Romantik. 254
38. Brief. Von der italienischen Poesie. . . . . 270
39. Brief. Von Shakspeare. . . . . 273
40. Brief. Von der französischen Poesie. . . . . 282
41. Brief. Geschichte der deutschen Poesie bis Klopstock. . 287
42. Brief. Geschichte der deutschen Poesie bis Göthe. . . 298
43. Brief. Göthe und Schiller. . . . . 316
44. Brief. Fortsetzung. Herrmann und Dorothea. . . . 322
45. Brief. Fortsetzung der Geschichte der deutschen Poesie bis auf die neueste Zeit. . . . . 331
46. Brief. Neueste deutsche Poesie. . . . . 341
47. Brief. Lord Byron, Göthes Vermächtniß. Iphigenie. 358
48. Brief. Ueber Göthe den Menschen. . . . . 366
49. Brief. Von der Schauspiel-, Tanz- und Gartenkunst. . 388
50. Brief. Von den wohlthätigen Einfluß ästhetischer Bildung. 399

# Erster Brief.

Sie haben sich vergebens nach einem faßlichen Lehrbuche der Aesthetik umgesehen und ich soll Ihnen über diese Wissenschaft in einer Reihe von Briefen dasjenige mittheilen, was einem Frauenzimmer zur Bildung ihres Geschmacks unentbehrlich ist. Wohl haben Sie Recht, wenn Sie die gewöhnlichen Handbücher unsrer Aesthetiker für zu gelehrt halten, um allgemein verständlich zu seyn; vieles darin sind wirklich nur leere Worte, unnütze Spitzfindigkeiten und todter Buchstab. Doch läßt sich deshalb wissenschaftlich geschriebenen Werken keineswegs ihr mächtiger Einfluß auf Menschenwohlfahrt absprechen. Denn wenn es auch wahr ist, daß man sich mit dem gemeinen Verstande leichter und bequemer im Leben zurecht finde, als mit der Wissenschaft, und daß man mit dieser allein eben so wenig als mit jenem in dem Gebiete übersinnlicher Gegenstände ausreiche; so muß man denn doch gestehen, und die Geschichte lehrts, daß die Wissenschaft schon oft sowohl einzelnen als ganzen Völkern Licht gegeben habe, wo der gemeine Menschenverstand auf dunkle Abwege gerathen war. Ebenso hat wieder dieser die abschweifende Wissenschaft oft zurecht gewiesen und es folgt daraus, daß Beide nöthig sind, den Menschen aufzuklären

und auszubilden, ja daß sich beide brüderlich beistehen sollen. Indessen bedient sich die Wissenschaft gewöhnlich einer Sprache die nur Eingeweihten verständlich ist und einer Methode, die dem Ungelehrten im freien Denken mehr hindernd, als fördernd ist. Darum ist es gut, wenn populäre Schriftsteller die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen allgemein faßlich bearbeiten, damit diese aus der Studierstube ins Leben eindringen. Besonders sollte dieß mit denjenigen Gegenständen geschehen, in denen allen Menschen Aufklärung ersprießlich und nothwendig ist. Ein solcher ist nun, gewiß auch Aesthetik, wir mögen sie Geschmackslehre oder Schönheitskunde oder Kunstwissenschaft nennen. Es haben freilich bisher die Gelehrten beinahe ausschließlich dieses Fach an sich gerissen und zu einer Wissenschaft gemacht, was doch eigentlich, eine Angelegenheit, ja ein Bedürfniß des Lebens ist. Die Zeit hat bewiesen, daß die Wissenschaft darin bisher unglaublich wenig geleistet, praktische Geister hingegen, freilich mit hoher Kraft begabt sowohl Sache als Methode richtig erfaßt und den guten Geschmack und die Zugänglichkeit zu allem Schönen mit Gewandtheit und Leichtigkeit mitgetheilt und für die Kunst und das Leben eine Schule errichtet haben, worin auch Ungelehrte ganz bequem mithören und mitlernen können. Raphael, Mozart, Canova, Calladis, Shakespear haben keine genügenden Aesthetiken gefunden, sie sind ihren eigenen Weg gegangen und Kunst sowohl als Wissenschaft wurden ihr eigenes Werk, und aus den Lehrbüchern von Bouterweck, Eberhard, Weiße und andern allein hat Keiner noch das Schöne erkannt.

Wie ganz anders schreiben von diesen Dingen, ohne System und gelehrte Form, aber mit lebendiger Auffassung und inniger Wahrheit, Lessing, Winkelmann, J. Paul, Herder, Schiller, Göthe! Freilich verweilen diese Männer beständig in dem Kreise ihrer geistigen Vollendung und man muß sich selbst auf eine ziemliche Höhe geschwungen haben, um sie zu erreichen, und obwohl sie bescheiden ihre Arbeiten meist nur Versuche und Vorschulen nennen, muß man sich gefaßt machen, einen Tempel zu betreten, wo nicht immer der gemeine Verstand die Mysterien zu durchdringen vermag. Zu diesen Vorschulen will ich Ihnen denn wieder eine Vorschule bauen, die auch für Frauenzimmer, deren Lebenszweck es überhaupt nicht ist und nicht seyn soll, sich die Sprache und Denkweise der Gelehrten eigen zu machen, zugänglich wäre. Sie sollen darin Lust und Liebe zu Allem was schön, wahr und gut ist bekommen, Nahrung für Empfindung, Geist und Herz, und das edelste Vergnügen, das Ihnen Ihre Jugend verschönern, und Ihr ganzes Leben erheitern und erheben wird. Sie werden fürderhin keinen jener schalen Romane lesen, keine niedrige Possen und abgeschmackte Schauspiele sehen und vor Gemeinheit sowohl als Phantasterei gesichert sein.

# Zweiter Brief.

Obwohl ich Ihnen versprochen habe, ganz gemeinfaßlich zu schreiben, kann ich Ihnen doch einige Anstrengung Ihres Denkvermögens nicht erlassen. Sie werden aber deshalb nichts Neues zu lernen haben, sondern blos vorhandene aber schlummernde Ideen in Ihrem Geiste erwecken. Der menschliche Geist muß nämlich auf dieselbe Weise wachsen, wie die Pflanze. Nicht von außen kommt die Erweiterung und Ausbreitung seiner Form, von innen heraus entwickeln sich alle Theile, von der Wurzel bis zur Frucht und von allem liegt der Keim im Innersten des Saamens lange verborgen, ehe das organische Leben beginnt. So müssen auch Sie aus sich selbst die Kenntnisse schöpfen, die Sie zu solch erhabenen Lehren als die Wissenschaft des Schönen ist, vorbereiten sollen. Erschrecken Sie deshalb nicht, denn es wird Ihnen leichter werden, als Sie sichs vorstellen; zumal der Gegenstand Ihrer Betrachtungen, Ihr eigenes Wesen, Ihre Seele ist. Ja von der letzten und nur von der letzten kann hier die Rede seyn; die Hülle derselben, der Körper, kommt bei höheren Untersuchungen der Art nicht in Anschlag; er ist eine Erscheinung von heute und morgen und macht keinen Theil der Menschen, sondern nur seine Hütte, seinen Tempel aus. Wir haben es mit Unvergänglichem und Ewigem zu thun, mit dem Geist, den

Gott uns selbst eingehaucht, der so mannigfaltige Kräfte er auch äußert, doch nur, wie alles Göttliche Ein Ganzes ist. Doch wie gesagt, die Kräfte, sind mannigfaltig und wir vermögen mit unserm endlichen Verstande nicht die ganze Seele zu begreifen, ohne sie im Gedanken in ihre einzelnen Fähigkeiten zu theilen. Da werden Sie nun leicht fertig; denn Sie wissen, daß des Menschen Geist sowohl denken als wollen kann. Sie nehmen mit den Sinnen die äußern Gegegenstände um Sie her wahr, und nennen dies eine Anschauung. Hier darf uns aber das Wort nicht irre führen, als ob man nur mit Augen Anschauungen habe. Anschauung ist hier die Thätigkeit der Seele, in welcher sie die Dinge vor dem innern Sinn führt, so daß auch dieser davon Kunde nimmt. Es ist also der Gesang eines Vogels, der Geruch einer Blume, der Geschmack einer Speise und das Gefühl einer kalten oder warmen Luft eben so eine Anschauung, als der Anblick der Sonne und anderer Gegenstände. — Aber nicht nur äußere, auch innere Anschauungen sind möglich. Sie können nämlich an sich und über sich selbst Bemerkungen machen, Sie können Ihren eigenen Zustand gleichsam sehen. Dieß sind nun die ersten Arbeiten des Denkvermögens, welche schon bei dem Kinde stattfinden. Ist aber das Kind einigermaßen entwickelt, so geht es von diesen unmittelbaren Anschauungen zu Begriffen über, d. h. es begreift sowohl äußere, als innere Wahrnehmungen mit dem Verstande, es sammelt die einzelnen Merkmale der Gegenstände zu einem Ganzen. Sehen Sie z. B. einen Baum, so gestaltet sich in Ihrem Auge und

sodann in Ihrem innern Sinne sein Bild; Sie haben die Anschauung von einem Dinge, das aus Stamm, Zweigen, Blättern u. dgl. besteht, ohne sich jedoch der Gesammtheit seiner Merkmale bewußt zu sein, Sie sehen den Baum, wie eben ein unvernünftiges Thier ihn sieht. Wenn Sie aber die einzelnen Kennzeichen: Wurzel, Stamm, Ast, Zweige, Blätter, Blüte, Frucht, aufmerksam und genau betrachten, und sich bewußt sind, sie gesehen zu haben, so daß Sie beim Anblick eines andern Baumes dieselben sogleich wieder finden und erkennen, auch den Gegenstand durch Vergleichen und Unterscheiden genauer bestimmen, so haben Sie dann gedacht, und das Werk Ihres Nachdenkens ist ein Begriff.

Die zweite Kraft ist das Begehrungs- oder Willensvermögen, womit wir irgend Etwas verlangen oder verabscheuen und uns zu Handlungen entschließen. Wir suchen nämlich entweder mittelbar oder unmittelbar erkannte Gegenstände zu besitzen, und dieß entweder aus angebornen Trieben, oder aus angewöhnten Neigungen, welche Begierden heißen, sobald sie einen höhern Grad erreichen, und Leidenschaften, wenn sie die Seele dadurch in einen leidenden ja peinlichen Zustand versetzen, daß sie beinahe ununterbrochen und ohne den übrigen Seelenkräften Einwirkung zu gestatten, nach irgend einem Gegenstande streben.

Die dritte Kraft endlich ist das Empfindungsvermögen. Es ist dieß eigentlich das Erste was im Kinde erwacht, und also das Niedrigste, aber auch zugleich das Höchste in der Seele. Denn sobald als wir einen mit

den äußern Sinn wahrgenommenen Gegenstand in den innern Sinn aufnehmen, so daß wir ihn erkennen, wird er auch von uns empfunden, d. h. wir sind uns im Gemüthe bewußt, Etwas angeschaut zu haben, und werden in einen gewissen Zustand versetzt und dieser Zustand heißt Empfindung. Insofern aber diese Empfindung angenehm und unangenehm ist, heißt sie Gefühl. Sie sehen z. B. eine Blume, und empfinden so zu sagen den Anblick in Ihrem Innersten. Sind Sie aber eben nicht empfänglich für den Eindruck, den diese Anschauung auf Sie machen könnte, so bleibt Ihr Zustand eine gleichgültige Empfindung, so wie etwa der gefühllose Landmann bei den reizendsten Gegenständen und Erscheinungen der Natur gleichgültig bleibt. Wenn Sie aber zugleich die Blume angenehm, lieblich, schön finden, wenn sie Ihnen gefällt, dann wird Ihre Empfindung ein Gefühl. Wie es nun einen innern, wie einen äußern Sinn gibt, so beziehen sich sowohl Empfindung als Gefühle, bald auf äußere, bald auf innere Gegenstände. Sie empfinden z. B. nicht nur eine Musik, ein Geschrei, und fühlen, daß Ihnen jenes lieb, dieses widerwärtig sei; Sie empfinden auch die innern Zustände und Veränderungen Ihres Gemüthes, z. B. Reue, Muth, Hoffnung, Freude u. dgl. und wenn Sie nicht von der Heftigkeit solcher Bewegungen außer sich gerathen, so fühlen Sie auch zugleich das Bewußtsein des Angenehmen oder Unangenehmen Ihrer Empfindung. Sie sehen also, daß sich das Gefühl auf die Ergebnisse des Denkens und Willens beziehe. Ihre Empfindung wird nämlich bei einer erkannten Wahr-

heit, bei einer verübten Handlung erregt und je nachdem sie Ihnen entweder gefallen oder mißfallen, äußert sich Ihnen auch das Gefühl. Es gibt also intellektuelle, und moralische (sittliche) Gefühle. Und in diesem Sinne ist die Empfindung, die als das erste Erwachen im Menschen, der Sinnlichkeit das Nächste und also die unterste Seelenthätigkeit genannt werden kann, auch zugleich indem sie das Denken und Wollen begleitet, verbindet und beherrscht, auch das Höchste im menschlichen Geiste.

Wir trennen aber als geistige Wesen mit Recht alle jene Empfindungen und Gefühle, die sich blos auf das Körperliche beziehen und befassen uns, sobald wir uns selbst d. h. unserer inwohnenden höhern Natur leben, nur mit Empfindungen und Gefühlen, die uns geistig berühren. Doch so wie unsere Seele in dem gegenwärtigen Zustande nie ganz allein ohne Körper thätig ist, ebenso läßt sich keine Empfindung ohne sinnliche Beimischung denken. Nur in sofern verschmähen wir sinnliche Empfindungen, als sie ohne geistige Leitung und Verbindung vorkommen; jene müssen nämlich durch diese erhöht, veredelt und verfeinert werden; nur dann sind sie menschlich, würdig und edel zu nennen und der Grieche nennt eine solche veredelte Empfindung, die aus dem Sinnlichen entspringt, Aesthesis. Leicht werden Sie nun schließen wie daraus das Wort Aesthetik entstanden, und daß die Wissenschaft, die mit diesem Namen belegt wird, deutsch ganz richtig, Empfindungslehre genannt werden könne. —

# Dritter Brief.

Wie Sie Alles so leicht auffassen! Ihre Briefe enthalten solch eine ausführliche, bündige Wiederholung, daß ich ordentlich in Hitze gerathe, fort zu dociren. Ja, Ihre Darstellungsweise zeigt mir den Gegenstand von der einfachsten, ich möchte sagen natürlichsten Seite; so kindlich und so treffend zugleich reden Sie und ich lerne erst durch Sie, was mir Anfangs so schwer geschienen über erhabene Gegenstände mit Unbefangenheit schreiben. Ja ja ich habe es oft gesagt, von Kindern, Jünglingen und Jungfrauen können Gelehrte gar vieles lernen; besonders lernen können sie was Noth thue die Menschheit zu lehren und wie man sprechen müsse, um nicht unnützen Wortkram zu machen. Sie bedauern daß Sie nicht griechisch wissen. Das schöne Wort Aesthetik und dessen Bedeutung hat Sie darauf geführt. Im 15. und 16. Jahrhundert haben in Italien, Frankreich und England die Damen, Latein und Griechisch gelesen. Allein das soll Sie nicht hindern, recht viel griechischen Geist zu gewinnen. Damals hatten wir noch keine griechisch gebildete oder den Griechen gleichzustellende Schriftsteller; kein Shakespeare, kein Göthe hatte noch geschrieben; Also mußte man unmittelbar zu den Quellen des guten Geschmacks, der Wahrheit und der Tugend kommen, wenn man Geist

und Herz ausbilden wollte. Ja auch unsere Schriftsteller, werden ganz wohl daran thun, wenn sie ihrem Genius nicht zu viel vertrauen und bei jenen Urbildern sich Raths erholen und deswegen auch ihre Sprache lernen; allein Frauenzimmer, die doch in der Regel nicht berufen sind, Bücher zu schreiben, die weniger darnach zu streben haben, in dem Gebiete des Schönen, Guten und Wahren Neues zu schaffen, als für die Genüsse desselben empfänglich zu sein, können sich aus den überreichen Schätzen unserer zeitweiligen Literatur sattsam nähren. Ihnen werden, wenn Sie recht eindringen wollen in das hohe Alterthum, die wohlgelungenen Uebersetzungen, mythologische und antiquarische Studien genügen, ohne die Sprache selbst, deren Erlernung sich schwerlich mit den Berufspflichten liebenswürdiger Weiblichkeit vertrüge, zu kennen. Ja Sie mögen versichert sein, daß es Ihnen auf diesem Wege weit eher gelingen werde, sich griechischen Geist anzueignen, als es manchen Gelehrten gelungen ist, die unter schwerfälligen Sprachstudien nicht selten Geist und Empfindung eingebüßt haben und von ihrem Plato, oder Pindar, den sie scharfsinnig auslegen, nur den Buchstaben, aber gar wenig von ihrem Geiste wegbekommen konnten. Doch ich werde von den Griechen noch öfter und viel an seinem Orte schreiben; darum erlauben Sie mir wieder, den Faden aufzuwinden und da fortzufahren, wo ich im letzten Briefe stehen geblieben.

Ich nannte also die Aesthetik eine Empfindungslehre, weil sie besonders die Thätigkeit des Empfindungsvermögens zu erforschen hat. Ich nenne die Empfindung das

niedrigste und höchste Seelenvermögen, weil es ganz auf der untersten Stufe der Menschenbildung, nah am Thierischen mit sinnlicher Anschauung beginnt, aber dann alle höhern Seelenarbeiten, sowohl Denken, als Wollen begleitet, ja beide vereinigt und durch diese Vereinigung belebt. Denn so wie sie Körperliches und Geistiges verbindet, verbindet sie auch Gedanken und Gesinnungen zur lebendigen That. Ohne diese Verbindung wäre die Seele gleichsam todt, so wie der menschliche Körper, wenn sich die einzelnen Stoffe trennen und auflösen, todt ist. Die Verbindung der einzelnen Theile bildet nämlich erst die Form oder Gestalt, und so erhält auch die Seele erst durch die Verbindung aller ihrer Kräfte eine Form. Es ist also die Empfindung des eigentlichen Lebens, aber nicht das leibliche, thierische Leben, sondern das sinnlichgeistige, höhere. Allein dieses höhere Leben ist darum so schwer zu erreichen, weil das sinnlichthierische so eng mit der Empfindung verbunden ist. Aber auch hier hat der Schöpfer der menschlichen Seele eine Kraft beigesellt, welche durch Beherrschung des Körperlichen den Geist gewaltsam und ins Unendliche mit sich fortreist. Dieß ist die Einbildungskraft oder Phantasie. Ihr deutscher Name kommt daher, weil sie sich von allem Empfundenen Bilder schafft, denen sie, in ihrem Bestreben nach dem Gefälligen, die vollkommensten Formen zu verleihen strebt. Diese ist es, die allen wirklichen Gegenständen Anmuth und Reiz verleiht, mit innern Empfindungen spielend Wohl und Weh verbindet, und so Schmerzen und Leiden mildert, die bei den Griechen selbst den Tod in einen lieblichen

Knaben verwandelt, der die brennende Fackel in ſtillen, kühlenden Fluten löſcht, die bei neueren Dichtern nach dem Grabesſchlafe ein heiteres Morgenroth ſich malt und trunken die Seele von Stern zu Stern durch alle endloſe Welträume fliegen läßt. Schöner hat kein Dichter von ihr geſungen, als Göthe. Wie man eine einzelne Blume aus dem Strauße nimmt, um ſie allein und geſondert zu betrachten, will ich ſie aus der Sammlung ſeiner Gedichte herausheben und herſetzen.

## Meine Göttin.

Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſein?
Mit Niemand ſtreit' ich
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen;
Immer neuen,
Seltſamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantaſie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden,
Und hat ſeine Freude
An der Thörin.

Sie mag, roſenbegränzt.
Mit dem Lilienſtängel
Blumenthäler betreten,

Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen saugen:

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar,
Und düstrem Blicke,
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd,
Wie Mondesblicke,
Dem Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne,
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr gebothen,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattin,
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter

Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
Im dunkeln Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleidige!
Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin:
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!

---

Der große Dichter bezeichnet die Phantasie gleich in der ersten Strophe mit unverkennbaren Zügen; sie ist die

ewig bewegliche immer neue, seltsame Tochter Jovis; also die Tochter des Vaters der Götter. Wohl stammt sie, wie alle Seelenkräfte von Gott, allein sie ist eben wegen ihrer ausgezeichneten Vorzüge sein Schoßkind, weil sie ewig beweglich ist wie die schaffende und erhaltende Hand Gottes und immer neu, wie die Natur in ihren mannigfaltigen Erscheinungen und zugleich seltsam und überraschend für den gemeinen Menschenverstand, der das Göttliche ihrer Formen nicht sogleich begreift.

Wenn Sie zur zweiten Strophe übergehen, müssen Sie sich schon ein wenig vom griechischen Geiste anwehen lassen, denn er spricht ferner von dem Vater der Götter, wie griechische Dichter von ihm zu sprechen pflegten und das bleibt einem Dichter wohl unbenommen, denn wer wollte z. B. Michael Angelo oder einen andern Bildhauer darum einen Heiden nennen, wenn er einen heidnischen Gott ganz nach antiken Begriffen in Marmor bildet. Ihr hat er, fährt er fort, alle seine Launen mitgegeben; eben so wie der launenvolle Herrscher sich bisweilen lenken läßt, bisweilen auf seinem Eigensinn beharrt, bald gut bald böse, bald lustig bald traurig ohne Grund und Ursache seinen momentanen Aufwallungen nachgiebt. — Und Jupiter hat sogar seine Freude daran, in ihr sein Abbild zu sehen. Und so erscheint auch wirklich die Phantasie dem gemeinen Menschenverstande der sich ihre Begeisterung in ihrem Entstehen, in ihren Wirkungen und Gestaltungen, in ihrem Uebergange von einem zum andern und in ihren räthselhaften Sprüngen nicht erklären kann.

In der 3ten und 4ten Strophe beschreibt der Dichter nun, wie sie bald heiter, bald ernst ist. Aber wie sie auch immer sei, laßt uns alle den Vater preisen der sie dem verlassnen, einsamen Menschen zum Umgang gegeben, das Leben zu würzen, die Freude zu verdoppeln und den Schmerz zu lindern. Denn uns Menschen allein ist sie gegeben, die andern armen Geschlechter, die unvernünftigen Thiere, haben nur einen dunkeln Genuß der sich auf die Gegenwart beschränkt, da sie nur auf die augenblickliche Nothdurft getrieben sind, ohne rückwärts und vortwärts zu schauen. Uns Menschen aber ist diese Tochter des Himmels gegeben, die so gewandt ist Arbeit zu Spiel, und Spiel zu Arbeit, Schmerz zu Lust und Lust zu Schmerz zu verwandeln. Aber sie ist auch verzärtelt, will zart behandelt sein, keine rauhe Hand keine unreine versündige sich an ihr. Sittsam und liebevoll wie einer Geliebten, ernst und achtungsvoll, wie einer Hausfrau soll man ihr begegnen.

Gleich einer tadelsüchtigen Schwiegermutter pflegt wohl oft überkluge Afterweisheit das Walten der Phantasie zu meistern; gegen solches Unrecht mag man sie schützen, denn zu oft gilt was Schiller sagt:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Mit der Phantasie ist nun auch die weniger rauschende ernstere Hoffnung eines höhern besseren zukünftigen Daseins, verbunden. Denn diese und nicht etwa eine irdische, begehrliche, eitle Hoffnung, die oft wilder als die Phantasie selbst das Herz bestürmt, ist hier ge-

meint. Die edle Treiberin zu großen Thaten, zu edler Wirksamkeit, die stille Trösterin in den Leiden dieses Lebens, die unsern sterbenden Blick hinüberlenkt in ein schöneres Leben. —

## Vierter Brief.

Meine sinnige, junge Freundin geht immer rascher mit ihrem Lehrer, ja sie ist ihm dießmal ein wenig voran=geflogen. Ich muß Ihnen aber nach und Sie wieder zu=rückführen, denn so weit sind wir noch nicht, als Sie glauben. Sie haben recht gut verstanden, wie die Em=pfindung das eigentliche höhere Leben des Menschen er=schaffe; weil nun dieses Leben mit der Form Eines ist und die Einbildungskraft nur Gefälliges leidet, meinen Sie, herauszuhaben, was das Resultat dieser Thätigkeit sei, nämlich, das wovon Sie Unterricht von mir wünschen, das Schöne. Doch wie gesagt, wir dürfen noch nicht auf die weitschauende Höhe, woher ich Sie eben zurückge=rufen habe. Setzen Sie sich hier in den Schatten, um auszuruhen, Sie sind erhitzt und so erlauben Sie mir fortzufahren. Ihre Vermuthung ist gar nicht ungereimt, aber Eins haben Sie dabei vergessen und das Eine nö=thigt uns wieder umzukehren. Wohl ist Empfindung Le=ben und das Schöne selbst ist nichts Anders als ange=schautes Lebendiges; allein Sie haben vergessen, daß es wohl auch Empfindungen gebe, die uns Falsches, Schlech=

tes und Abgeschmacktes schaffen, und die Phantasie erzeugt eben so viele unwahre und unsittliche Bilder, wenn sie ungeregelt fortfliegt und alle Schranken überflügelt. Ja es ist erwiesen, daß die Einbildungskraft einen unverstehlichen Zug zu Ungereimtheiten hat; die Geschichten vergangener Zeiten, die Sitten wilder und gebildeter Nationen liefern uns tausend Beispiele solcher Verirrungen, ja wir sehen täglich an tausend Menschen in Kleidern, Wohnungen, Speisen, in Lebensart und Sprache, besonders aber in den Liebhabereien, an den sogenannten Steckenpferden, dergleichen unbegreifliche Ausschweifungen der Phantasie, die man Bizarrerien nennt. Sehen Sie sich einmal die Abbildungen ägyptischer Gottheiten an, lesen Sie etwas von den Chinesen und die Geschichte des Zeitalters Ludwigs des XIV.; sind seine verschnittenen Bäume, die Perücken, die Kleidermoden und alle die kleinlichen Etiquetts-Tändeleien nicht wahre Absurditäten! Treten Sie einmal in das Haus eines ungebildeten Emporkömmlings, wie da alle Pracht und aller Reichthum in der abentheuerlichsten Ueberladung zur Schau gestellt ist. Betrachten Sie manches fagotirte Frauenzimmer, das ohne Geschmack Farben auf Farben, Bänder auf Bänder, und Alles ohne Wahl und Sinn aufeinander heftet; Auch unser Geschlecht zählt seine Gecken, die einen zusammengeschnürten Leib für männliche Schönheit halten und sich gar wunderlich geberden, um zierlich zu erscheinen. Alles dieß ist nun wirklich lebendig, aber ist es auch schön? Und was fehlt zur Schönheit? Und wie können wir sagen, daß es nicht schön sei? Wenn man irgend einem Ge-

genstande einen Vorzug einräumt, muß wohl eine Regel vorhanden sein, nach welcher wir dieses thun; und woher hätten wir diese Regel? Ja meine Freundin so wie Phantasie über den sinnlichen Kreis der Empfindung hinausfliegt, eben so ragt ein anderes Seelenvermögen über alles Denken und Wollen hinaus, und dieß ist die Vernunft. Sie sondert (abstrahirt) alle Erscheinungen von den Gedanken und Gesinnungen, und forscht in's Unendliche hinaus, erhebt über Welt und Leben und gibt Gesetze dem Verstande und dem Gemüthe, zügelt aber auch zugleich die flüchtige Phantasie und bestimmt die Grenzen ihrer Formen und die Art und Weise ihrer Thätigkeit und ihres Lebens. Das Lebende also, welches diese Vernunft nach ihren ewigen, festen Gesetzen vollkommen gut heißt, das ist schön. Wir nennen denn das Schöne gesetzmäßig Lebendiges in seiner vollen Thätigkeit und Vollkommenheit angeschaut und somit lassen Sie uns aufbrechen nach jenen Anhöhen, wornach Sie sich schon längst gesehnt haben, wo sich uns eine genügende Aussicht über das ganze Gebiet der Aesthetik eröffnen soll. —

---

# Fünfter Brief.

Ich dachte mir wohl, daß Sie nun noch auf einige Schwierigkeiten bei unsern Forschungen stoßen würden. Schönheit nannten wir nämlich, wenn wir gesetzmäßig Lebendiges in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit anschauen. Da frägt sichs nun aber: was ist lebendig und was ist Leben? In der Körperwelt erscheint uns das Leben, wenn die Materie zu einer Form sich vereinigt. So bilden z. B. die verschiedenen Stofftheile in der Erde verbunden mit dem aufgelösten Saamenkeime eine lebendige Pflanze. Aber freilich nur in der äußern Erscheinung kann dieß ausschließlich Leben genannt werden, und wir wissen daß die kleinsten Stoffe auch ihre Form, obschon nicht für das menschliche Auge sichtbar, haben; die Urstoffe aber, die aus keinen Theilen zusammengesetzt sind, können auch nicht ohne Leben sein, ja sie müssen nothwendig das höchste Leben in sich vereinigen, da sie mit ihrer einzelnen und vereinfachten Kraft der Anfang alles Erzeugten sind. Wenn also von einem gesetzmäßig Lebendigen, als der Idee der Schönheit, die Rede ist, kann es nicht von körperlichen, wenn auch geformten Leben, verstanden werden, sondern von dem belebenden Leben, das aus einem gestalteten Wesen, wenn es in seinem vollen Dasein sich befindet, geistig herausblickt. Es ist

also nicht der geformte Stoff, sondern die Form selbst, der Umriß und die Verbindung der Theile, welche durch ein untheilbares also geistiges Princip erzeugt wird oder mit einem Worte das geistige Leben. In einem Beispiele werden Sie das gesagte leichter verstehen. Betrachten Sie eine Blume vom Anfang ihres Wachsthums an, wie sie aus dem Keime, aus Wurzel, Stengel, Blättern und Knospen treibt; noch immer werden Sie dieselbe nicht schön finden, erst wenn die Knospen aufbrechen und nun die Blume dasteht, feiert sie den Augenblick ihres vollen Daseins, welcher sogleich wieder vorübergeht, sobald keine fortschreitende Entwickelung mehr stattfindet. Denn die Natur bleibt nie stehen; sobald der höchste Grad der Bildung erreicht ist, fängt auch schon die Auflösung an. Allmächtig beginnt das Welken und so geht es fort bis zur Vernichtung der Blume. In dem Augenblicke aber ihres vollen Daseins, wo weder ein arbeitendes und strebendes Wachsen, noch ein ermattetes Welken sichtbar ist, nennen wir die Blume schön. Was ists nun, was uns an dieser vollendeten Blume reizt und vergnügt; nicht die materiellen Theile, auch nicht die Form, denn sie lag ja schon in der beginnenden Knospe, sondern die Vollendung dieser Form, durch welche die Blume, wie durch ein geistiges Auge, belebt wurde, das uns mit unbeschreiblichem Reiz ansieht, entzückt, und wieder nur auf unserm Geist nicht aber bloß auf das körperliche Auge einwirkt. Es ist freilich ein wehmüthiger Gedanke, daß alles, was hier auf Erden schön ist, nur einen Augenblick seines vollen Daseins feiert: die schöne Gestalt des Mädchens in ih-

rer höchsten Blüthe, die Manneskraft in ihrer reifsten Stärke, sowie die Thräne, die aus dem Auge voll Mitleids zittert, und wie der Blick der Liebe, diese bezaubernde Kristallisation alles dessen was sich in unserer Seele zu Wohl und Weh gestaltet. Warum rufen wir uns, warum nicht längere, warum nicht ewige Dauer diesen Seligkeit schaffenden Wesen? Lohnt es sich wohl des langen Keimens und Entwickelns mit diesem Augenblicke der höchsten Lust? Allein eben diese Vergänglichkeit alles Schönen erhebt unsern Geist in ein Land, wo volles Dasein, vollendete Wesen, vollkommen geistiges Leben ewig dauern wird; erhebt den Blick zu Gott, in welchem Schönheit, das ist volles Dasein, höchstes, geistiges Leben ewig ist.

Noch einen zweiten Skrupel wünschen Sie aufgelöst. Weil von gesetzmäßig Lebendigen die Rede ist so fragen Sie mit Recht nach den Gesetzen selbst, welche die Vernunft den Empfindungen und dem Verstande sowohl, als der Phantasie vorschreibe. Dieser Gesetze sind wenige und sie liegen in der Anlage der menschlichen Seele begründet; ja es ist eigentlich nur ein Gesetz, gleichwie in der Tonkunst und dieses heißt: Harmonie. Wir haben gesehen, daß unsrer Seele, die im Grunde nur Eins und untheilbar ist, wie alles Geistige, verschiedene Kräfte nach Maßgabe ihrer Thätigkeit zugeschrieben werden; Denk-, Willens- und Empfindungsvermögen. Jedes dieser Kräfte äußert nun eine besondere Thätigkeit. Das Denkvermögen sammelt Erkenntniß, die von der Vernunft geleitet, zum Wahren strebt. Das Willensvermögen erzeugt Thaten, die durch Vernunft geleitet, zum Guten (zur

Tugend) führen. Das Empfindungsvermögen schafft Gefühle, die durch Vernunft gelenkt zum Schönen streben. Da haben Sie denn die drei Hauptinteressen der Menschheit: das Wahre, das Gute, das Schöne. Dieß sind die Gegenstände, für die allen Menschen Empfänglichkeit angeboren ist und die sich ein Jeder aneignen muß, will er weise, tugendhaft und glücklich sein. Es sind Gemeingüter unseres ganzen Geschlechtes, die uns aber weder Reichthum, noch Macht, Herrschaft und andere äußere Vorzüge verschaffen, da sie ihrem geistigen, göttlichen Ursprung und Wesen nach nur auf das eigentliche Menschliche, ebenfalls Geistige und Unsterbliche Bezug und Einfluß haben. Diese drei Elemente alles geistigen Lebens wirken aber in der menschlichen Natur nicht abgesondert, sondern in beständiger Verbindung, doch so, daß noch andere Umstände, bald Eins, bald das Andere vorherrscht. Allein die Vernunft verlangt Harmonie, d. h. völlige Uebereinstimmung aller Seelenkräfte und es soll das Wahre, immer zugleich gut und schön, das Gute, wahr und schön, das Schöne wahr und gut sein. Nur aus solchem Einklang kann dasjenige Leben entstehen, daß wir mit einem lateinischen Namen Humanität (Menschenwürdigkeit) nennen. Denken Sie sich einen Gelehrten, der das gesammte Gebiet menschlichen Wissens durchgeforscht, der sein ganzes Leben der Wahrheit opferte und beinahe allen Genüssen entsagt, um Befriedigung seiner Wißbegierde zu finden; aber er hat kein Ohr für fremde Klage, keine Thräne für leidende Freunde, ja die Seini-

gen, Weib und Kind läßt er darben oder quält sie mit dem Unmuth eines grämlichen Pedanten.

Da ist wieder ein guter Mensch, (bon homme), der Alles und Alle liebt, ohne Unterschied gibt und mittheilt, sich selbst vergißt, herabgekommene Verschwender und Faullenzer kleidet, und selbst in Lumpen geht, aber Alles ohne Verstand und Einsicht thut, so daß seine guten Thaten, eben so viele dumme Streiche sind.

Wieder zeige ich Ihnen ein Frauenzimmer, das nichts thun will, als dem Schönen leben, nichts als Roman lesen, Singen, Klavier spielen, Zeichnen, allenfalls sich putzen und Gesellschaft besuchen; bei allen diesem Treiben aber ihren Verstand so wenig ausgebildet hat, daß ihre Gedanken unstät, wie ihre Phantasie, unter und in einander flattern, die jede ernste Beschäftigung, jede Anstrengung scheut und ihre Pflichten als Mutter, Gattin und Hausfrau versäumt und sich und Andere unglücklich macht. Wird nicht solcher Gelehrte mehr Unglück stiften, als alle seine erworbenen Kenntnisse werth sind; wird nicht ein solch unberathener Gutmensch für seine unbedingte Menschenliebe verlacht, und für einen Thoren von der ganzen Welt gehalten werden und ein Opfer seiner Schwäche sein; ein solch phantastisches Geschöpf allen und am Ende sich selbst zum Ekel sein und namenlos unglücklich und zerrissenen Herzens untergehen? — Freilich habe ich Ihnen hier, um die Sache recht anschaulich zu machen, die gesteigertsten Erscheinungen vorgeführt, und deren gibt es, Gott lob, nicht gar so viele, obwohl noch immer mehr, als für die Wohlfahrt der Menschheit zuträglich ist; allein

auch im gemilderten Maaße rächt sich der Mangel einer harmonischen Seelenbildung. Der himmlische Friede, die Heiterkeit des Geistes und die Ruhe des Herzens gedeiht nur am Menschen durch sie und nichts Großes, Edles, Erfreuliches ists und wird ohne sie. Sie ist also das Gesetz, welches die Vernunft der Phantasie vorschreibt, wenn sie nach dem Schönen strebt, und wenn sie es bildet. Folgt sie aber dieser Stimme, dann ist sie auch im Besitz der höchsten Seligkeit, die ein Mensch auf dieser Erde erreichen kann. —

Denn mit dieser innern Harmonie aller Seelenkräfte kann er sich erst zu dem Göttlichen erheben und sich von Allem, was hier auf Erden nur unvollkommen erscheint, ein Ideal erschaffen, was hier im Leben nur Stückwerk ist, als Ganzes schauen, das Dunkle und Verworrene klar und lichtgeordnet erkennen. Selbst über die Schranken, welche der Vernunft in Erforschung der Wahrheit gesetzt sind, wird er sich glücklich erheben und wenn er auch den undurchdringlichen Schleier nicht lüften kann, wird er sich das Mangelnde seines Verständnisses durch beseligende tröstende Ahnung Alles dessen, wornach sich das menschliche Herz hier sehnt, entschädigen. Doch nicht nur solche Augenblicke begeisternder Entzückung wird er leben; das Gleichgewicht, welches ihn nie verläßt, wird ihn als ein Geschöpf, das zur Hälfte noch der Körperwelt und dieser Erde angehört, geschickt machen sich auch in dieser Welt zurecht zu finden, aber auch dem Wirklichen eine poetiche Gestalt, eine ideale Form zu geben, Allem, was ihn umgiebt den Stempel des Wahren, Guten und

Schönen aufzudrücken und selbst klaren und offenen Auges, ohne Vorurtheil, Aberglauben und Schwärmerei das Wahre stets zu erkennen, gut edel und hilfreich zu sein, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden und nicht aus Drang der strengen Pflicht, sondern aus Liebe das Gute zu thun, denn durch die Empfindung des Schönen hat die Tugend einen Reiz mehr für ihn. Widerwillen und Verachtung alles Schlechten und Gemeinen und alles Rohen und Thierischen wird ihn kräftiger machen der Vernunft und den göttlichen Gesetzen zu folgen; das Gefühl aber für das Schöne wird ihm den zarten Sinn für Ordnung, Anstand, Reinlichkeit, Reinheit und Uebereinstimmung geben und über Alles was er thut, wird sich Grazie und Lieblichkeit ergießen, so daß nicht nur er Behaglichkeit und Freude an sich selbst erleben, sondern auch Alles was sich ihm nähert heiter und glücklich sein wird.

---

## Sechster Brief.

Sie fragen ob denn die Schönheit als ein Bedürfniß und Bestreben der Seele alles Sinnliche durchaus ausschließe, und es ist gut, daß Sie fragen; es konnte leicht das bisher gesagte Sie irre führen, weil immer nur vom geistigen Leben die Rede war. Doch wenn Sie zurückgehen auf unsre frühern Briefe, so werden Sie sich wohl erinnern, daß das Schöne ein Gegenstand der Empfindung sei und daß diese schon auf der untersten Stufe des sinnlichen Lebens ihre Thätigkeit beginne und wie sie sich für sich allein und im Verein mit Gedanken und Gesinnung

bis zur höchsten Geistigkeit erhebe. So wie also Empfindung das sinnlichste Vermögen der Seele ist, so kann sich auch das Schöne, als dessen Vorwurf, nicht des Sinnlichen entledigen, ja wenn sie angeschaut wird, muß Sinnliches mit dem Geistigen aufs innigste verbunden sein. Und daher kommt es auch daß das Schöne immer zuerst vom Sinnlichen wahrgenommen und erst durch das Sinnliche dem Geiste zugeführt wird. Rein sinnlich kann aber die Anschauung der Sinnlichkeit nicht sein, denn sonst wäre es bloßer Sinnenreiz ohne Bewußtsein; doch eben so wenig rein geistig, denn sonst wäre es ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Stoff, unfähig Lust oder Unlust zu erwecken. Indessen ist der Grad, in welchen sich das Schöne mehr zum Sinnlichen oder zum Geistigen neigt, verschieden und aus dieser Verschiedenheit entstehen eigene Gattungen von Schönheit. Wenn sich nämlich das Schöne so sehr dem Geistigen und Idealen nähert, daß es der Sinnlichkeit Anstrengung kostet es zu erreichen, so nennt man es das erhabene oder kolossale Schöne, so z. B. finden wir auch in der Natur die Nacht, den gestirnten Himmel, ein Ungewitter, einen Wasserfall u. dgl. erhaben, während dem der Tag, die lichte reine Bläue des Himmels, das Grün der Fluren und der Wälder Blumen u. dgl. schlechtweg schön genannt werden. In der moralischen Welt finden wir die Aufopferung eines Helden, eines Leonidas, Winkelried, Zriny, erhaben, die Menschenfreundlichkeit und Güte eines Titus, eines Heinrich IV. eines Joseph II. schön. Erhaben ist das Leben eines nach Wahrheit und Tugend strebenden Mannes, wozu große

Anstrengung und vielfache Kämpfe erfordert werden; schön hingegen nennen wir das Leben eines stillen häuslichen Weibes, das Gatten und Kinder durch ihre sanfte geräuschlose Thätigkeit in behagliches Wohlsein versetzt.

Wenn sich aber das Schöne mehr dem Sinnlichen nähert, so ist es anmuthig oder reizend. Die Anmuth ist eigentlich die Art und Weise wie das Schöne erscheint und sich zeigt, während die Schönheit das Wesen selbst ist. Die Griechen stellten daher dir Schönheit unter dem Bilde der Venus Aphrodite dar, als ein Ideal vollkommenen Lebens in seiner größten Thätigkeit. Aber diese Göttin wurde begleitet von den Grazien oder Charitinnen, welche durch ihre Bewegungen, durch ihren fröhlichen Tanz, um ihre herrliche Gebieterin bezaubernden Glanz, fröhliche Heiterkeit, Anstand und Wohlwollen verbreiteten, und alles mit Liebe und harmloser Unschuld entzückten. —

„Es waren aber," sagt ein neuerer Schriftsteller, „die Grazien bei den Alten nicht herrschende, sondern nur Andern dienende Gottheiten. Denn Grazie ist nur dann Grazie, wenn sie nicht herrschen, oder andere verdunkeln will; sie schimmern nicht, aber Venus, der sie dienen, schimmert durch sie; sie wollen nicht erobern, aber Venus fesselt durch sie die Herzen; sie suchen keine Ergötzlichkeiten, genießen aber die, welche ihre Freundin genießt, so wie sie nur dann Trauer fühlen, wenn ihr Mitgefühl den Schmerz ihrer Freundin lindern kann. Aber nicht auf das Gebiet der Liebe und gesellschaftlicher Vergnügungen ist ihre Thätigkeit eingeschränkt, auch geistige Freuden

und Schönheiten, Musik, Beredsamkeit, Künste und Poesie verschönern sie durch ihren Einfluß. Auch Dankbarkeit und Wohlthun schrieb man ihnen zu, denn diese beiden schönen Tugenden müssen, um schonend und nicht beleidigend zu sein, unter den Augen dieser Huldgöttinnen ausgeübt werden. „Der Grazien sind drei," heißt es bei einem lateinischen Schriftsteller, „weil die eine die Wohlthaten ertheilt, die andere sie empfängt, die dritte sie dankbar vergilt."

Die Abbildungen der Grazien und ihre Namen geben uns die vollkommenste Idee von ihrem Wesen. Aglaja die Glänzende mit einer Rose, dem Sinnbilde der Schönheit; Thalia; die Fröhliche, mit dem Myrtenzweige der Liebe; Euphrosyne, die Heitere mit einem Würfel, dem Symbole harmloser Jugend. —

Aus diesem erhellet, daß stille Harmonie und Sanftmuth den eigentlichen Zauber der Anmuth erzeuge und so ist sie besonders im Moralischen dasjenige, wodurch einzig und allein das Weib beseligen und beglücken kann, wie Schiller singt:

„Mächtig seid ihr, ihr seid's durch der Gegenwart ruhiger Zauber:
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er;
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib."

Auch selbst die Natur zeigt ja durch solch' stille Erscheinungsweise ihre Anmuth und wir werden um so mehr

von ihr angezogen, je weniger das Bestreben sich aufzudringen oder auf uns einzuwirken sichtbar wird. Und darum wird so oft ganz richtig im Leben Anmuth mit Natur verwechselt, wenn uns ein harmloses Mädchen mit ihrer Art zu sein so angenehm erscheint und ganz für sich einnimmt. Erlauben Sie mir noch ein Gedichtchen vom Herder beizufügen, das diesen Gedanken so schön als treffend darstellt.

## Der einzige Liebreiz.

Die Schönheit nicht, o Mädchen nicht
Die Schönheit uns beglückt!
Die Sonn' ein Engels Angesicht,
Macht blind wer in sie blickt

Dein Putz uns nicht, o Mädchen, nicht
Dein Putz uns selig macht;
Der Pfau gar bunte Farben bricht
In dummer leerer Pracht.

Des Witzes Pfeil, ein spitzer Pfeil,
Trifft selten tief das Herz,
Er fliegt vorbei in schneller Eil,
Und lässet öfters Schmerz.

Nur eine Macht, der nichts entgeht,
Und Eine kenn' ich nur,
O Mädchen, wenn sie bei Dir steht! —
Sie heißt: Natur! Natur!

---

Das Reizende ist eine bewegtere Schönheit, die etwas mehr blendend, auffordernd und ansprechend auftritt; ob-

wohl es von erkünstelnder Gefallsucht oder Koquetterie zu unterscheiden ist, weil es immer noch in den Gränzen der Natur geblieben. Ist das Schöne in etwas verkleinertem Maaßstabe anmuthig, so nennt man es artig. Man kann z. B. ein Kind, einen Schmetterling nicht so leicht anmuthig, wohl aber artig nennen. Der verkleinerte Reiz gibt den Begriff des Niedlichen, wo nämlich das Schöne in ganz kleiner Gestalt erscheint, und eben dadurch gefällt. Sowohl das Artige als das Niedliche ist nun schon auf einer niederern Stufe der Sinnlichkeit und gibt daher weniger Genuß für geistiges Interesse. Einen ganz oberflächlichen Reiz bezeichnet das Hübsche, welches aber gar nicht mehr zum Aesthetischen gerechnet werden darf, weil wir damit nur körperliche Wesen bezeichnen z. B. ein hübsches Mädchen, insofern nur Gesichtszüge oder körperliche Gestalt gefällig sind; wer wollte aber ein Gedicht, ein Theaterstück, ein Bild oder eine Statue, Musik oder irgend etwas durch Kunst Erzeugtes hübsch nennen? Bei allen diesen muß ja das Schöne im Geistigen liegen.

# Siebenter Brief.

Sie wiederholen sich was wir in den vorangehenden Briefen gesagt haben und erhalten nur immer mehr Klarheit über den Begriff des Schönen: als etwas gesetzmäßig Lebendes, in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit angeschaut. Wer dieses Schöne zu empfinden im Stande ist, erhebt sich zum Göttlichen. Da ist denn auch gesagt worden, daß hier auf Erden keine vollständige Gesetzmäßigkeit, keine Vollkommenheit sei. Was wir daher Schönes hier im Leben, hier auf dieser Erde erblicken, ist es eigentlich nicht; wir erheben uns aber über diese Erscheinungen zu dem Bilde des Vollkommenen. Solch ein Bild nennen wir Ideal, oder was eben so viel bedeutet, das Göttliche, über Alles erhaben Vollendete. Dieses im Geist zu erreichen, lehrt uns die Vernunft, die jedem inwohnt. Also hat jeder Mensch Empfänglichkeit, für das Schöne; denn ihre Gesetze offenbaren sich Jedem, dessen Denken und Empfinden einigermaßen lebendig geworden, und Leben erzeugt wieder Leben. Wenn wir nun dieses ideale oder vollendete Schöne mit unsern Erscheinungen hienieden in Geist und Sinn verbinden, so erheben wir ihre Schönheit, und veredeln ihren Gehalt, wir idealisiren das Reale und erhöhen dadurch unsern geistigen Genuß, indem wir das

gemeine, rohe und körperliche vollendeter gestalten. Mit solchem Auge betrachten wir nun dann auch die ganze lebende Natur, die nur in so fern hinfällig, unvollkommen und mangelhaft erscheinen kann, als wir das Einzelne, in einzelnen Momenten betrachten, ohne das Ganze zu überblicken. So z. B. ist das Welken der Blumen, das Sterben der Thiere und Menschen etwas Unvollendetes, die Vernichtung Etwas Unschönes. Allein wer die ganze Natur überschaut und ihr Wirken, der sieht, daß sie nur einzelne Formen vernichte, um Andere zu gestalten und daß Nichts, auch das kleinste Stäubchen nicht, in ihr zu Grunde gehe, sondern im Tode immer wieder neues Leben keime.

Dieses Zusammenfassen des Einzelnen zu einem Ganzen verschafft uns den Begriff der hohen Vollkommenheit der Natur und wir rufen aus, wenn wir sie betrachten mit Klopstock:

„Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht,
Auf den Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt."

Gerade in der Natur ist es der sichtbare Ausfluß des herabsteigenden Weltgeistes, das Ausströmen des göttlichen Lebens, welches der Urquell alles Wahren, Guten und Schönen ist.

Aber freilich kann nur der wieder das Schöne in der Natur, d. h. das gesetzmäßig Lebendige, in seiner größten Thätigkeit und Vollendung finden, dessen Empfindungsvermögen überhaupt wach und rege ist. Der rohe Bar-

bar, ja selbst der ungeschlachte, stumpfsinnige Landmann tappt ohne Theilnahme, ohne besondere Freude, ohne Bewunderung, durch die schönsten Gegenden, an majestätischen Eichen, an lachenden Fluren und rieselnden Bächen, vorüber. Wie sehr könnte man ihm aber sein belastet Leben erleichtern und den Kreis seiner Genüsse erweitern wenn man durch Anleitung und Unterricht, seinen schlummernden Sinn für Naturschönheit zu wecken wüßte!

Ist aber dieser Sinn lebendig, dann erscheint die ganze Schöpfung doppelt belebt und aus der Sonne, wie aus jedem Krystalle, aus jedem Blatte, aus jeder Blume sieht ein geistiges Auge heraus und ladet zur Lust und Wonne ein. — Doch ist es auch hier nicht etwa allein das, was wir mit dem Sinne wahrnehmen, das Schöne; nicht die Gestalt, die Umrisse, die Farbe und das Ebenmaaß, sondern es ist das innere Leben, das Seelenartige, das Gesetzliche, die Ordnung und Einheit, die Zusammenstimmung des Einzelnen zum Ganzen, was uns entzückt, erhebt, vergnügt, erheitert und befriedigt. —

Erstlich aber die Natur im Großen. Der Anblick des gestirnten Himmels und der Sphärentanz der 1000 und 1000 Weltkörper, wo sich Alles durch eigene Schwere erhält und doch anzieht, und Wärme und Licht einander mittheilt, und wo Bahnen und Lauf auf Minuten ausgerechnet und Größe und Verhältniß auf Linien zugemessen sind; und wo etwa, wie Bode meint, in der Mitte ein Ort ist, wo der allmächtige Schöpfer dieses Alles lenkt. Mit Klopstock anbetend, rufen wir dann aus im Staube:

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
Anbetung, Dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab;
Denn Dein ist das Reich, und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen.

Doch nur dem Naturforscher und deren Eingeweihten ist es vergönnt jene Wunder zu erforschen, wir wenden unsere entzückten Blicke auf die Mutter Erde, weil doch für uns da unsere Wohnung, und so unendlich viel, da zu erforschen, zu bewundern ist. —

Doch ist es erstaunlich, wie Wenige diesen regen Sinn für Naturschönheit haben und wie fremd dem Menschen die Natur überhaupt ist, von der er doch allenthalben umgeben, von der er selbst Leben und Odem und Schmerz und Lust erhalten hat. Allein so wie unser Geschlecht aus dem ersten Zustande der Rohheit herausgetreten, hat er auch allmählig sich von der Natur entfernt und ist mit ihr nur in so fern in Verbindung geblieben, in wiefern sie seine Bedürfnisse befriedigt. Die Menschen machen es wie verzärtelte und undankbare Kinder, die nur dann zur Mutter zurückkehren, wenn sie wieder neue Wohlthaten in Anspruch nehmen, sie aber übrigens ganz vergessen und oft gering schätzen. Allein wir haben es erlebt, daß diese Vernachlässigung der Natur sich furchtbar räche; Unnatur kann man mit einem Worte denjenigen Zustand nennen, in welche wir durch die Entfernung von unsrer gemeinschaftlichen Mutter und Pflegerin versetzt

werden. Aber an diese Unnatur schließen sich alle die Mängel und Gebrechen, und aller Jammer, alle die Leiden des Körpers und der Seele die den civilisirten Menschen so tausendfältig bewegen und martern. Unnatur ist eine Krankheit, für die es durchaus kein Heilmittel gibt, außer in der Rückkehr zur verlassenen Natur selbst. Einen interessanten Beleg hiezu liefert uns Göthe im 30. Band seiner Werke, wo er von einem sentimentalromanhaften Verhältnisse zu einem solchen der Natur entfremdeten jungen Gelehrten spricht, wie es dergleichen besonders zu Ende des 18. Jahrhunderts und seitdem bis auf unsere Zeit so viele gab. Dieser Mann hatte sich nun auf Schulen ungemeine Kenntnisse gesammelt, die aber auf ihn nicht den beseligenden und beruhigenden Einfluß hatten, sondern ihn vielmehr mit sich selbst und mit der ganzen Welt in Streit versetzten. Er konnte nicht sogleich die Stelle finden, die ihm nach seiner Meinung gebührte; was sich ihm etwa fristend darbot, verwarf er mit Eigensinn. Vorgefaßte Meinungen behielt er mit Hartnäckigkeit und ward bald mit Allem unzufrieden, was ihn umgab. Er schrieb an Göthe, welcher damals durch die Leiden des jungen Werthers dergleichen junge Gemüther über die Maaßen anzog und für sich einnahm. Göthe hatte diesen Roman, worin eben ein solch mit sich und der Welt zerfallener Jüngling geschildert wird, geschrieben, um selbst der damals herrschenden Sentimentalität, die auch ihn ergriffen hatte, los zu werden. Allein der Unglückliche hatte von Göthe Würdigung seiner Bestrebungen, Rath und Hilfe in seinem kläglichen Zustande

erwartet. Göthe antwortete lange nicht, aber er besuchte ihn auf einer Winterreise in dem Harz, ohne sich zu nennen. Da fand er denn einen Menschen, der sich zwar durch Studiren mannigfaltig ausgebildet, aber von Ausen niemals Kenntnisse genommen, weil er seine Kraft und Neigung ganz nach Innen gewendet hatte. Vergebens entschuldigte Göthe als Unbekannter sich selbst, weil sich der Mann wegen Nichtbeantwortung seiner Briefe bitter beklagte. Vergebens versicherte er ihn, man könne sich aus einem schmerzlichen selbst quälerischen düstern Seelenzustande, nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien; schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Wahrheit und Belehrung: wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Innres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde.

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen ärgerlich zu werden anfängt und versicherte es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen. Und hiemit verließ ihn Göthe ohne sich zu erkennen zu geben und der Unglückliche schleppte sein übriges Leben mit dieser Zerworfenheit Friede und Freudenlos fort, ohne eben der Welt durch seine übri-

gens gelehrten Werke großen Nutzen gebracht zu haben. — Verirrte dieser Art gibt es besonders in unserer Zeit unzählige, denen, weil sie eigensinnig und verschlossen in ihren verzerrten Lebensansichten beharren, nicht zu helfen ist, und die nicht selten in Wahnsinn und Verzweiflung stürzen oder mit Selbstmord ihr qualenvolles Leben enden. — Es wäre nun ein Leichtes, ähnliche Geschichten solch unnatürlicher und verbildeter Frauenzimmer aufzuführen, die mehr gelesen haben, als für die Bestimmung des Weibes noththut oder vielleicht gar, wie leider nicht selten der Fall, sich in männliche Studien zu versteigen wagten.

---

# Achter Brief.

Ja wohl, liebe Freundin, ist es eine gefährliche Sache, sich zu dem Idealen zu erheben und jeder Schritt zur Bildung und Verfeinerung kann verderblich wirken, wenn wir den Boden verlassen, auf dem wir leben, uns von der Natur entfernen, die uns geboren hat und nähren soll, wenn wir nicht beständig das Wirkliche mit dem Eingebildeten in Verbindung erhalten.

Ein Blick ins Buch
Und zwei ins Leben,
Das muß die Form
Dem Geiste geben.

Ist es durch Lektüre, ist es durch Umgang mit Gelehrten, ist es durch eigene Betrachtungen, wodurch sie Ihren Geist auszubilden streben; immer thun Sie es mit wach-

samen Auge auf Alles, was Sie umgibt. Versäumen Sie nie Ihre häuslichen Pflichten als Hausfrau, Tochter, Schwester, über die Kunst und Wissenschaft, die Sie treiben. Ihre weibliche Bestimmung: das Leben mit Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit, mit liebenswürdiger Heiterkeit zu verschönern, bequemer und freundlicher zu machen, sei der wichtige Stoff, von dem Sie ausgehen müssen, wenn Sie sich Bilder des Vollkommnen schaffen und Ihren regen Geist darnach gestalten wollen. Merk, ein geistreicher Freund Göthe's, sagt (IV B. 95): die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt nichts, wie dummes Zeug. Wenn Sie nehmlich nicht von der Wirklichkeit, nicht von Ihrem Nähtische, der Küche und ganzen Hauswirthschaft, nicht vom Kreise Ihrer lieben Familie ausgehen, auf dem Wege der Bildung; sondern, Alles dieses außer Acht lassend, sich in's Leere, Neblichte, Ueberirdische das Luftschloß Ihrer Phantasien bauen und geistabwesend von Ihrer Umgebung, nur in jenen Höhen leben und wenn Sie denn gezwungen werden, durch die Nothwendigkeit der Bedürfnisse herabzublicken auf das, was unten ist und das Ihre Existenz durch materielle Gewalten bedingt, wenn man Sie aus den Gärten der Feenwelt, wo Alles in Wonne schwimmet, an die häusliche Arbeit, an das Krankenbett ruft, die geträumten Ideale auch auf die Wirklichkeit eigensinnig übertragen wollen, und verlangen, daß alle Sorgen und Mühen sogleich weggezaubert werden und kein Schmerz, kein Leid, nur Liebe und Wonne Ihren Kreis belebe; dann entsteht Ekel am Treiben dieser Welt und Lebensüberdruß, Unzu-

friedenheit, und selbst peinigender Jammer ohne Ende. In diesem Betracht möchte man wohl einstimmen mit Göthe, und, wenn nicht weise Lehrer die Auswahl treffen, jedes Frauenzimmer vor Büchern bewahren, wie vor unheilbringenden Unholden.

## Göthe's zweite Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn, dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Ort zu sein, die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort; du sagst mir: so möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.
Dem ist leichter geholfen, versetzt' ich, als wohl ein Andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.
Laß der Andern die Küche zum Reich, da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.

Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen, und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles was ihr die Jahrszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch, und weiß mit jeglichem Tage die Speisen,
Klug zu wechseln, und reift nun eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen
Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein
Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen ausgaben.
Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugend=beglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich, und bevölkre dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen, und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht; denn noch so häuslich im Hause
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und
Bügeln,
Hundertfältig seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,

Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

---

Allein, wohin gerathe ich! Ich höre Sie ausrufen: ist das eine Aesthetik; wie komme ich vom Schönen, Erhabenen, Anmuthigen in Küche und Keller, vom Streben nach Poesie, zur gemeinsten Prosa? Verzeihen Sie, liebe Freundin, ich gestehe, daß dieß wohl nicht ganz hieher gehört und daß ich schon im vorigen Briefe von dem Gegenstande abgewichen bin; es möge mich aber meine Sorgfalt für Ihr wahres Wohl, für Ihre Glückseligkeit und für Ihren Frieden entschuldigen, daß ich bei jedem Schritte, den ich für Ihre Ausbildung thue, ängstlich rechts und links auf Alles hinblicke, was etwa Ihre harmlose Jugend verkümmern, und sich für die ganze lange Lebensreise hemmend und quälend zu Ihnen gesellen könnte. Unter den schönsten Blumen sind die tödtlichsten Gifte; ich will Sie lehren mit Blumen spielen; muß ich nicht vor den Belladonnen, Digitalen und Euphorbien warnen?

Darum wollen wir an der Hand der Natur fortwandeln und ehe wir das Schöne in der Kunst aufsuchen, es in der weiten Schöpfung schauen und empfinden lernen. Freilich braucht es da wieder den rechten Wegweiser und mit den gewöhnlichen Naturgeschichten werden wir nicht zum Ziele gelangen, denn sie lehren uns nichts, als die Körper benennen und beschreiben, von ihren Eigenschaften nur immer das ins Auge Fallende auffassen und die Ge-

schöpfe so in ihre Einzelnheiten zergliedern, daß von dem ganzen, großartigen Leben das geistig durch die Natur hinwogt weder Empfindung noch Gedanke ergriffen wird. Eine Naturgeschichte für Geist und Herz, wo das innere Leben der Schöpfung, Wohlgestalt, Reiz und Sinniges derselben dargestellt würde, worin sich das Zusammenarbeiten des Einzelnen zu einem vollendeten Ganzen, das Bedeutungslose zum Bedeutenden, das scheinbar Zufällige zum Gesetzlichen zeigte, sollte erst geschrieben werden. Die bisherigen Naturforscher haben mehr die reelle Wissenschaft im Auge, als eine Erhebung des Geistes zum Idealen und Poetischen. Männer wie Buffon, Linné, Newton haben zu große Werke aufgestellt, um sich bei Unstudierten oder Frauenzimmer Eingang zu verschaffen, obwohl man bei ihnen (und nur bei ihnen) mehr Erhabenheit, Schönheit und Anmuth findet, als bei unsern populären Naturbeschreibern, die über die Zweckmäßigkeit in der Welt nicht herauskommen.

Die Hauptpunkte, auf die es ankommt, wenn man Liebe und Bewunderung für die Natur gewinnen will, sind denn besonders: die Uebergänge der drei Reiche vom unscheinbaren Elementenreich bis zum sichtbaren Irwisch, vom Naphta, das in den Steinklüften rinnt, bis zu dem Steine selbst, vom starren Asbest, aus dem man Faden spinnt und Leinwand webt, bis zur Pflanze, und wieder von dem beweglichen Süßklee und der Fliegenfalle der Venus bis zu den fest angewachsenen, armausstreckenden Meerpolypen und Korallenthieren aller Art. — Sodann betrachte man die Abstufungen organischer Vollkommen-

heit, vom scheinbar gestaltlosen Sandkorn, von der derben Erdscholle bis zum glänzenden Krystall, der bald als Würfel, bald als Pyramide, bald in andern Gestalten gebildet erscheint. Ebenso erhebt sich das Pflanzenleben von mikroskopischen Flechtengewächsen bis zur thurmhohen Palme und zur prächtigen Fackeldistel, die mit ihren Riesenblumen und Riesenstamme die Städte in Südamerika wie ein Pallisadenwald umgiebt. Ferner von den Infusionsthierchen, die erst durch Aufguß gewisser Flüssigkeiten entstehen, und überall in der Natur zu finden sind, mit ihrer einfachen und kümmerlichen Gestalt, bis zum Löwen und Elephanten, an denen Alles in so bestimmten Formen ausgebildet, so künstlich und zusammengesetzt alle Sinneswerkzeuge, ein vollkommen thierisches Leben hervorbringen. Aber Alles, was Stein und Pflanzen und Thierwelt hervorbringt, haben diese Geschöpfe nur im Einzelnen und in unvollkommenen Formen was der menschliche Körper im Ganzen, zu einem Ideale göttlicher Schöpfung verbunden, besitzt, nehmlich die Schönheit. Es ist ein geistiger, höherer Reiz, es ist eine strebende Anmuth, es ist ein erhabener Anblick, um einen schönen menschlichen Körper; nicht mehr das bloß Artige eines Schooßhündchens, das Niedliche eines Vögeleins und das Hübsche einer Blume. Es ist Abglanz göttlicher Schönheit, Ebenbild Gottes. Hat man erst die Natur im Allgemeinen und besonders in ihrem Zusammenhange zur Erweckung ästhetischer Empfindungen kennen gelernt und betrachtet, dann geht man wohl auch zum Besonderen über und sucht in allen drei Reichen das Schöne auf. Die meiste Ausbeute

und Ihrem Geschlechte die angemessendste Nahrung finden Sie im Pflanzenreiche. Auch hier darf nicht bei den Beschreibungen der Pflanzen und ihrem Nutzen stehen geblieben werden, denn dieß Alles ist wohl nützlich zu wissen und bei einem gründlichen Studium der Botanik, welches aber meines Erachtens nicht zum Bereiche weiblicher Bildung gehört, nöthig; allein solches Wissen ist mehr für das Gedächtniß, kaum für den Verstand; es führt zum Realen, Einzelnen, Unvollkommenen, ohne uns für die Schönheit der Natur im Ganzen zu begeistern und wir werden durch solche Naturstudien weder besser, noch edler und weiser. Ein vortreffliches Werk hat Reichenbach über Botanik geschrieben, welches in den Händen jedes gebildeten Frauenzimmers sein sollte.

Bei den Pflanzen nun ist das Anziehendste die Entstehung dieser organischen Körper selbst. Hier können wir bei so vielen andern Gegenständen menschliche Kunst und Wissenschaft von den alten Griechen lernen, wie man das Leben und Weben der göttlichen Natur auf eine zarte und sinnige Weise darstellen müsse. Welch ein schöner Mythus: wie Ceres die Göttin und Erfinderin des Ackerbaues, die Menschen lehrte den Saamen der sterbenden Pflanze in die Erde senken, um wieder eine neue Saat zu erschaffen. Ceres die Tochter Jupiters, so erzählen die griechischen Dichter, hatte eine geliebte Tochter Proserpina, welche ihr von Pluto, dem Gott der Unterwelt, geraubt wurde. Sie klagte deßhalb bei ihrem Vater Jupiter und dieser that den Ausspruch, da er seinem Bruder Pluto die liebgewordene Gattin nicht wieder ganz entreißen wollte, es

sollte Proserpina zwei Theile des Jahres im Olymp, die übrige Zeit bei ihrem Gemahle in der Unterwelt zubringen. Und dieß ist nun der Saame, welcher eine geraume Zeit des Jahres in der finstern kalten Erde liegen muß, bis er dann als Pflanze emporsprießt zum freundlichen Lichte, um in der himmlischen Luft zu leben, zu wachsen und zu blühen. Mag hier das schöne Gedicht Schiller's seine Stelle finden, damit Sie nicht erst den Brief weglegen und es nachzuschlagen brauchen.

## Klage der Ceres.

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Wilder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Dreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder;
Deine Tochter kehret nicht.

Ach! wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht!

Hast du, Zeus! sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Hat des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige;
Keiner führt zum Tag zurück,
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
Sterbliche geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur, was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels gold'nem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach! sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.

Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das gold'ne Licht,
Irret nach entfernten Sphären;
Auf die Mutter fällt es nicht:
Bis die Freude sich entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch! Verlorne Klagen:
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt er sein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle,
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sie kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniß aufgethan?
Nein! Nicht ganz ist sie entflohen!
Nein! Wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Saamens gold'nes Korn.
Traurend senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Sch ....

Führt der gleiche Tanz der Hore..
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich des Styx's, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet,
Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Kozyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,

Daß auch fern vom gold'nen Tage,
Wo die Schatten traurig zieh'n,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glüh'n.

O! so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au,
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau!
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter mahlen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

---

Eine Sprache nennt der Dichter das Einsenken des Saamenkorns, eine Sprache der liebenden Mutter zu ihrer verlornen Tochter, und gibt so der alten griechischen Fabel eine neue, noch zartere Wendung. Das Saamenkorn ist der liebende Zuruf der Mutter, welches sie trauernd in die Erde senkt an des Kindes Herz, daß es eine Sprache werde ihrer Liebe, ihrem Schmerz. Und die jungen Sprossen des Frühlings, die emporwachsende Pflanze ist die Antwort der treuen liebevollen Tochter; ein theurer Bote, eine süße Stimme des holden Mundes, welche die zärtliche Liebe zwischen Beiden nährt.

Aehnliche Mythen über das Leben der Natur sind unzählige in der griechischen Götterlehre, doch nur selten

werden sie auf diese Weise gleich anziehend für Geist und Herz dargestellt. —

Nächst der Entstehung ist denn die allmählige Entwicklung ungemein fruchtbar für ideale Darstellung: Wiederum gibt uns Göthe, gleich seinem Freunde, nach seiner Art, die tiefsinnigsten Betrachtungen in einem Gedichte, welches ich nun gleich herschreibe, weil ich es auswendig weiß und gewiß bin, daß Sie es selbst mit Vergnügen auswendig lernen werden. —

## Die Metamorphose der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über den Garten umher:
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget,
Mit barbarischem Klang, einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel. O könnt ich dir, liebliche Freundinn,
Ueberliefern sogleich glücklich das lösende Wort!
Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze,
Stufenweise geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Saamen entwickelt sie sich, so bald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach schlief in dem Saamen die Kraft: ein beginnendes Vorbild
Lag, verschlossen in sich, unter die Hülle gebeugt;
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält so der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet strebend empor, sich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt sich sogleich aus der umgebenden Nacht.

Aber einfach bleibt die Gestalt der ersten Erscheinung;
Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, sich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erste Gebild.
Zwar nicht immer das Gleiche; denn mannigfaltig erzeugt sich,
Ausgebildet, du siehsts, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachsen vorher ruhten im untern Organ.
Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
Die bei manchem Geschlecht dich zum Erstaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf mastig strotzender Fläche
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu seyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der streckenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stängel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin,
Um die Achse gedrängt, entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt. —
Also prangt die Natur in hoher, voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereitzt, Glieder an Glieder gestuft.
Immer erstaunst du auf's Neue, sobald sich am Stängel die Blume
Ueber dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung,
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand.
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.

Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch. Alles belebend, umher.
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime
Hold in den Mutterschooß schwellender Früchte gehüllt.
Uud hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an.
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sey.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Göttinn heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann, auch im veränderten Zuge —
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht aus unsrem Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

---

Mit barbarischem Klang sagt' Göthe, verdrängen die botanischen Namen einer den andern im Ohr, denn es sind griechische Namen, daher sie der Ungelehrte nicht

versteht und die man lernt, ohne was dabei zu denken. Aber nicht die Namen sollen uns beschäftigen, das geheime Gesetz, das heilige Räthsel, durch welches sich alle Gestalten ähnlich sind, und doch keine der andern gleich, sollen wir erforschen. Darum betrachte man die Pflanze werdend, wie sie aus dem Saamen keimende Blätter dem Reize des heiligen ewig bewegten Lichts empfiehlt. Aber schon im Saamenkorne liegt das Vorbild der künftigen Pflanze, Blatt und Wurzel und Krone. Doch ist die erste Erscheinung des Sprößlings einfach, wie das Kind unter den Menschen einfach, ohne den mannigfaltigen Ausdruck in den Gesichtszügen. Wie nun die Blätter folgen, wird die Pflanze immer mannigfaltiger, immer ausgebildeter, bis sie vollendet dasteht, und unbändigen Triebs in's Unendliche wachsen zu wollen scheint. Doch es ist nicht bestimmt nur grüne Blätter und Stengel zu haben, die Natur hemmt das mächtige Wachsen und leitet den Saft zu zärteren Bildungen. Wie schön, unnachahmlich schön schildert er nun das Werden der Blume, ungemein anmuthig beschreibt er wie sich Staubfaden um den Staubweg um den geweihten Altar traulich herumstellen, und unter herrlichen Düften und süßem Geruche ihre Hochzeit feiern. So senkt sich bildend in den Schooß des Kelches der Saame, um dem sich dann die schwellende Frucht erzeugt. Hier schließt die Natur, den Ring der ewigen Kräfte, aber nur bei dem Einzelnen schließt sie ihn; im Welken der Pflanze und im Tode keimt das neue Leben; denn kaum fällt die Frucht, fallen die Blätter im Herbste, so fängt auch schon

das in die Erde gesenkte Saamenkorn eine neue Schöpfung an. —

Noch könnte ich Ihnen die Metamorphose der Thiere, noch ein schönes Allemanisches Gedicht von Hebel: Das Hafernuß, noch manche Parabel von Krummacher, Aehnliches von Novalis und andern Dichtern anführen, allein Sie werden das Alles selber finden und vielleicht erleben wir Beide noch die Freude, daß irgend ein feingebildeter Naturforscher mit Benutzung solcher köstlicher Poesien eine ästhetische Naturgeschichte schreibt. —

---

## Neunter Brief.

Nicht wahr, liebe Freundin, Sie kommen nun darauf, wie unvollständig die Vorstellungen der Menschen von dem Wesen der Natur seien: dem Einen ist's eine bloße leblose Anhäufung zahlloser Geschöpfe und Gegenstände oder der Raum in dem er sich dieß alles aufgestellt denkt; dem Andern nur der Boden, auf welchem ihm die Frucht zu seiner Nahrung, das Holz zu seiner Wohnung, die Thiere zu gleichen und ähnlichen Bedürfnissen wachsen und da sind: dem sinnigen Menschen allein, der Alles mit Gedanken und Empfindung durchdringt, ist es die von dem Schöpfer ausströmende Urkraft, welche die Materie mit dem Stoffe zum Leben verbindet, und da dieses nach gewissen bestimmten und ewigen Gesetzen in größter Thätigkeit und Vollkommenheit geschieht, so ist ihm die Natur schön, erhaben und anmuthig. Also nicht das Stoffartige,

nicht diese Körper aus bekannten und unbekannten Elementen zusammengesetzt, nicht z. B. das Holz des Baumes, das aus Rinde, Bast, Mark und zahllosen Saft- und Luftröhren besteht; auch nicht die Form, die mathematisch ausgemessene und abgezirkelte Zeichnung der Linien, der Kreise, Winkel, Vierecke, der Würfel, Pyramiden u. s. w. in denen wir z. B. mit einem Vergrößerungsglase angesehen, alle die Theile des Holzstammes eingetheilt erblicken: sondern die Urkraft, welche diese Theile zu regem und gesetzlichem Leben verbindet, welche aus der Erde in beständiger Thätigkeit Saft und aus der Atmosphäre Luft, Wärme und Licht in sich zieht, so daß ein selbst den gröbsten Sinnen sichtbares, vollkommenes Daseyn oder Wesen, ein grünender Baum mit Zweigen, Aesten, Blüthen und Früchten dasteht. Das ist das Schöne, und dieses Schöne, dieses gesetzmäßige Leben in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit vermag nun der Mensch kraft seines ihm inwohnenden göttlichen Geistes schöpferisch zu erzeugen. Thut er dieß, so ist er ein Künstler und das geschaffene Werk ist ein Kunstwerk. In diesem Sinne werden Sie verstehen, was das zu bedeuten habe, wenn es heißt, die Kunst sey eine Nachahmung der Natur. Diese Definition ist nur dann richtig, wenn wir die Natur selbst für das schaffende Urwesen halten, ist sie aber etwas Erschaffenes, so steht sie weit unter dem Menschen, welcher zwar auch nur ein Geschöpf, aber ein mit geistiger Schöpfungskraft begabtes ist. Besser hieße es, der Künstler sey ein Nachahmer Gottes, und so wie Gott die höchste Idee der Schönheit und das vollkommenste Sein durch natürliche

Körper gleichsam versinnlicht und in's Leben treten ließ, eben so vermag der Mensch, der nach Gottes Ebenbilde geschaffen ist, jene hohe Idee darzustellen. Freilich ist seine Darstellung bei weitem unvollkommner als die Offenbarung der göttlichen Urkraft in der Natur, der alle Kräfte zu Gebote stehen, alle Elemente der Materie und selbst die Formen vom kleinsten bis zum größten Umfang, (man denke an die mikroskopischen Thierchen, deren tausende auf einem Sandkorne leben, und auf den Umfang der Sonne und der übrigen Fixsterne); indeß der Mensch zu seinen Schöpfungen, nur drei Hilfsmittel hat: Töne, Formen und Zeichen. Darum eben auch wird die Kunst des Menschen, nie wie eine zweite Natur in seiner ganzen Vollkommenheit in's Leben treten, sondern immer nur in ihrer ganzen Kraft dem Künstler selbst als innerliche Anschauung noch vor der Gestaltung sichtbar und genießbar seyn. — Denn weit früher als das Kunstwerk geschaffen wird, ist die Idee davon in der Phatasie. Wie ein Blitzstrahl fährt sie vom Himmel herab, und zündet Gedanken auf Gedanken. Nach den Geständnisse großer Künstler und Dichter, ist das eine Zeit voll Weh und Wohl, denn unruhig gehen sie einher wie Träumende, beinahe ohne Bewußtsein und ohne Beachtung dessen, was sie umgiebt, nur mit der werdenden Schöpfung ihres Innern beschäftigt, bis endlich die Idee vollkommen ausgebildet dasteht vor ihrem innern Auge, das damals das höchste Entzücken, die höchste Seligkeit empfindet. Die alten Griechen, die Allem auch dem Geistigsten sinnliches Leben zuschrieben, haben daher das glücklichste Bild für

das Entstehen solcher Ideale gefunden, wenn sie eine Gottheit, die sie Genius nannten, vom Olymp herab in die Brust des Menschen schweben ließen, der die wunderbare Schöpfungskraft, Begeisterung und hohe Empfindung mittheilte. Woher denn auch den Künstlern selbst der Name Genius, woraus das moderne Genie entstanden, gegeben wurde. Erst nachdem das Ideal vollkommen im Geiste vollendet dasteht, schreitet er zur Ausführung und zur Darstellung. So hat z. B. der Tonkünstler seine Harmonien lange schon, bis er endlich sie und zwar immer noch ohne Instrument oder Gesang in Noten zu Papiere bringt. Man wird sich hieraus zu erklären wissen, was den Ungeweihten der Kunst unmöglich scheint und wunderbar; daß Musiker im Kerker oder einem einsamen abgelegenen Orte, ohne Tonwerkzeuge componirten und ihre Compositionen mit den Fingern auf einem Tische oder auf irgend eine andere Weise sogar in's Einzelne ausführten, und dabei unendliches Vergnügen hatten, weil sie wirklich alles hörten, wie es Instrumente dargestellt hätten, wenn es niedergeschrieben worden wäre; man wird sich erklären, wie Beethoven in seinen letzten Jahren völlig taub im höchsten Extase auf einem verstimmten Klaviere mit abgerissenen Saiten spielte, und einen zuhörenden Freund wohl zu fragen schien mit seinem entzückten Auge: „hörst du wie schön!" und wie jeder Tonsetzer beim bloßen Lesen der Partitur dasselbe Vergnügen genießt, als ob wirklich gespielt oder gesungen würde. Denen die Kunst fremd ist, halten wohl einen solchen Begeisterten für wahnsinnig, aber in seiner Seele ist mehr Ruhe und Einklang

aller Geisteskräfte, als in dem Kopfe des besonnensten Geschäftsmannes. Allein das wird klar dadurch, wie doch ganz und gar nichts im Gebiete des Schönen die Materie sei und Alles nur auf dem lebendigen Geiste beruhe. Auf dieselbe Weise verfährt nun auch der bildende Künstler, der Maler und Bildhauer. Sein im Geiste geborenes Bild entwirft er anfangs nur mit wenig scharfen Umrissen, doch ihm ist das Ganze schon sichtbar; die übrige Ausfüllung erfordert nur mechanischen Fleiß und ein Schüler ohne alles Genie könnte sie vollenden und würde sie bei manchem Meister, dem es wie oft der Fall ist, am Fleiße gebrach sich das Handwerksmäßige der Kunst anzueignen, sogar besser machen. Allein das Kunstwerk erfinden kann kein bloßer Nachahmer und kein Stümper so wie es auch kein Schüler von einem Meister lernen wird; denn alle Künstler haben nur einen Meister und der ist Gott. Leicht wird es Ihnen nun sein, sich auch das Entstehen eines Dichterwerks begreiflich zu machen. Auch der Dichter trägt es lange mit sich herum und schwelgt lange im seligen Genusse seiner Schöpfung, bis er erst an das Werk der Ausführung geht, und die ist es, nur die allein, die ihm Mühe und Arbeit macht, und zwar mehr als jedem andern Künstler, weil er ja hiezu die unzugänglichsten und unvollkommensten Mittel, nemlich nur Worte und Schriftzeichen hat. Die lehrreichste Schilderung solcher Dichterarbeit gewährt uns der Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, worin sich diese unsterblichen Geister mit beispielloser Offenherzigkeit das Entstehen und die Förderung ihrer Dichtungen mittheilen. Wir erfahren da, mit

welcher Gewissenhaftigkeit, mit welchem ausdauernden Fleiße, mit welchem scharfen und richtigem Blick in ihre Seelenkräfte und mit welcher himmlischen Liebe sie dem Wahren, Guten und Schönen und damit der Menschheit ihr großes Leben weihten. Ich habe wohl hie und da Stimmen gehört von Menschen, die das Buch lasen, doch nicht mit dem geistigen Auge, mit dem es gelesen werden muß und die gleichsam triumphirend Schwächen an diesen großen Meistern entdeckt zu haben meinten: „mit ihrem Genius habe es doch nicht so viel zu bedeuten, da sie so mühsam und mit solcher Anstrengung hätten arbeiten müssen. Allein die Arbeit, von der sie gelesen haben, war nicht das Dichten selbst; jenes Entstehen der ersten Idee, von der freilich wenige nur eine Ahnung haben, das war das Werk des Genius; alles Uebrige ist nur das Ringen des Geistes mit dem unvollkommenem Stoffe der Darstellungsmittel. Danken wir es jenen hochbegabten Männern, daß sie es nicht müde wurden mit rastlosem Bienenfleiße ihren Werken die möglichste, äußere Vollendung zu geben, um so auch ihrer Mit- und Nachwelt Antheil zu lassen an dem Genusse ihrer beseligenden Schöpfungen. — Manche große Künstler und Dichter haben bloß für sich geschwelgt in solchem Genusse, da sie aber ungenügend, unklar und verworren darzustellen pflegten, ging mit ihnen ihre Kunst verloren, ohne fremde Herzen und Sinne belehrt, veredelt und entzückt zu haben. —

# Zehnter Brief.

Ja so ist es, liebe Freundinn, die Ausarbeitung und die Verwirklichung der göttlichen Idee des Künstlers erfordert Ernst und Arbeit, aber die Idee selbst kommt wie das Glück im Schlafe und ist ein völlig freies Spiel der Phantasie, absichtslos und ohne alles Interesse. Darum fragen so oft Menschen, die von dem unbefangenen Wesen eines Künstlers nichts verstehen: ja was will er denn mit seinem Werke? und was soll es bedeuten? was hat es zum Zwecke und was kann man daraus lernen? und dergleichen Fragen mehrere; frage man denn auch Kinder, wenn sie spielen: warum sie denn spielen? gewiß werden sie nichts anders antworten können als: „wir spielen eben, weil wir spielen.“ Es ist dieß nicht vielleicht herabwürdigend für die Kunst, daß man es mit einem Kinderspiel vergleicht, denn was ist denn auf Erden und in dieser Wirklichkeit so rein und so vollkommen, ohne alle Beimischung unlauterer Absicht, als solches Spiel. — Selbst das Wahre und das Gute ist nur im Ideale vollendet und eben darum reiht sich der spielende Genius mitten in seinem kindlichen Frohsinn so gerne an diese ernstern Urbilder an, gleich wie die Kinder mitten unter Scherzen und Lachen aus dem Kreise ihrer Gespielen hinlaufen zu Vater und Mutter um entweder ihr volles Herz

auszuschütten und ihre Seligkeit mitzutheilen oder um ihre Lust zu erhöhen, indem sie auch diese lieben Freunde zu Genossen ihres Spieles oder wenigstens zu Zuschauern machen. Freilich ward dieses himmlische Spiel nicht allen Menschen gegeben und nur wenige Auserwählte haben es vom Schöpfer mit ihrem Leben mitbekommen, und es ist ein wahres Wort, daß der Künstler und Dichter geboren werde. Vergeblich würde also ein Unbegabter mit allem Ernste Schönes zu erschaffen sich bestreben, er wird blos ein Nachahmer, ein Kleinkünstler, ein Charakteristiker, doch nie ein freier genialer Künstler werden.

Im entgegengesetzten Falle aber kann auch der Genius mit freiem Spiel der Phantasie nicht allein bestehen, er wird nur immer nach leeren Phantomen und Nebelgestalten schweifen, wird nur in unbestimmten Zügen, in allen vergänglichen Umrissen, in ungeregelten sich selbst durchkreuzenden Skizzen das schöne Bild der Seele darstellen und nie Kunstwahrheit und Vollendung erreichen. Es ist ihm daher unerläßlich, mit seinem Spiele Ernst zu verbinden; thut er dieß, weiß er auch was er klar und schön in der Idee gesehen, klar und schön darzustellen, dann erst hat er einen Styl, d. h. die rechte Art ein Kunstwerk auszuführen. Göthe hat in seinen Propytäen, wo er über Malerei so viel Treffliches sagt, diese Art der Auffassung und Darstellung in einem Schema versinnlicht:

| Ernst | Ernst und Spiel | Spiel |
|---|---|---|
| Individuelle Neigung | Ausbildung in's Allgemeine | Individuelle Neigung |
| Manier | Styl | Manier |
| Nachahmer | Kunstwahrheit | Phantomisten |
| Charakteristiker | Schönheit | Unduliſten |
| Kleinkünstler. | Vollendung. | Skizziſten. |

Es ist zwar ins besondere von Malerei die Rede, allein wie in den meisten Fällen, sind auch hier alle Künste mit einander verwandt, und es kann also diese Lehre von allen Künsten gelten. So lange demnach der Künstler entweder nur bloß seinem Spiele oder der Unbegabte bloß seinem Ernste folgt, haben beide ihre eigene individuelle Manier, d. h. eine besondere Darstellungsweise, die aber dem allgemeinen Begriffe des Schönen nicht ganz entspricht und weder vollkommene Wahrheit noch gänzliche Vollendung hat. Verbindet sich aber das Spiel mit dem Ernste, ist der geniale Künstler auch zugleich ein geschickter Arbeiter gewandt im Mechanischen seiner Kunst und fähig, so getreu, als möglich, die göttliche Idee auszudrücken, dann erhebt er sich vom Besondern zum Allgemeinen; auch die verkörperte, dargestellte Idee wird göttlich, und man sagt, er habe einen Styl, d. h. diejenige Darstellungsweise, die mit Schönheit, Kunstwahrheit und Vollendung verbunden ist. —

Freilich höre ich Sie klagend ausrufen: ja was ist es denn nun mit allen unsern Bemühungen für das Schöne, wenn uns, die wir nicht besonders begabt sind, alle Möglichkeit zu einiger Vollendung zu gelangen benommen ist? Wozu ästhetische Studien, wenn man die Kunst nicht erlernen kann? Freilich wäre dieß auch für manchen

Edlen, der voll treuen Eifers nach dem Idealen strebt sehr niederschlagend. Allein es bleibt noch jedem nach Bildung strebenden Menschen ein großer Antheil, wenn wir bedenken, daß nicht nur das Schöne zu erzeugen, sondern auch das Schöne zu empfinden und zu genießen, eines Menschen würdig, edel und göttlich sey. Denn wozu wären denn die herrlichen Gebilde unsterblicher Künstler und Dichter, wenn sie unter den Menschen keinen Anklang fänden, keine Freude verbreiteten, kein thätiges Leben erweckten. Kein Mensch ist geboren um bloß, sich den unvernünftigen Thieren gleich zu nähren, Lasten und Sorgen zu tragen, roh und gefühllos dahin zu leben, ohne seinen Blick nach oben zu richten und dort im Geiste das Wahre, Gute und Schöne zu schauen. Um so mehr muß sich ein durch Erziehung und Unterricht, in feiner Gesellschaft gebildeter Mensch zur Kunst wenden, um von ihr Harmonie und Frieden für seine Seele, Trost in unablenkbaren Widerwärtigkeiten und Erhebung aus der oft gemeinen und niedrigen Wirklichkeit zu schöpfen. Dann ist es auch nicht Zeitverlust sich selbst mit Ausübung der Kunst zu beschäftigen. Warum sollte man nicht ein schönes Lied nachsingen, warum nicht ein gutes Gedicht lesen und vielleicht sogar eigene Empfindung poetisch darzustellen suchen. Wenn wir auch das hohe, göttliche Leben in unsern Versuche nicht erreichen, so ist es doch ein erhöhter Genuß, weil ja Selbstthätigkeit immer mehr der menschlichen Natur zusagt, als bloße Einwirkung zu empfangen. Göthe sagt: die Erfahrung wiederholt sich oft, daß einen Menschen, der eben kein dichterisches Genie hat, einmal

ein artiges lobenswerthes Gedicht gelingt, und es zeigt sich darin, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenschaft hervorbringen könne. Es muß also ein Dilletant bei der Manier bleiben und aber mit vollem Ernste arbeiten, denn die Kunst verträgt durchaus kein leichtfertiges Spiel. Dann gibt der Fleiß, den wir bei der Arbeit anwenden und die Kenntniß, die wir uns dabei erwerben, dem Geiste Sinn für Ordnung, Ebenmaaß und Schicklichkeit, welcher jedermann auch im wirklichen Leben so wohl zu statten kommt. Zugleich aber dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, was das Urbild der Meister war, die wir nachahmen, nämlich die Natur. Oft müssen wir also unsere Copien mit der Natur vergleichen, und ohne Selbstliebe und Eigendünkel nachspüren, wie weit wir noch von ihr entfernt seien und die Züge nachzuholen suchen, wodurch wir auch unsern Werken jenes reiche volle Leben mittheilen könnten, um so von der ängstlichen und gezwungenen Manier, dem freien Style immer näher zu kommen. Es kann dann geschehen, daß wir durch Begünstigung unsrer Stimmung Augenblicke erleben, worin wir uns selbst bis zur höchsten vollendeten Kunstwahrheit und Schönheit erheben und in unserer Phantasie ein Spiel entstehen sehen, das uns wie mit Engelsflügel über diese Welt und ihre Nebeltage erhebt. Und so möchte mann allen, die nicht selbst geborne Künstler oder Dichter sind, aber doch ihr Leben dem Schönen weihen wollen — mit Göthe zurufen:

„Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und Liebe! —"

# Eilfter Brief.

Wir können, liebe Freundinn, noch nicht zu den einzelnen Künsten übergehen; doch soll es nur einen Brief mehr geben, der über das Allgemeine handelt. Es ist noch übrig von der verschiedenen Art zu sprechen, wie der Künstler seinen Stoff auffasse. Er ist nämlich, wie jeder andere Mensch, wenn gleich die Idee die ihn begeistert ursprünglich geistige Natur ist, doch seiner Existenz nach halb an diese Sinnenwelt gefesselt, mit der er daher mehr als jeder andere und besonders als der in's wirkliche Leben versunkene Mensch im beständigen Kampfe lebt. Nur zu oft unterliegt er nun, wenn die Verhältnisse und die Gewalten dieses Lebens, das Wahre, Gute und Schöne zerstören; darüber entsteht nun im Künstler ein gerechter Unmuth, welcher in mächtigen Zorn ausarten würde, wenn ja in der Brust eines Künstlers, (in der wenigstens in den Augenblicken, wo er schaffend wirkt, die höchste Mäßigung und Gleichgewicht aller Neigungen obwaltet,) Leidenschaft aufkommen dürfte. Doch eben diese Mäßigung gibt ihm den erhabenen hohen Frieden, mit welchem er auf die Vergänglichkeit aller Dinge, auf die lauernde Macht der Natur, die immer bereit ist, Leben und Genuß zu zerstören, auf diesen Zwiespalt, in welchem die Menschheit mit ihrer eigenen Bestimmung steht, ruhig und ge-

lassen herabsieht. Diese Stimmung der Seele nennen wir nun Ernst, der jedoch verschieden ist von dem in letzten Brief besprochenen Ernste; auf Beharrlichkeit und Genauigkeit und Thätigkeit bezieht sich jener, auf die eigenthümliche Betrachtungsweise der Dinge dieser. In diesem Ernste sind z. B. Helden- Statuen im Kampf mit Ungeheuern, Tempel und Kirchen, die in ihrer heiligen Einfalt oder düstern Wölbung und erhabenen Säulenreihen mit dem lärmenden Leben kontrastiren; eben so Gemälde und Poesien, besonders Epopöen und Tragödien; dann auch feierliche und erhabene Musik. Allein eben die Harmonie in der Seele des Künstlers wird ihn auch auf den Boden erinnern, wo er steht, so daß er sich wieder gelassen zur sinnlichen Welt wendet. Eben der hohe Ernst der aus dem Uebergewichte der geistigen Kräfte entsteht, wird ihm das Nichtige alles Sinnlichen zeigen, und er wird den Kampf des gemeinen mit dem Hohen und Edlen für einen ungleichen Kampf ansehen, nicht werth der Thräne oder des Zorns der Bessern; er wird lächeln, wie ein Riese, gegen den sich ein Zwerg zum Streite rüstet. Und so entsteht aus dem Ernste der Scherz. Es ist also der Scherz bei Kunstwerken diejenige Behandlungs- und Auffassungsweise, in welchen die Gewalt des Realen über das Ideale mit Lachen und mit sinnlichem Wohlgefühl harm- und kummerlos so dargestellt wird, daß man darüber ein ästhetisches Vergnügen hat, weil man sich freut, daß die neckenden Quälgeister des Lebens im Grunde so armselig und unvermögend seien das Ideale zu vernichten. Es fällt dabei das Ver-

kehrte in die Augen, weil nämlich gerade das Schwache in dieser Welt der sinnlichen Erscheinungen die Oberhand behält, was uns ein Lächeln abgewinnt. Diese Darstellungsweise des Lächerlichen nun nennt man das Komische von der griechischen Gottheit des Scherzes und der Laune, Komus so benannt. —

Um sich diese Lehre recht anschaulich zu machen, denken Sie sich einen weisen Mann, der voll erhabener Gedanken von seinen Bergen herabsteigt in das Thal, und da etwa von Hunden angeklafft und beunruhigt wird, so daß er unmuthig über die Störung zurückkehrt auf seine Höhen, wo er mit Unwillen herabsehen kann auf das gemeine Thiergezüchte, sich aber bald wieder in den hohen Regionen die Seele erheitert. Das ist der Ernst. Ein anderer nicht unweiser, man könnte sagen, kluger Mann, ist auch von den Bergen heruntergestiegen und wird eben so angebellt, läßt sich aber nicht irre machen und geht seiner Wege, bis er sich nach Bequemlichkeit ein Plätzchen an einem Bache im weichen Rasen findet, wo er sich mitten unter den verfolgenden Hunden niederläßt. Diese kleinen Unholde werden bald müde zu belfern, und nähern sich endlich einer um den andern, wedeln mit den Schweifen und lassen mit sich spielen, so daß der Mann voll guter Laune sein Spiel mit ihnen treibt, und ohne neue Erbitterung zu erregen, diesen und jenen einen derben Klaps versetzt, das Fell aufrüttelt oder die Ohren zupft. Die Hunde lassen sich alles gefallen, denn es däucht ihnen, als ob er ihres Gleichen wäre. Er kann nun wieder aufstehen, auf seine Berge steigen, oder wohin

er will, sie laufen ihm wohl nach, doch ist ihr Geschrei nur mehr ein schäckerndes und sie zeigen nicht mehr die Zähne. Dieß ist der Scherz.

Sie sehen das Beides Leute sind, denen es Ernst mit dem Idealen ist, nur daß der Letztere es nicht verschmäht, den Ernst auf eine Weile in den Hintergrund seiner Seele zu verbergen und zum Scheine Gemeinschaft zu machen, mit der gemeinen Wirklichkeit. Glauben Sie nicht, daß Künstler, welche es nicht für einen Raub an ihrem Adel halten, sich also zum gemeinen Leben herabzulassen, große Wohlthäter für die Menschheit, besonders für die ungebildete oder nur halb gebildete Menge seien? wie viele Sorgen und Grillen verscheuchen sie mit ihrem heitern Spiele aus den verworrenen Kreisen der Menschen! wie manche beklommene Brust, wie manches Thränen schwere Auge, wie manches Kummer belastete Herz fühlt sich wenigstens auf Augenblicke dadurch erleichtert. Man sollte daher besonders komische Dichter nicht so gering schätzen, nicht so vornehm auf sie herabblicken, weil sie es nicht verschmähen das Gemeine mit ihrem Schöpferhauche zu beleben und zu verschönern. Ja es zeigt einen Mangel und eine Lücke in dem Genie eines großen Meisters, wenn er nicht versteht neben seinen ernsten Gebilden, auch scherzhafte aufzustellen. Der ist nur einseitig, der die Welt nur immer von oben ansieht und nicht auch herniedersteigt in's Leben; ein Egoist ist der, der im hohen Genusse seiner Ideale, nur immer sich selber lebt, und nicht auch mittheilen will auf eine gemeinverständige Weise, was ihn entzückt und glücklich macht. —

Aber freilich muß das Komische immer mit dem Wahren und Guten verbunden sein; es darf nicht irre führen, nicht phantastisches Blendwerk sein, nicht das Heilige verspotten; es muß mit Grazie, mit Menschenwürde, mit Anstand verbunden sein; die Hand die den schmutzigen Erdkloß aufhebt, um ihn zu reinigen und zu läutern am Sonnenlichte des Schönen, muß selber rein sein. Welcher Mittel sich sodann das Genie bedient, um das Komische darzustellen, und von den einzelnen Gattungen desselben, also vom Witze, von Burlesken, Grotesken und Humoristischen, werden wir bei der Dichtkunst das Nöthige nachholen. In den bildenden Künsten, die ihrer Natur nach beinahe ganz rein Ideal sein müssen, findet sich seltener das Komische; doch werden wir an ihre Stelle ihre Spur jedesmal verfolgen.

# Zwölfter Brief.

Da wir uns nun sowohl von Entstehung künstlerischer Ideen als von der Darstellungs- und Auffassungsweise verständigt haben, können wir auch zu den einzelnen Künsten selbst übergehen. Die Empfindungen des Wahren, Guten und Schönen, lassen sich nämlich, wie ich schon in einem Briefe erwähnt habe, durch drei verschiedene Mittel ausdrücken: durch Formen, Töne und Zeichen. Diejenigen Künste, welche sich der Formen bedienen, nennt man vorzugsweise die bildenden und hie, zu gehören: Baukunst, Bildhauerei, Bildgießerei- Zeichnenkunst und Malerei. Zu den tonischen Künsten rechnet man: Musik, Dicht- und Redekunst. Zu den mimischen Künsten, in welchen sich der Künstler selbst zum Kunstwerk macht und sich dazu gewisser Zeichen bedient, gehören Tanz und Schauspielkunst.

Alle diese Künste stehen aber im engsten Vereine miteinander, weil sie doch alle ein und denselben Vorwurf, nämlich das Schöne, verbunden mit dem Guten und Wahren, haben. In wiefern sie einander behilflich und förderlich sind und eine der andern Gebiet betreten, in wiefern man z. B. in der Poesie und Musik malen dürfe, werden wir an seinem Orte besprechen. Bei den alten Griechen hat man auch die Künste, wie jede andere hö-

here Idee verkörpert, nämlich unter dem Bilde der 9 Musen, liebenswürdiger, gefälliger, ewig schöner und blühender Jungfrauen, deren Vater Jupiter, deren Mutter aber Mnemosyne war. Singend und tanzend kamen sie gleich nach ihrer Geburt in den Olymp, wo sie Jupiter zur göttlichen Würde erhob. Man malt die lieblichen Jungfrauen mit Kränzen vom Palmlaube oder Lorbeer oder Rosen oder den Federn, die sie den Sirenen abgenommen hatten. Die erste war Calliope von der das Heldengedicht, dann Clio, von der die Geschichte, Euterpe, von der die Flöte, Thalia von der die Komödie, Melpomene von der die Tragödie, Urania von der die Sternkunde, Erasto von der die Liebesgesänge, Polyhymnia von der die Beredsamkeit und Terpsichore, von der der Tanz. Daraus sieht man wie die Griechen bei der Eintheilung der Künste sich weniger an den Stoff als an die Form hielten. Der Künstler, welcher einen tragischen Helden in Stein bildete, diente eben so gut Melpomenen, als ein Trauerspieldichter. Uebrigens muß man die Schriften des ganzen Alterthums kennen, um das ganze Bereich des Schönen einer Muse zu wissen. Erst im Mittelalter geschah die Eintheilung in die sogenannten sieben freien Künste, als da sind: Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Musik, Dichtkunst, Redekunst und Schauspielkunst, und diese Eintheilung kommt schon der neuern ganz nahe, wie sie ihr denn auch gewiß zum Grunde liegt. Auch wir werden ihr folgen und ich will Sie der Reihe nach durch das Gebiet aller Künste führen, aber freilich von der bildenden weniger zu sa-

gen haben, da ich selbst davon, wie es bei uns Nordländern, die nur selten eine Statue oder ein gutes Gemälde zu Gesichte bekommen, häufig der Fall ist, nur wenig Kenntniß besitze und darin, wovon ich selbst keinen lebendigen Begriff habe, andern nachschreiben müßte. Allein auch das wollte ich thun, wenn es Ihnen frommen würde, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß man in der bildenden Kunst erst sehen und viel sehen und sodann darüber nachdenken müsse. —

## Dreizehnter Brief.

Lassen Sie sich nicht abschrecken liebe Freundin auch etwas über die bildende Kunst nachzudenken, wenn es uns auch so wenig Gelegenheit gegönnt ist, Kunstwerke dieser Art zu schauen und kennen zu lernen. Es ist wahr der tägliche Anblick derselben ist belehrender, als jeder Unterricht und die größten Künstler und Kunstkenner haben letztern nicht gehabt, falls sie angeborne ästhetische Empfindung d. i. jene geistige Thätigkeit besassen, welche überall gesetzmäßiges Leben in größter Vollkommenheit und Thätigkeit schauet. Doch dem diese ästhetische Anlage, dieses Auge für das Schöne, dieser Kunstsinn fehlt, der wird und wenn er täglich in den alten Tempeln der Griechen und Römer und in den prächtigen Kirchen Italiens und in den Münstern Deutschlands herumwandelt und alle Antikenkabinete und Glyptotheken Europas sieht, doch den wahren Geschmack und das Göttliche der vorge-

stellten Ideen weder erkennen, noch empfinden. Denn sonst müßten ja die Türken, Griechen und Italiener die auf den Ruinen der alten Götterwelt wohnen, die gebildetsten Aesthetiker sein; finden wir aber nicht selbst bei den Italienern nur selten rechten Schönheitssinn, denn was sie dafür ausgeben, ist nur einseitige Auffassung der Kunstwerke, von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte und immer wieder nachgeplauderte ärmliche Kunde von Namen und Kunstausdrücken, also Buchstaben ohne Geist und Kenntniß und ohne Leben. Sind auch in neuern Zeiten große Künstler unter ihnen aufgestanden, so haben Deutsche und Niederländer, die in ihrem Vaterlande von allen den Herlichkeiten nichts oder sehr wenig hatten, verhältnißmäßig eben so viele Meister aufzuweisen. Es ist also der Sinn für das Schöne im Allgemeinen, sowohl in den bildenden als tonischen und redenden Künsten, was ästhetischen Genuß verschaffen kann. Und so können auch wir, ohne viel gesehen zu haben, mit unserm regen Sinn für Dicht-Redekunst und Musik einen Blick erwerben für die bildenden Künste, der uns dann bei jeder Gelegenheit wo wir solcher Meisterwerke ansichtig werden, zu Gebote stehen und vollen Genuß verschaffen wird. Denn wer ein gutes Gedicht ganz und innig empfindet und versteht, dem ist das sämmtliche Gebiet aller Künste aufgethan. —

So wollen wir denn liebe Freundin getrost zur ersten Muse uns wenden und von der Architektur oder Baukunst sprechen. Sie werden bei näherer Beleuchtung sehen, wie unrecht man thun und sich um die reinsten Genüsse

bringe, wenn man mit dem Vorurtheile nichts davon zu verstehen Meisterstücke dieser Kunst unbeachtet läßt.

Von gewöhnlichen Gebäuden und Wohnhäusern, von Speichern — Kasernen schlechtgebauten Theatern und Kirchen kann hier freilich nicht die Rede sein; dies alles sind nur Werke des Bedürfnisses oft nur zu realen Zwecken, ohne irgend eine bildende Idee aufgeführt. Aber sobald der Mensch für seine Existenz gesorgt, Familie, Hab und Gut unter Dach und Fach gebracht hat, wo er bei gutem Auskommen vergnüglich unter den Seinigen leben kann, da fängt er auch, weil sein Geist durch die Arbeit des Erwerbs und durch den Vollgenuß der befriedigten Sinnlichkeit aufgeregt ist, zu bilden an. Bei den bekanntesten Nationen der Welt hat man daher nach den ersten bürgerlichen Einrichtungen und Gründungen von Städten gefunden, daß zuerst Tempel gebaut wurden. Es lag immer solchen Versuchen eine Idee zum Grunde, die freilich anfangs unregelmäßig und roh, sich mehr in ungeheuern Gestaltungen, in seltsamen Verzierungen und phantastischen Zusammenstellungen gefiel, wie das bei den indischen Pagoden, bei den ägyptischen Obelisken und Pyramiden und bei den Ueberbleibseln arabischer und gothischer Baukunst aus den ersten Zeiten des Mittelalters, zu sehen ist. Erst bei einer gesteigerten Kultur haben sich auch die bildenden Ideen schön gestaltet z. B. bei den Griechen und Römern und bei den Deutschen in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Wenn also von einer Architektur die Rede ist, so können nur die alten Tempel, Säulengänge, Basiliken, Theater und wohl auch

Privathäuser vornehmerer Besitzer in Herkulanum und Pompeji, Münster d. h. Kirchen mit ihren Thürmen in England, Portugal, Spanien, Frankreich, Deutschland, Schweiz und Oberitalien, sodann Dome oder Kirchen im neuern italienischen Style von Michael Angel, Palladio u. a. m. gemeint sein. —

Zuerst war also schöne Baukunst in Griechenland, doch auch hier erst, nachdem alle übrige Künste ausgebildet waren. Sie zeigte sich, wie schon gesagt, besonders in Tempeln. Diese waren an Flüssen, Quellen, auf Bergen, und Vorgebirgen, in Thälern und Wäldern, wohl auch in Städten unter Privathäusern, doch meist etwas abgesondert und auf einem freien mit Bildsäulen verzierten Platze; auch standen sie etwas erhaben, so daß man auf hohen Stufen hinansteigen mußte. Sie waren viel kleiner als unsere Kirchen, weil sie nicht zu großen Versammlungen bestimmt waren, in's längliche Gevierte gebaut, zuweilen auch rund. Ueberdieß waren sie, obschon ohne Fenster, sehr hell, denn das Licht fiel durch die geöffneten weiten Thore hinein. Das Innere der Tempel war bis auf Altäre und Götterbilder leer und ohne Sitze und bestand aus der Eingangs-Halle, aus dem gemeinen und aus dem heiligen Theile. In den ersten ging das Volk um zu beten, und zu opfern, in den zweiten thaten dasselbe die Priester. Rings um den Tempel standen mehrere Reihen von Säulen, wo sich das Volk versammeln konnte, um vor Sonnenhitze und Regen geschützt zn sein. Außer diesen Säulen waren auch an den Tempeln selbst welche angebracht, auf denen das Dach

ruhte. In den ältesten Zeiten waren dieß gewiß Baumstämme, die man auf einen viereckigen Stein stellte und oben mit einem platten Steine bedeckte, damit kein Wasser eindringen könne. Später machte man diese Säulen aus Stein, ahmten aber die Gestalt der Baumstämme nach. Jede Säule besteht also aus dem Fuße, dem Schafte, und dem Kapital oder Haupte. Auf diesem ruhte das Gebälke, das aus dem Unterbalken, dem Friese und dem Kranze bestand. Von der verschiedenen Art, wie die Kapitäler verziert waren, kommen die sogenannten Säulen-Ordnungen. Die ältesten und einfachsten derselben sein die Dorische, und die Etruskische wo das Kapital ganz ohne Verzierung ist. —

In diesen sind die meisten Ruinen der griechischen Tempel besonders in Athen. Die Jonische Ordnung hat an den Kapitälern zwei Schnecken zu beiden Seiten; sie ist die schönste unter allen. Die Tempel auf der Küste von Kleinasien und wohl auch manche in Griechenland sind darnach gebildet. In der korinthischen Ordnung befindet sich schon mehr Verzierung an den Kapitälern, welche von Blättern, die einen Deckel tragen, umgeben sind. Diese findet man häufig in Korinth selbst, dann in Unteritalien und Sicilien. Eine Zusammensetzung der Jonischen und Korinthischen Ordnung war die Römische, welche an allen römischen Bauwerken zu finden ist. Außer den Tempeln wurde die schöne Baukunst auch auf andere öffentliche Gebäude: auf Theater, Basiliken, Schulen oder Hallen, Grabmälern u. dgl. angewandt. Alle diese waren prächtig, gewöhnlich aus kostbarem Material

und im edelsten Style gebaut; während die Wohnhäuser bei Griechen und Römern selbst in Zeiten der höchsten Kultur, ganz prunklos, unansehnlich, höchstens bequem und freundlich waren. Doch gab es schon unter den Vornehmen einzelne, die sich auch ihre Wohngebäude im schönen Style bauen ließen. Besonders fand dieß bei den Römern in den Zeiten der Kaiser, wo der Luxus in Italien immer höher stieg, statt. In allen diesen Gebäuden der schönen Kunst bewundern wir noch heute die hohe Einfalt, die Symetrie, die Zweckmäßigkeit und die Festigkeit. Besonders ist es die Symetrie d. h. die Uebereinstimmung und das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander und die Vereinigung derselben zu einem schönen Ganzen, welches ein Haupterforderniß schöner Bauwerke ist. Der Anblick dieser Ueberbleibsel alter Kunst erregt bei jedem, der sie betrachtet, Erstaunen und Bewunderung, und in den Tempeln kann man sich eines heiligen Schauers nicht erwehren. Und also wird man der großen Idee, die der bauende Künstler in seinem Werke gleichsam verkörpert hat, gewahr und dadurch zu den reinsten Empfindungen erhoben. Wollen Sie sich liebe Freundin über diese Denkmäler alter Baukunst belehren, so will ich Ihnen einige Schriften erwähnen, die Ihnen hiezu die besten Anleitungen geben können. Zuerst nenne ich Ihnen: Anacharsis Reisen von Barthelemy, von dem geistreichen Verfasser im schönsten Französisch geschrieben, doch in der neuesten deutschen Uebersetzung mit vortrefflichen Anmerkungen und namhaften Berichtigungen versehen. Interessant ist dann: das Haus des Scaurus von Wüste-

mann, worin Sie ein römisches Privathaus kennen lernen. Wohl auch: Pobyklets Reise oder Briefe über Rom französisch vom Theis, übersetzt von Bennicken. —

Winkelmanns Anmerkungen über die Baukunst der Alten. Reisebeschreibungen in die klassischen Länder: Griechenlands und Italien, besonders: Göthes Italienische Reisen.

Moritz Reise nach Italien.

Kärcher's Handzeichnungen zur Mythologie und Archäologie des klassischen Alterthums.

Sie bekommen durch solche Schriften ein Bild von den großartigen Leben der Alten und werden dann mit größerm Vergnügen Alles das genießen, was die Neuern daraus schöpfend nach ihrer Weise geschaffen haben. —

## Vierzehnter Brief.

Im letzten Briefe liebe Freundin haben wir von den Bauwerken der Alten gesprochen; allein ihre Tempel sind eingestürzt und nur Trümmer sagen uns mehr wie schön das Leben jener Zeiten gewesen. In Griechenland war nach Christi Geburt Kunst und Wissenschaft verlassen und die üppigen Römer übten sie nur um den Genuß ihres sinnlichen Lebens zu erhöhen. Allein die Kunst ist zu hoch und zu göttlich für solche Erdenzwecke und sie hört auf schöne Kunst zu sein, sobald sie nur der Sinnlichkeit dienen soll. Der Geschmack verschlimmerte sich im Allgemeinen und also auch in der Baukunst. Man überhäufte

Alles mit Zierrathen, Bildsäulen und andern Schmuck, und setzte Einzelnes zu einem Ganzen ohne Sinn zusammen. Indessen machten bald unglückliche Zeiten und gewaltsame Stürme dieser Weise ein Ende und zerstörten gewaltsam das Treiben aller Kunst. Barbarische Völker kamen in endlosen Schaaren aus Asien nach Europa und verwüsteten die Städte, und jene prächtigen Tempel lagen bald in Schutt, aus dem sie erst in neuern Zeiten theilweise herausgegraben worden. Allein so wie bei den furchtbarsten Naturerscheinungen und Verwüstungen die göttliche Urkraft der Natur nicht aufhört fortzuleben, können auch solche Revolutionen das geistige Leben der Menschheit nie ganz ersticken. So erhob sich allmählig der Geist des Menschen, genährt und wunderbar gestärkt durch das Christenthum aufs Neue. Eben die Barbaren, die Alles zerstört hatten, ließen sich bald früher oder später in neugegründeten Reichen nieder und kaum hatten sie für ihr leiblich Genüge gesorgt, so erwachte auch bei ihnen der Bildungstrieb. Voll des neuen Glaubens, den sie in der neuen Heimath angenommen hatten, bauten sie Kirchen. Freilich waren diese Werke nur roh, regellos und ohne Schönheit, wie alle Anfänge in der Kunst und da die Tempel der heidnischen Germanen Wälder waren, so ahmten sie den Tannenbaum in ihren Kirchen nach, stellten, hohe schlanke Säulen bedeckt von Gewölberippen neben einander, so wie sich Tannenäste an den Gipfeln verzweigen; hohe Thürme, weil das Hohe und Riesige den Wilden und ungeschlachten Menschen besonders imponirt. erhoben sich gegen Himmel, aus deren Spitzen,

wie aus Bäumen Knospen hervorschießen. Das Ganze war dann eine gewächsähnliche Krystallisation. Weil gothische Völkerschaften diese Bauart übten, so nannte man sie die gothische, welches eben so viel heißt als deutsche, da die Gothen auch zu den großen Deutschen oder germanischem Stamme gehörten. In dieser Art wurden nun christliche Kirchen erbaut, aber es waren Werke der freien Phantasie, doch ohne die Regel der Vernunft, also nicht Empfindungen des Guten, Wahren und Schönen im schönen Vereine erweckend. Der Hauptgedanke der ihnen zum Grunde lag war die Pyramidalform; als eine geschmacklose Künstelei bemühten sie sich besonders das Auge durch, dem Anschein nach schwach unterstützte, spitzige Gewölbe zu fesseln, so daß man in Furcht schwebt, das Gebäude werde jeden Augenblick zusammenstürzen. Allein eine Kunst, die durch solche Mittel Furcht und Schrecken zu erregen sucht, kann keine schöne genannt werden. Wer von der göttlichen Idee des Schönen ergriffen wird, muß frei von wirklicher Gefahr sein und die Gefühle müssen freiwillig, nicht erzwungen sein. Indessen entwickelte sich im zehnten Jahrhundert schon an diesem ungeheuern und unförmlichen Bauwerken die Idee des Schönen und es entstanden um diese Zeit bald erstaunungswürdige Gebäude, die sich dem edeln Style näherten; die meisten wurden aber leider so ungeheuer groß angelegt, daß man Jahrhunderte lang an ihnen zu bauen hatte, ja mehrere derselben, bis auf den heutigen Tag noch unausgebaut und unvollendet dastehen, wie z. B. die Dome zu Köln und Mailand. Zu den vortrefflichsten

Kirchen dieser Art gehört der Münster zu Straßburg, von Ervin von Steinbach begonnen, aber erst nach 400 Jahre vollendet. Lesen Sie doch was für ein Denkmal Göthe im XXXIX. Band seiner Werke diesen Baumeister setzte. Besonders stellte im 13. Jahrhunderte der deutsche Jakob, (die Italiener nennen ihn Jacopo;) Baumeister in Florenz, den bessern Geschmack wieder her, und es entstand eine neue Schule, in der auch bald Italiener sich auszeichneten. Der Riesen Dom von Mailand wurde in dieser Zeit angefangen; damals wurde die Stephanskirche mit ihrem Thurm und mehrere andere vortreffliche Gebäude deutscher Baukunst in Frankreich, England, Spanien, Portugal, Italien uud Deutschland gebaut. An diesen scheinbar regellosen Massen sieht man schon überall Regel und Maaß beobachtet, und obgleich ihre Symetrie und Proportion mit häßlichen Zierrathen, wie zum Trutz verdeckt ist, gewähren sie doch durch ihre großartige Schönheit, die aus dem Wuste und der Verworrenheit des Stoffes und der Behandlung hervorleuchtet, unendliches Vergnügen. Indessen war noch immer ein großer Unterschied der Gothischen oder Deutschen und Griechischen Bauart, welcher wohl großen Theils in den Zeitumständen, den religiösen Ansichten und dem gesammten Leben des Mittelalters zu suchen ist. Wilde Fehden und wilde Sitte, herrschte damals, drum nahm die christliche Kirche einen so ernsten, strengen und über die Verworfenheit der Menschen betrübten Blick an, der sich denn in dem gothischen Münster aussprach, wo riesige Gewölbe und abentheuerliche Gestaltung der Säulen die Sünder mit Schauder

ergreifen. Die überflüssigen Schnörkel und Zierrathen waren meistens sinnreiche Räthsel, durch welche Künstler die schlummernde Denkkraft wecken wollten. Der Charakter der Bauart war also düsterer Ernst; sparsam nur brach das Sonnenlicht durch die bunten Fenster herein; dafür aber Festigkeit und Jahrhunderten trotzende Dauerhaftigkeit mit gleich hohen Baumlauben sich begegnenden Bogen, die eine unterbrochene Wölbung bildeten. Zur Erhabenheit und Majestät dieser Gebäude und ihres Anblicks von außen trugen viel die hohen Thürme bei. Nun aber entdeckte im vierzehnten Jahrhundert der Italiener Brunelleschi mit dem Maaßstabe in der Hand, auf den Ruinen alter Denkmäler, die alten Ordnungen der Baukunst und er und seine Nachfolger bildeten herrliche Gebäude nach griechischem Style. Besonders waren es im 16. Jahrhundert Della Porta, Michael Angelo Buonaroti und Palladio, welche in dieser Weise fortfuhren. Prächtige Kirchen, Palläste, Grabmäler, Brücken und andere Bauwerke entstanden mit schönen Verhältnissen an den Säulen, ohne geschmacklosen Zierrath und mit Kuppeln, d. h. Wölbungen, im freien ununterbrochenen Bogen. Das herrlichste Werk dieser Art ist die Peterskirche in Rom. Sodann erhob sich in allen christlichen Ländern, der bessere Geschmack, die schönste und größte Kirche neuerer Zeit ist aber wohl die St. Paulus Kirche in London, welche der große Baumeister Wren unter der Königin Anna begann und in 40 Jahren vollendete. Er lebte selbst 89 Jahre und hatte das seltene Glück sein begonnenes Werk selbst zu vollenden, während dergleichen

Riesen=Gebäude, wie wir schon gesagt haben, gewöhnlich von mehreren Meistern in einem Zeitraum von 100 und mehreren Jahren gebaut wurden. Freilich ist dieß zugleich ein Beweis von der Thatkraft, Großherzigkeit und dem Reichthum der brittischen Nation. Weniger erfreulich für den betrachtenden Geist sind wohl die prächtigen Palläste und Lustschlösser in Paris und Versailles, die besonders Ludwig XIV. nur zu seiner Prachtliebe und Vergnügungssucht bauen ließ. So hätten wir mit wenigen Umrissen die Geschichte der Baukunst dargestellt, und es wird Ihnen nun leicht sein, sich selbst einen allgemeinen Begriff über diese herrliche Kunst zu bilden. Bei ihr ist nämlich das Schöne höchst einfach und auf mathematische Wahrheit begründet. Es ist ein Leben der Ordnung, und der Regel, eine durch die Kraft der Idee imposante Macht. Ihre erhabene und ruhige Größe, ihr schweigendes Leben, das mit der unscheinbaren Thätigkeit der kräftigen Natur zu vergleichen ist, ist für den ersten und oberflächlich vorübergehenden Anblick mehr ergreifend, erstarrend, als belebend. Das ist das Gefühl, wenn wir in einen Dom, in einen Pallast eintreten; es überfällt uns Schauder, als ob wir in einen kalten Wasserstrom die Glieder tauchten; wenn wir aber eine Zeitlang da weilen so findet sich bald, wie bei dem kalten Bade, die wohlthätige Wärme und die feinsten Empfindungen erwachen und die Seele geräth in das wonnigste Spiel der Phantasie. Wir glauben Musik zu hören, Engel Gestalten zu sehen und Götter=Bilder. In diesem Sinne nennt Schlegel die Architektur mit Recht eine gefrorne Musik, denn alle Empfin=

dungen und Gefühle erscheinen in ihren Meisterwerken durch Frost und Gluth krystallisirt. Und diesen Eindruck macht die Baukunst auf Jedermann; nicht nur der Gebildete, auch das gemeine Volk wird von ihrer Schönheit gleichsam bewußtlos ergriffen und hingerissen, weil sie die göttliche Idee des Schönen auf eine so klare und faßliche Weise versinnlicht. Darum haben von jeher große und schöne Gebäude, besonders Tempel und Kirchen unendlich wohlthätig auf die Bildung der Völker eingewirkt und das Verweilen in einem Dome ist eben so belehrend, eben so veredelnd und heiligend, als die salbungsreichste Predigt. —

So ist denn die Baukunst durch ihre Hoheit und durch den allgemeinen Einfluß, den sie ausübt, die königliche Sonne unter den Künsten, mit denen sie innig verwandt ist; sie ist eben so gut Dichtung, wie das Bild, wie ein Lied, wie eine Statue, und hat eben die mannigfaltige Auffassungs- und Behandlungsweise: Ernst und Spiel, letzteres aber freilich nur in sehr mäßig gehaltenem Grade, denn eine komische Architektur gibt es nicht; die sogenannten hangenden, d. i. schiefgebauten Thürme in Bologna und Gellenhausen sind so wie die chinesische Baukunst kindische Spielereien des menschlichen Aberwitzes. Doch kann sich, so wie wir an den griechischen Tempeln gesehen haben, besonders in Palästen, Landhäusern u. dgl. Gebäuden Heiterkeit sehr wohl darthun, lesen Sie z. B. die Beschreibung, die Plinius der Jüngere von seinen Villen macht, deren er eine wegen ihrer düstern Anlage und Umgegend das Trauerspiel, die andere nach ihrem freundlichen Aussehen das Lustspiel nennt. Auf jedem Fall wird sich jeder

Vernünftige lieber ein lichtes, klares und heiteres Wohnhaus bauen; denn es wäre ja Thorheit sich Jammer und Elend aus Steinen zu machen, da es dessen im Leben gibt.

---

## Funfzehnter Brief.

Wir kommen zu den zeichnenden Künsten, zu der Bildhauerei, Steinschneidekunst, Bildgießerei, Zeichen- und Malerkunst. Sie haben es alle mit der Nachahmung natürlicher Gegenstände zu thun, sind aber doch in der Ausführung sehr verschieden. Die Bildhauerei gibt die ganze vollkommene äußere Gestalt, gleichsam die geformte Masse; läßt jedoch alles Unwesentliche, als da sind Farbe, Augenlicht, und meist auch alles Zufällige und Künstliche, z. B. Kleider, hinweg. Sie zeigt also das Edelste, nehmlich die Form am vollkommensten, und daher ihr unendlicher Reiz und mächtiger Einfluß auf die Erhebung der menschlichen Seele, weil sie mit einem Blicke so vollkommenes Leben darzustellen vermag. Durch jede andere Kunst kommen wir nur erst theilweise zu der Anschauung des Schönen. So ist z. B. ein einzelnes Wort noch nicht genügend uns einen Gegenstand darzustellen, erst Wort an Wort und Rede an Rede bildet ein Gedicht und so ist es mit den Tönen und auch mit den einzelnen Figuren eines Gemäldes. Bei einer Statue fassen wir mit einem Mal das Ganze. Allein hier ist nicht etwa die Rede von einer mühsamen Kopie der Natur; so ist z. B.

eine in Stein gehauene Menschengestalt, worin nur die äußere Form richtig ausgebildet dasteht, bei weitem keine Natur und kein Kunstwerk. Es muß darin auch das Leben, und zwar in großer Vollkommenheit, sichtbar sein. Doch will ich Ihnen dieses klarer durch Beispiele machen und Ihnen einige der größten Meisterwerke in dieser Kunst nach den Ansichten berühmter Kunstkenner vorführen. Die Griechen waren auch in dieser Kunst Meister für alle Zeiten, denn was in Indien und in andern Morgenländern aus dem Alterthum gefunden wird, was von egyptischen Denkmälern noch vorhanden ist, ist starre Bildung, meist ohne Leben und ohne Reiz. Selbst die ältesten griechischen Statuen haben noch diesen seelenlosen Charakter. Aber in den Zeiten Pericles, wo der größte aller Bildhauer, Phidias, lebte, erhob sich die wahre Schönheit der Skulptur. Die ersten Künstler bildeten aber in Marmor und andern Steinen, erst später entstanden Bildsäulen aus gegossenem Erze. Schade, daß Barbaren und Fanatiker Kunstwerke aus diesen und den folgenden Zeiten gewaltsam zerstörten; dem Stoffe nach wären sie geeignet Jahrtausende fortzubestehen. So ist nur Weniges davon auf uns gekommen.

Eins der berühmtesten Meisterwerke ist die Gruppe des Laokoon, welche man im Jahre 1506 unter dem Papst Julius II in dem Gewölbe eines Weinberges, das ein Wasserbehälter eines Bades gewesen zu sein scheint, entdeckt wurde. Sie befindet sich jetzt in dem Belvedere zu Rom. Ehe ich aber dieses Kunstwerk zu beschreiben beginne, muß ich Ihnen den Mythus von Laokoon, wenn

Sie ihn etwa nicht schon kennen, erzählen. Es war nehmlich die alte Stadt Troja schon 10 Jahre lang von den Griechen belagert, als Ulysses sie durch List zu erobern beschloß. Zu diesem Zwecke bauete er ein hölzernes Pferd, in dessen hohlen Bauche er sich selbst mit 29 Gefährten verbarg. Die übrigen Griechen brachen das Lager ab, gingen auf ihre Schiffe und verließen zum Schein die Küste von Troja. Die Trojaner kamen bald heraus und wollten das Wunderwerk in die Stadt ziehen. Davor warnte sie der Priester Laokoon, der seine Lanze in die Seite des Pferdes warf. Als er aber später mit seinen beiden Söhnen am Altare opferte, kamen zwei ungeheure Schlangen, die alle drei mit ihren Leibern umwanden und tödteten. Worauf denn die Trojaner, weil sie dieß für eine Strafe der Götter ansahen, daß Laokoon sich an dem Heiligthum versündigt hatte, das Pferd wirklich nach Troja brachten und so ihren Untergang beschleunigten. —

Wie der Künstler diesen Mythus aufgefaßt und in welchen Momente er ihn dargestellt, kann ich Ihnen am besten mit den Worten Göthe's (38. Bd. 33. Seite) sagen. Dieser große und feine Kunstkenner hat die Gruppe in Rom gesehen und darüber eine meisterliche Abhandlung geschrieben, worin er nicht nur von den trefflichen Kunstwerken selbst, sondern auch zugleich von der ganzen Bildhauerkunst im Allgemeinen trefflich urtheilt. Hier ein Auszug.

Alle hohen Kunstwerke stellen die menschliche Natur dar, die bildenden Künste beschäftigen sich besonders mit dem menschlichen Körper. Die Kunst hat viele Stufen,

auf jeder derselben können vorzügliche Künstler erscheinen, ein vollkommenes Kunstwerk aber begreift alle Eigenschaften, die sonst nur einzeln ausgetheilt sind.

Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns:

1. Lebendige, hochorganische Naturen. Man erwartet vor Allem Kenntniß des menschlichen Körpers in seinen Theilen, Maßen, innern und äußern Zwecken, Formen und Bewegungen im Allgemeinen.

2. Charaktere. Kenntniß des Abweichens dieser Theile in Gestalt und Wirkung. Eigenschaften sondern sich ab und stellen sich einzeln dar; hiedurch entstehen die Charaktere, und es können die verschiedenen Kunstwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältniß gegen einander gebracht werden, so wie auch, wenn ein Werk zusammengesetzt ist, seine Theile sich bedeutend gegen einander verhalten können. Der Gegenstand ist:

3. In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Theile können entweder für sich bestehend, ruhig ihr bloßes Dasein anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, leidenschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden. —

4. Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, ausdauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden, und ihn also aus seiner beschränkten Wirklichkeit herauszuheben, und ihm in einer idealen Welt Maaß, Grenze, Realität und Würde zu geben.

5. Anmuth. Der Gegenstand aber und die Art ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich: der Ordnung, Faßlichkeit, Symetrie, Gegenstellung u. s. w., wodurch er für das Auge schön, das heißt anmuthig wird.

6. Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maaß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.

Unsere Gruppe erfüllt nun alle die Bedingungen. Man wird mir den Beweis erlassen, daß die Kenntnisse des menschlichen Körpers, daß sie das charakteristische an demselben, sowie Ausdruck und Leidenschaft zeigen. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sei, wird sich aus dem Folgenden ergeben; daß man das Werk schön nennen müsse, wird wohl Niemand zweifeln, welcher das Maaß erkennt, womit Extrem eines physischen und geistigen Leides hier dargestellt ist.

Allein ich müßte Ihnen die ganze Abhandlung abschreiben, daher will ich nur kurz sagen, worin Göthe besonders auch so viel Anmuth finde und Ihnen überlassen, das Uebrige im 38. Bande seiner Werke ausführlicher zu lesen. Er zeigt nämlich, wie die Kunst in dieser Gruppe das Gräßliche des Gegenstandes zu mildern verstanden. Und wie geschieht dieses? Erstlich wurde der glücklichste Moment der Handlung gewählt. Der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz, erschrickt nur über die augen-

blickliche Verwundung und Bewegung des Vaters, und schreit auf, indem er das Schlangen-Ende von dem einen Fuße abzustreifen sucht. Der Zweite ist schon öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt; durch die Bewegung des rechten Armes sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber beißt sie. Der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte. Die große Schönheit des Kunstwerks geht verloren, sobald ein früherer oder späterer Moment gewählt ist. Man denke sich, daß der Vater mit seinen beiden Söhnen schlafend von Schlangen umwunden worden. Dieses dargestellt, mußte wohl den Betrachtenden mit banger Ahndung erfüllen; aber es wäre für die Kunst gar zu unbedeutend; die Menschennatur nur leidend oder vielmehr in bewußtloser Gefahr schwebend dargestellt, kein Kampf, kein Streben, kein Zeichen weder des sinnlichen noch des geistigen Lebens!

Denke man sich wiederum die Handlung vorgerückt, so wird der jüngste Sohn entweder von der Schlange erstickt oder gebissen. Beide Fälle sind unerträglich, weil sie ein Letztes sind, das nicht dargestellt werden soll. Der Vater wird entweder von der Schlange noch an andern Theilen gebissen und dadurch ohnmächtiger, weniger strebend und kämpfend; durch dieß und die angezeigten ersten

Bisse ein erbärmlicher, ja ein ekelhafter Anblick: oder die Schlange kann sich umwenden und den ältesten Sohn anfallen; dieser wird alsdann auf sich selbst zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Theilnehmer, der letzte Schein von Hoffnung ist aus der Gruppe verschwunden, es ist keine tragische, es ist eine grausame Vorstellung. Der Vater, der jetzt in seiner Größe und in seinem Leiden auf sich ruht, müßte sich gegen den Sohn wenden, er würde theilnehmende Nebenfigur.

Die Anmuth des Ganzen wird dann ferner auch noch durch die stufenweise Steigerung des Vorgestellten erhöht. Dieß erhellt schon aus der Wahl des Moments. Die eine Schlange umschlingt nur den einen Sohn enger, ohne jedoch zu beißen, die andere wird aber gereizt und verletzt ihren Gegner. Und was die drei Menschen betrifft, so strebt der jüngere unmächtig, er ist geängstigt, aber nicht verletzt; der Vater strebt mächtig, aber unwirksam, vielmehr reizt er seinen Gegner und wird verwundet; der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt und erschrickt nur über dem Vater und macht Bewegung der Gefahr zu entfliehen. Also erregt das Vorgestellte Mitleid, Furcht, Schrecken, aber auch zugleich mildernde Hoffnung. Durch diese verschiedenen und stufenweisen Empfindungen kommt Gleichgewicht in die Seele des Beschauers und der leidenschaftliche Ausbruch wird gemäßigt, so daß er sich mit Wohlgefallen und mit Ruhe der Betrachtung hingibt.

Eben so befriedigt und beschäftigt wird das Schönheitsgefühl durch die Wahrheit und Natürlichkeit der Darstellung. Die drei Menschen sind so meisterhaft und nach

der Natur gestaltet, daß man die Bildung der Muskeln und Sehnen, die Stellungen und Windungen der Glieder und den Ausdruck der Gesichtszüge zu bewundern hat und dadurch von dem Entsetzlichen des Gegenstandes abgezogen wird.

Die höchste geistige Anmuth wird aber durch den erhebenden Gedanken erregt, der in die ganze Gruppe von dem Künstler so meisterhaft gelegt ist. Ich meine das Streben und Kämpfen einer großen Menschennatur, das in voller Thätigkeit über sinnliche Leiden zu siegen trachtet. Angst, Furcht, Schrecken scheinen sich durch die Adern des Marmors zu bewegen, in dieser marmornen Brust aufzusteigen, auf dieser marmornen Stirne sich zu furchen. Wenn man diesen Gedanken faßt, dann sieht man keinen Todeskampf bei einem herrlichen, strebenden, gesunden, kaum verwundeten Körper und der Mensch wird befreit von dem betäubenden und vernichtenden Schmerze, weil diesen die hohe Anmuth der Darstellung mildert. Doch wie gesagt, Sie müssen das Alles bei Göthe selbst lesen. Mit nächstem Briefe werde ich Ihnen etwa auch ein zweites Meisterwerk der Skulptur auf diese Weise erklären. —

# Sechszehnter Brief.

Das zweite Meisterstück an der Skulptur ist der berühmte vaticanische Apoll in Rom.

Auch an diesem finden wir, wie bei der Gruppe Laokoon's Naturwahrheit, Ausdruck und Leidenschaft, man möchte sagen Spuren der Gedankenbewegung, aufgelöst im Schmelz der Schönheit, in einen leichten Schleier der Anmuth gehüllt. Alle Schönheit des menschlichen Körpers, die man in Einzelnen und bei Einzelnen findet, stellt sich hier im Ganzen dar. Es ist die höchste idealisirte Natur. Nächst dem ist Alles in dem Momente dargestellt, wo gerade der Affekt den höchsten Grad erreicht, aber eben in die Bewegung des Zeitlichen aus dem Räumlichen hinüberspielen will. Da aber Skulptur nichts in der Folge, sondern Alles fest und beharrlich darstellt, so ist der Moment zu einer einzigen Totalanschauung in die Form des Raumes gleichsam zusammengedrängt, und gleichsam versteinert. —

Diese Statue ist zu Nettuno (Antium), einem Lieblingssitze der römischen Kaiser gefunden worden und war dort der ergänzende Theil irgend eines Gebäudes. Da er gerade drohend den Arm erhebt, so scheint er auch zu einer ganzen Gruppe von Statuen gehört zu haben, welche aber verloren gegangen ist. Die meisten Kunstkenner meinten,

Apollo werde in dem Momente dargestellt, wie er die pythische Schlange tödtet. Neuere wollen ihn mit der Gruppe der Niobe in Verbindung bringen, am wahrscheinlichsten ist was Feuerbach meint, daß es eine Scene aus dem Trauerspiele des Aeschylus: die Eumeniden vorstelle. —

Orestes nämlich, der auf Befehl der Götter seinen Vater Agamemnon durch Muttermord gerächt hatte, wurde von den Furien verfolgt. Er flüchtet in den Tempel Apollo's zu Delphi. Aber die Furien sind ihm auch hieher gefolgt, doch von der stillen Heiligkeit des Ortes überwältigt, versinken sie in Schlaf. Während dem räth ihm Apollo nach Athen zu fliehen. Doch der blutende Schatten der Clytemnestra weckt die Schlafenden und verräth ihnen die Flucht des Sohnes und reizt sie zu neuer Verfolgung. Und wie sie rasen, wie sie sich furchtbar erheben, tritt Apollo aus dem Tempel heraus und zürnend spricht er:

> Hinaus, ich will's, aus diesem Heiligthume, schnell
> Hebt euch hinweg; vom Sehersitze lasset ab,
> Damit ihr nicht die blanke Flügelschlang' empfäht,
> Die los von goldgetriebner Sehne schwirrt u. s. w.

In diesem Moment nun ist Apollo abgebildet. Der linke Fuß ist nicht nachgezogen, als ob er stehen bleiben wollte. In dem Augenblick glaubt man, er werde thun, was er gedroht. Der linke Arm streckt schon den Bogen dem Feind entgegen, doch ist er noch nicht straff gespannt; der rechte spielt in freier Bewegung, aber im Augenblick bereit, den Pfeil aus dem Köcher zu holen; sein Haupt ist gebieterisch aufgerichtet und gebieterisch gehoben. Nur die zürnende Miene und der drohende Arm ist der Furie

zugekehrt, aber der Leib scheint sich aus Abscheu von ihnen wegzuwenden.

In dem zornigen Antlitz aber leuchtet auch zugleich die himmlische Güte, die sich schützend des Unglücklichen annimmt und das waltende Verderben von ihm abzuwenden verheißt. So wie er auch dort in der Tragödie sagt:

Ich bin sein Hort und meinen Schützling rette ich!

Sie sehen, wie das Gebiet der Skulptur in die Dichtkunst hinüberschweift, besonders da, wo beide klassisch sind, und ich bin geflissentlich länger bei diesen Gegenständen verweilt, weil Ihnen dadurch Vieles in der Poesie verständlich und mancher Reiz aufgeschlossen werden soll, der all denjenigen Lesern entgeht, die ihren Geschmack nur lediglich durch moderne, mehr sentimentale als plastische Lektüre, ausgebildet haben.

## Siebenzehnter Brief.

Sehen Sie wie es wahr ist, daß Werke der bildenden Kunst uns oft ganz kalt und gefühllos lassen, bis man nicht auf ihre Schönheiten aufmerksam gemacht und über Vollendung des Einzelnen und Ganzen belehrt wird. Sie haben, wie Sie schreiben, gleich nach Empfang meines vorigen Briefes den Theseus und das Grabmahl der Christine, diese beiden Meisterwerke Canova's, wieder angesehen und es war Ihnen mit einem Male der Sinn für die Kunstwahrheit derselben wie erschlossen, Sie fanden

was Sie früher nie gefunden hatten, wo Sie nur wie gedankenlos und ohne bestimmte Gefühle früher anstaunten und bewunderten; Sie konnten nicht satt werden zu schauen und genossen das reinste und schönste Vergnügen, das ein Mensch hienieden genießen kann. Je öfter Sie diese Besuche wiederholen werden, desto mächtiger wird sich Ihr Kunstsinn regen, desto geordneter werden Ihre Urtheile darüber werden und desto inniger werden Sie den unbeschreiblichen Reiz empfinden, den echte Kunstwerke besitzen. Seit dem Wiedererwachen dieser hohen, aber höchst seltenen Kunst ist in der That Canova am glücklichsten gewesen. Er hat sich ganz nach griechischen Mustern gebildet, von denen besonders in Italien, in Rom, in Florenz herrliche Ueberbleibsel vorhanden sind: außer den Laokoon und den vaticanischen Apoll, von denen wir bereits gesprochen, die Gruppe der Niobe, die Medizeische Venus zu Florenz, Antinous, der Farnesische Herkules, der Fechter, der Stier (toro) und der leider verstümmelte Herkulesrumpf (torso) in Rom. Als im 15ten Jahrhundert Künste und Wissenschaften wieder auflebten, ist auch die Skulptur in Italien wieder emporgekommen. Michel Angelo Buanorotti, von dem ich Ihnen schon als Baumeister geschrieben habe, ist aus dieser Zeit der größte Meister. Sein Moses in der Lateran-Kirche zu Rom ist das Erhabenste, was man in neuerer Zeit in Marmor gebildet hat. Seitdem haben Viele treffliche Kunstwerke geliefert, die aber, wenn es nicht Kopien waren, meist weit hinter den Alten zurückgeblieben sind. Erst in neuester Zeit hat Canova aus Florenz die hohe Kunst wieder zum wahren Styl erhoben.

In Italien, Frankreich, Deutschland und England stehen Meisterwerke von ihm. Ihm zunächst und vielleicht in manchen über ihn, ist der Isländer Thorwaldson. Aber auch Deutschland hatte in der letzten Zeit große Bildhauer und hat sie noch, ja selbst in unserm Vaterlande arbeitet Franz Ferenczy, den Canova selbst für seinen besten Schüler erklärte; sein bisheriges Meisterstück, ein Hirtenmädchen, das in den Sand den Namen ihres Geliebten schreibt, steht im Pesther Nationalmuseum; eine gute Abbildung davon finden Sie in dem ungarischen Taschenbuche Aurora vom Jahre 1828.

Immer werden indessen große Bildhauerarbeiten in Marmor selten sein, weil sie zu kostbar und nur bei namhafter Unterstützung ganzer Nationen oder regierender Häupter ausführbar sind, darum haben sich die meisten Künstler mehr mit Skulpturarbeit im Kleinen ausgezeichnet und es befinden sich beinahe in allen Hauptstädten Europa's sowohl in öffentlichen als Privatkabinetten große Sammlungen von geschnittenem Steine, Kameen, Basreliefs und Hautreliefs. Sie werden in dieser Hinsicht im Wiener Antikenkabinet einen herrlichen Kunstschatz finden. —

Die Basreliefs sind Skulpturarbeiten mit halb erhobenen Figuren, welche man auf Triumphbögen, Gebäuden, Grabmälern, Vasen u. dergl. findet. Von geschnittenem Steine ist eine große Menge noch aus dem hohen Alterthum der Griechen und Römer, aber auch aus der neuen und neuesten Zeit vorhanden. Es sind dieß Edelsteine, in welche die Figuren entweder tief oder er-

haben geschnitten sind. Die tief geschnittenen gebrauchten die Alten zu Ringen, besonders zu Siegelringen. Die erhaben geschnittenen, welche man auch Cameen nennt, wandten sie zum Schmucke an, zu Hals- und Armbändern, Leibgürteln, Schnallen und zur Garnirung von Gold- und Silbergeschmeide. —

Diese Denkmäler des Alterthums geben uns die beste Anleitung das Schöne in der Kunst wahrzunehmen und zu empfinden. Besonders zeichnen sich diejenigen aus, die aus dem goldenen Zeitalter der griechischen Kunst stammen. Der Alterthumsforscher Klotz sagt: die Zeichnung ist richtig und schön, die Umrisse sind rein und fließend; die Verhälnisse genau; die Uebereinstimmung aller Theile mit dem Ganzen ist vollkommen; die Stellungen sind edel und frei; die Schönheitslinie ist sanft und ungezwungen; die Bewegungen sind anständig; die Charaktere des Alters, der Umstände, der Leidenschaften sind genau beobachtet, selbst die Gewänder verrathen einen edlen Geschmack. —

Eins der herrlichsten Kunstwerke des Alterthums ist der sogenante Siegelring des Michel Angelo. Es stellt, wie man glaubt, das Geburtsfest des Bachus und Alexander des Großen zugleich vor oder vielleicht nur eine bloße Weinlese. Der berühmte Maler und Bildhauer Michel Angelo Buonarotti besaß diesen Stein. Nach seinem Tode wurde er an den König von Frankreich Ludwig XIV verkauft, der ihn oft an seinem Finger trug. Jetzt befindet er sich in Paris. Der Kunstkenner Mariette hat dieses Meister-



Staatliche Bibliothek Bamberg

stück beschrieben und ich will Ihnen seine Worte selbst hersetzen.

„Man sieht," schreibt er, „an allen Figuren, welche hier dargestellt sind, nichts als Leute, die, ob sie sich gleich auf verschiedene Weise beschäftigen, dennoch sämmtlich einerlei Absicht haben, nämlich ihre Freude wegen einer reichlichen Weinlese zu bezeugen. Einige tragen auf ihren Köpfen Körbe mit Weintrauben, andere haben in Händen Schalen mit Wein gefüllt. Die meisten derselben sind unter dem Schatten einer Decke versammelt, welche zwei kleine Liebesgötter über ihnen ausbreiten, unter einer natürlichen Laube von Weinranken, die sich an zwei Ulmenbäumen hinaufwinden. Einige von ihnen sitzen ganz ruhig, halten ein ländliches Mahl, und mit ihren Gesängen vermischen sich die Töne der Vögel. Während dem ihnen ein Faun aus einem Schlauche neuen Wein in die Schale gießet, bläst ein Satyr auf dem Horn, und fordert sie auf, an dem Feste theilzunehmen und sich zu vereinigen, dem Gott des Weins zu Ehren ein Fest zu feiern und ihm für seine Geschenke zu danken. Jene Person, welche an dem erhabensten und ausgezeichnetsten Platze sitzt, scheint der Vorsteher bei diesem Feste zu sein; es ist ohne Zweifel der Besitzer des Weinberges. Zu seiner Seite erblickt man das Pferd, auf welchem er aus der Stadt nach seinem Landsitze geritten war. In einiger Entfernung sieht man einen Knaben, von einer Ziege begleitet und ein Gefäß tragend, das vielleicht mit Opfern gefüllt ist, denn er hat ganz die Gestalt eines Schwertragenden. Ein anderer Knabe, unten in dem Abschnitte (Exergue), fischet. Dieser

scheint vom Künstler beigefügt worden zu sein, um sich kennbar zu machen. —

Alles erscheint auf diesem Karneol wie belebt, Alles trägt dazu bei, das lieblichste und geordnetste Gemälde, das die Einbildung nur immer ersinnen kann, darzustellen. Jede Figur an und für sich ist in Ansehung der schönen Stellung (attitude) bewunderungswürdig; alle zusammen aber bilden eine anmuthige Kette, von der jedes Glied für das andere gemacht zu sein scheint. Nichts ist mit jener Gruppe der zwei Frauenzimmer zu vergleichen, deren eine sich bückt, damit ihre Gespielin desto leichter aus dem Körbchen, das sie auf dem Kopfe trägt, die Früchte herausnehmen kann. Man findet nicht leicht eine Darstellung, wie diese beiden weiblichen Figuren, von so natürlicher Anmuth und von einem so guten Ausdruck. Der große Michel Angelo, nicht unempfindlich für hochrührende Schönheit, trug kein Bedenken, diese beiden Figuren bei einer seiner schönsten Schildereien anzuwenden. Ein anderes Frauenzimmer, das den Arm in die Höhe hält, um einem Liebesgotte die Schale zu reichen, ist von einer bewunderungswürdigen Biegsamkeit und lieblichen Bewegung. Die männliche Figur zur Seite ist ein Muster des vollkommensten Verhältnisses, und macht einen glücklichen Uebergang zu den übrigen sitzenden Personen, die sich, ohne Verwirrung zu verursachen, mit denen in dem Hintergrunde zu einer Gruppe bilden. Das übrige Ganze der Zusammensetzung ist gleich gut und gleich vortrefflich dargestellt. An der leichten und geistvollen Manier (touche) erkennt man, was der Künstler zu leisten vermögend war; daß er, wenn ihm ein geräumigeres Feld

zu Gebote gestanden wäre, das ihm gestattet hätte, sich weiter auszubreiten, gewiß gezeigt haben würde, daß er ein eben so großer Zeichner sei, als er in der Kunst des Anordnens vortrefflich ist. Da aber seine Figuren außerordentlich klein werden mußten, so genügte es ihm, ihnen Geist und Leben einzuhauchen; und hierin kann man es wohl nicht leicht weiter bringen, als es dieser Künstler gebracht hat. Wenn man dieses Werk auch nur in dieser einzigen Rücksicht betrachtet, so wird es immer als ein Meisterstück der Steinschneidekunst betrachtet werden."

Sie sehen, meine Freundin, mit welchem Auge man solche Kunstwerke betrachten müsse, werden aber zugleich leicht merken, welchen Genuß eine solche Betrachtung gewähren könne. Schade, daß alle diese Herrlichkeiten nur in großen Sammlungen zu sehen sind, wohin man nur selten, oder gar nie, hinkommen kann, und kommt man hin, so geht es wie das Sprichwort sagt, man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht; so viel Schönes auf einmal und nur in kurzer Zeit angesehen oder durchgeflogen, kann uns höchstens Bewunderung erregen. Will man ein solches Kunstwerk recht besehen und den unendlichen Reiz davon in uns erwecken, so muß man jedes einzelne länger und öfter, ja viele Tage hinter einander in Händen haben und ruhig, ohne störende Gegenwart der gewöhnlichen bloß neugierigen Begaffer betrachten. Nur so könnte also die Kunst allgemein auf die Menschheit wirken, wenn ihre Werke mehr zerstreut und allenthalben unter dem Volke wären, wie bei den Alten, wo jeder nur halbweg wohlhabende Mann eine Statue, eine Medaille, einen geschnit-

tenen Stein oder ein Gemälde von irgend einen großen Künstler hatte; wo besonders große Statuen auf öffentliche Plätze auch dem gemeinen und armen Volke zugänglich waren, und also das kümmerliche Leben dieser oft geistig verwahrlosten Menschen erheiterten und von der drückenden Last der alltäglichen Sorge zu höhern Empfindungen erhoben. Das wären demnach die größten Wohlthäter für die untern Klassen, die Kirchen, Gärten, Bildsäulen und andere Kunstwerke für sie herstellen ließen, wodurch mehr Bildung unter sie käme, als selbst durch Schulunterricht, der ohnehin tausend beschränkender Umstände wegen selten genügend ist, würden mehr Wohlbehagen verbreiten, als durch leibliche Wohlthaten, die gewöhnlich sowie Almosen nur Trägheit nach sich ziehen und wachsende Begierde nach sinnlichen Genüssen.

Göthe sagt S. 54. XLIX. Bd.:

Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, Alltäglichen zu befriedigen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen fort, und sieht sich nach Mitteln um, sie zu befriedigen. —

Vielleicht kommt wieder einmal die Zeit, wo die Großen der Erde Freude daran haben, schöne Gebäude und Werke der bildenden Kunst u. dergl. aufzustellen, wo man statt geschmack- und bedeutungslose Arbeiten in Silber und Gold, und statt anderer dergleichen Dinge lieber Basreliefs, tief und erhaben geschnittene Steine in die Prunkkästen stellt, wo sich Freunde dergleichen als Andenken und zu Geschenken geben. Will man einen Begriff haben von

der stillen wachen Seligkeit, in die der Genuß bildender Kunst versetzt, muß man Göthe's Aufenthalt in Rom lesen.

„Freut euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja ich kann wohl sagen, ich war es nie in dem Maaße: mit der größten Ruhe uud Reinheit eine eingeborne Leidenschaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen sich versprechen zu dürfen, ist wohl nichts Geringes. Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen."

Dann ein andermal:

„Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der besten Antiken-Gemmen-Abdrücke angeschafft. Es ist das Schönste, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil sind sie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Kostbareres mitnehmen, besonders da die Abdrücke so außerordentlich schön und scharf sind."

„Wie manches Gute werde ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre, doch vor Allem ein fröhliches Herz, fähiger das Glück, was mir Liebe und Freundschaft zudenkt, zu genießen."

An einer dritten Stelle spricht er, wie er eine neue Wohnung in Rom bezogen, wo er sich die freundlichste Umgebung antiker Kunstwerke einrichtete.

„Diese neue Wohnung, schreibt er, „gab nun Gelegenheit eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um uns versammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzustellen, und man genoß jetzt erst eines höchst würdigen Besitzes. Wenn man, wie in Rom

der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, so wohlthätig er auch sein mag, beunruhigt uns, wir wünschen unsere Gefühle, unsere Anschauung in Worte zu fassen: dazu müßten wir aber erst erkennen, einsehen, begreifen; wir fangen an zu sondern, zu unterscheiden, zu ordnen, und auch dieses finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig, und so kehren wir endlich zu einer schauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber ist dieß die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen empfindet man sich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannichfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande, d. i. nicht in den verschiedenen Zuständen, in die uns Sitten, Gebräuche, Moden, Erziehung, Etiquette, Rücksichten und Verhältnisse aller Art einengen, zurückgeführt, wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird. Selbst die Bekleidung, der Natur angemessen, die Gestalt gewissermaßen noch hervorhebend, thut im Allgemeinen dem Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, so wird man zugleich habsüchtig darnach; man verlangt solche Gebilde neben sich aufzustellen und gute Gypsabgüsse als die eigentlichsten Facsimile's, geben hiezu die beste Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen

aufschlägt, fühlt man sich von dem Vortrefflichsten gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich in Barbarei zurückzufallen. —

Und so mögen denn auch Sie sich wenigstens mit Gypsabgüssen, mit Kupferstichen aus der alten Kunstwelt versehen, deren wir bereits so manche haben, die eben nicht zu kostspielig sind, z. B.

Hirt's mythologisches Bilderbuch. Berlin 1808. 4 Reichsthaler.

Kärcher kurzgefaßtes Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Mythologie und Archäologie des klassischen Alterthums; sammt den Handzeichnungen. Karlsruhe 1826. 5 Thaler 6 Groschen.

Am lehrreichsten aber sind die sogenannten Pasten oder Schwefelabgüsse aller Gemmen und Cameen.

In dieser Art ist freilich Lippert's Daktiliothek das trefflichste, denn es enthält 3000 Abgüsse.

Zu empfehlen ist auch: Der Versuch einer Daktiliothek für Schulen, von Klausing, Leipzig 1781, mit 120 Abgüssen. Nicht so theuer und doch belehrend ist:

Roth mythologische Daktiolothek. Nürnberg 1805 mit 90 Abgüssen.

# Achtzehnter Brief.

Das heiße ich überraschen! damit ich merke wie Sie sogleich in dem zu leben anfangen, wovon ich Ihnen schreibe, siegeln Sie mir Ihr Briefchen mit einer wahrhaft künstlerichen Oblate; ein Homerskopf auf blauem Grunde. Wie Sie schreiben, sind sie von A. Albrizzi in Venedig verfertigt und haben in der Mailänder Kunstausstellung einen Preis erhalten. Ich habe mir sogleich ein Schächtelchen davon kommen lassen. Die Arbeit an allen ist vollkommen, zart und voller Anmuth. Auf vielen sind recht artige Devisen. Es ist eine Spielerei, doch dächte ich, daß durch solche Spielereien am leichtesten selbst bei Leuten von wenig Geschmack, eine gewisse ästhetische Anregung zu Stande käme. Vielleicht würden dann auch Silber- und Goldarbeiter, Graveur und Petschierstecher auf diesem Wege fortfahren, und man könnte so mit der Zeit die gothischen Modearbeiten verdrängen. —

Was Sie in Ihrem Schreiben über die Darstellungsweise der bildenden Kunst sagen und sich aus meinen Briefen abstrahirt haben, ist ganz richtig. Die bildende Kunst läßt in ihren Formen alles Wesentliche weg und gibt nur das Nothwendige. Laokoon ist ein Priester, allein in dem Momente in dem er dargestellt wird, gegen das ungeheure Leiden ankämpfend, ist er bloßer Mensch

(wie Göthe sagt: rein menschlich) darum stellte ihn der Künstler nackt und ohne Bekleidung, selbst ohne das Stirnband des Priesters dar. Nicht einmal das eigentliche irdische Leben, welches durch die Verschmelzung des Stoffes mit der Form hervorgebracht wird, z. B. das schauende Auge, wird dargestellt. Es bedarf des Blickes nicht, um das wahre geistige Leben der Form zu zeigen. Wie lächerlich scheinen alle Versuche das wirkliche irdische Leben nachzuahmen, z. B. in gemalten Bildsäulen oder in Wachsfiguren, die mehr etwas Gespenstisches, als etwas Ergötzendes und Ergreifendes haben. Diese tiefe Verbindung des Stoffes mit der Form, welche wir Leben nennen, ist nicht wesentlich nöthig zu dem eigentlich höhern ästhetischen, geistigen Leben. — Solche Darstellungsweise nennt man nun im allgemeinen plastisch und sie kann auch in den übrigen Künsten, besonders in der Poesie Statt finden, wo sie besonders den hohen Styl der Griecheu beurkundet. Und ist es auch bei dem Fortschritt der menschlichen Cultur, der Denk- und Empfindungsweise, bei der gänzlichen Umgestaltung der Lebensart und der Bedürfnisse dahin gekommen, daß auch die Künste alle diese neuen Erscheinungen in ihr Gebiet mit aufgenommen haben, so daß z. B. die Malerei das Stoffartige in den Farben, die Musik in der einzelnsten Nachahmung natürlicher Töne und die Dichtkunst nicht nur die Gegenstände einfach, sondern mit den tiefsten Regungen des Darstellenden verbunden zeigt und bildet; so sollte doch jeder Künstler von plastischen, d. h. von den einfachen Darstellungen ausgehen, weil er nur so von den Verirrungen

der überladenen Mannigfaltigkeit, der Gemeinheit, Carricatur und Verzerrtheit frei bleiben kann. Die Griechen sind in diese Fehler nie verfallen, weil sie davor der hohe Styl des Plastischen bewahrte. Selbst im Komischen, wo die Neuern durchaus kein Maaß und Ziel kennen, weil sie es gewöhnlich im Gemeinen und Niedrigen suchen, nicht wissend, das gerade das Komische aus einer hohen Seele fließen müsse — haben sie diesen Styl beobachtet.

Hiezu, besonders zu begreifen, was eigentlich der hohe Styl sei und wie die Griechen in denselben von Natur Hohes und von Natur Niederes zu bilden pflegten, setze ich Ihnen aus dem 46. Bande der Göthe'schen Werke die Beschreibung von zwei alten Kunstwerken her.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Lysippus Zeiten, hat sich so eben, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einem Felsen niedergelassen; seine Fittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig, denn jene bewegliche widerstrebende Beute bringt ihm Gefahr. Sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zeichen. —

Dagegen hat sich auf Mauergestein ein Kauz niedergesetzt, die Flügel angeschlossen, die Füße und Klauen fast stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie noch Zeichen eines piepfend abscheidenden Lebens bemerken lassen. —

Hier sind also zwei Kunstwerke neben einander, welche ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, aber in gleicherhabenem Style darstellen. Bei dem Adler

ist alles Ernst, und das Interesse welches man für diesen königlichen Vogel hat, flößt uns zugleich Furcht ein, weil die Schlangen sein Leben bedrohen. Bei dem zweiten Bilde können wir ohne Affect, ja mit Heiterkeit zusehen. Die Eule ist an sich durch ihr verkehrtes Wesen, weil es das Licht scheut und mehr durch List als Gewalt sich seiner Beute, gewöhnlich nur kleinerer Thiere zu bemächtigen sucht, ein komischer Gegenstand. Darum wird sie auch dargestellt, wie sie mehr mit Behaglichkeit ihre Mäuschen festhält; sie drohen ihr keine Gefahr, und über das ohnmächtige Winden ihrer Schwänzlein muß man mehr lächeln und dadurch wird eben das Mitleid einigermaaßen geschwächt, so daß man völlig frei betrachten kann. Aber auch selbst diese niedrige Scene wird durch keine gemeine Figur, durch keine übertriebene Wendung bis zum Niedrigen und Brutalen herabgezogen; denn das Wohlbehagen, mit welchen ein roher Mensch etwa den beutelustigen Kauz betrachten möchte, wird durch den Anblick der armen Mäuschen gemildert und veredelt, unwillkührlich wird man ausrufen: die armen Thierchen! Dieß ist also der hohe Styl der Griechen, der sich gleichsam von der Plastik auch auf alle übrigen Künste erstreckt, und zu dem sich besonders bei der Poesie mehreres zu sagen Gelegenheit finden wird.

Ich schließe nun, um im nächsten Briefe über diejenige Kunst zu sprechen, die ihrer Zartheit und Lieblichkeit wegen besonders dem schönen Geschlechte zusagt; so daß in ihr bereits manche Meisterinn sich hervorgethan; Ich meine die Malerei.

# Neunzehnter Brief.

Von der Malerei hab' ich Ihnen versprochen zu schreiben, und Sie freuen sich bereits darauf, weil es diejenige Kunst ist, in der Sie selbst schon einiges versucht haben, die Ihnen manche schöne Stunde gewährt, und gewiß auch in der Zukunft vielen Genuß verschaffen wird. Sie waren so glücklich einen Zeichenmeister zu erhalten, der seine Kunst selbst mit Liebe treibt, und was so selten ist, Ihnen darin verständige und zugleich erweckende Anleitung zu geben weiß. Denn so wie vom Weibe Sinnigkeit, Zartheit, Sanftmuth und Anmuth gefordert werden, um das häusliche Leben harmonisch zu beseligen, muß auch bei dessen Unterricht, besonders in Künsten immer mehr auf das Zarte, Klare und Nette gesehen werden. Und das hat Ihr Meister mit vielem Glücke ausgeführt, und Sie werden es ihm Ihr Lebelang danken, wenn Sie auch keine Malerinn, was gar nicht zu Ihrem Lebenszwecke gehören kann, wenn Sie auch keine Virtuosinn werden; aber die erworbene Handfertigkeit, das geübte und gebildete Auge wird Ihnen bei allen Ihren Arbeiten und Vergnügungen, am Stickrahmen, bei Ihrem Anzuge, bei der Meublirung Ihrer Wohnung, wenn Sie etwa einen Garten anlegen, ein Haus bauen, einen Tanzsaal u. dergl. dekoriren lassen, zu Gebote stehen, und Sie

werden sich von allerlei Leuten nichts Geschmackloses aufdringen lassen, und jene schön gebogenen Linien Ihrer Zeichnungen werden sich in eben so viele sanftgeschlängelte Pfade Ihres Lebens gestalten, wo Sie mit regem Sinn für's Edle, Zarte, Schöne, für Ordnung, Reinlichkeit und Wohlanständigkeit, glücklich und beglückend wandeln sollen.

Kein Wunder, daß auch diese Kunst schon bei den Griechen fleißig geübt wurde. Man lies't in allen Büchern von Parrhasius, Zeuxis, Apelles und vielen andern Malern, die theils in Wasser, theils mit und auf Wachs (encaustich) gemalt haben. Schade daß die Werke dieser Kunst nicht so dauerhaft sind, als Skulptur und Architektur-Arbeiten; wir haben nur was in dem ausgegrabenen Herkulanum und Pompeji gefunden wurde. Allein aus den Schilderungen der besten Schriftsteller des Alterthums lernen wir den hohen Styl kennen, in welchem jene Maler arbeiteteten. Besonders rühmen sie die Richtigkeit der Verhältnisse, die feinen Gesichtszüge, die markirten Umrisse und den Ausdruck, durch welchen sie so mächtig wirkten. Von den Skulpturarbeiten zu schließen, nach denen sich die Malerei gebildet hat, muß auch diese einen hohen Grad der Vollendung erreicht haben. Beiläufig im funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte ist diese Kuust wieder erweckt worden. Dieß war in der That das goldene Zeitalter der Malerei, welches sich zuerst in Italien bildete. Die großen Meister dieser Zeit lernten entweder von der griechischen Kunst oder von der Natur; die vorzüglichsten von beiden zugleich. Besonders

zeichneten sich die Schulen der Florentiner, der Römer, der Lombarden und der Venetianer aus. Aus der Florentiner Schule waren besonders Leonardo da Vinci, welcher bloß Natur, aber mit leichtem und feinem Pinsel nachahmte; seine Zeichnung war richtig, sein Ausdruck lebhaft. Eins seiner besten und berühmtesten Gemälde ist das Abendmahl in dem Speisesaal des Dominikaner-Klosters zu Mailand, welches in der neuesten Zeit nur mit Mühe vom gänzlichen Untergang gerettet wurde. Ihm zunächst steht Michel-Angelo Buonarotti, den wir schon als Bildhauer und Architekten kennen. So wie dort hielt er sich auch in seinen Gemälden an das Außerordentliche, Kräftige und Schreckliche. Sein Meisterwerk ist das jüngste Gericht, zu Rom in der Sixtin'schen Capelle. Diese und mehrere andere Florentiner waren allesammt vortreffliche Zeichner, welche das Große in den Formen und in der Zusammensetzung zu bilden suchten, in der Farbengebung jedoch haben nur Wenige sich ausgezeichnet.

Auch die römische Schule bildete sich mehr nach den griechischen Kunstwerken als nach der Natur. Der größte aller neuern Maler war aus dieser Schule: Rafaelo Sanzio aus Urbino, der aber mit seinem Kunststudium auch Nachahmung der Natur glücklich vereinigte, und daher in seinen Bildern sowohl richtige Verhältnisse als unbeschreibliche Anmuth zeigt; ja selbst im Colorit hat er mehr als alle übrigen Römer geleistet. Für sein bestes Bild, überhaupt für das schönste in der Welt hält man die Verklärung Christi in S. Pietro Montorio zu Rom.

Raphael war überhaupt von Natur zum Maler geschaffen, aber auch zugleich durch die Zeit in welcher er sein Künstlerleben begann ungemein begünstigt. An da Vinci konnte er das Technische, an Michel Angelo die hohe Gesinnung lernen, und so ward es ihm ein Spiel die Kunst auf's Höchste zu treiben, da er zumal mit so viel Gemüths und Thatkraft (wie Göthe sagt) begabt, beides im entschiedenen Gleichgewicht, durchaus rein und vollkommen, dachte, und das Gedachte auch klar darzustellen vermochte. Hier haben wir also wieder ein Talent, fährt Göthe fort, das uns gleich den Griechen aus der ersten Quelle das frischeste Wasser entgegen sendet. Und Heinse, ein anderer Kunstkenner: Raphael war in der That ein klares, stilles, tiefes Wasser, worin sich die beste Natur rein abspiegelte. Die Schönheit von Ausdruck und Empfindung hat er verstanden wie keiner. Ihm zunächst steht sein Schüler Giulio Pippi Romano, voll Geist, Leben und Feuer, doch mehr für das Außerordentliche und Erhabene, als für Anmuth und Lieblichkeit.

Federico Barocci ist der dritte aus dieser Schule, der aber in seinen Gemälden weit weniger Natur als seine Vorgänger doch mit richtiger Zeichnung auch gutes Colorit verband.

Die lombardische Schule vereinigte das Studium griechischer Kunstwerke mit der Natur und brachte das Colorit schon zu großer Vollkommenheit. Ihr erster und vorzüglichsten Meister ist Antonio Allegri von seiner Vaterstadt Corregio genannt. Er war nie aus seinem Vaterlande gekommen, hatte auch wenig Gelegenheit große Vorbilder zu

sehen, und doch haben seine Köpfe unaussprechlichen Reiz und den feinsten Ausdruck, so daß man ihn mit Recht den Fürsten der Anmuth nennt. Besonders rühmt man das Natürliche seines **Incarnats** (Fleisch). Sein bestes Bild ist: die Geburt Jesu, welches man auch die Nacht zu nennen pflegt. Es ist auf Holz gemalt und Figuren wie auch Anlage des Ganzen sind meisterhaft; besonders ist das Halbdunkel, das sich über das Ganze verbreitet, von ungemeiner Wirkung und ganz der Natur selbst abgelauscht. Es befindet sich in der königlichen Gallerie zu Dresden.

Sodann kamen die drei Caracci aus Bologna, Lodovico, Annibale und Agostino, aus deren Schule im siebenzehnten Jahrhunderte Quido Reni und Dominichino sind.

Die Venizianische Schule hat aus der Farbenge-bung die Hauptsache gemacht. Der erste daraus und berühmteste ist Tiziano, von dem die ruhende Venus in der königl. Gallerie zu Dresden ist.

Sodann Paolo Caliari, von seiner Geburtsstadt Veroneſe genannt, verfertigte meist große Gemälde, vernachläßigte aber sowohl griechische Kunstwerke als richtige Zeichnung. Sein Gemälde von der Hochzeit zu Canaa in dem Benedictiner-Kloster zu Venedig ist jedoch eins der berühmtesten in der Welt.

# Zwanzigster Brief.

Sie haben gut gethan, daß Sie sich die k. k. Bildergallerie im Belvedere zu Wien nach den Zeichnungen des S. von Perger in Kupfer gestochen, herausgegeben von K. Haas in Wien, angeschafft haben, man hat die Zeit sich die Bilder genauer anzusehen und durch die beigefügte Erklärung wird man auf die Schönheiten erst aufmerksam gemacht. Das bloße Beschauen einer Bildergallerie ist für einen Dilettanten, der ohne aller Vorbereitung hingeht, von wenig Nutzen und Vergnügen. Man läuft durch die Zimmer, ermüdet über das viele Schauen und bringt am Ende nichts weiter heraus, als etwa die Verwunderung über so viele Meisterwerke. Doch wer sich aus diesen Werke belehrt, kann sich zuerst nur einige Lieblingsstücke auswählen und die Vorzüge derselben genau studiren, um sodann in's Belvedere zu gehen, und sie nun selbst in Augenschein zu nehmen. Je öfter dieß geschieht, desto größer wird der Gewinn für unsere Belehrung und unser Vergnügen sein.

Da Sie nun jenes Werk besitzen, brauchte ich Ihnen eigentlich wenig mehr über Malerei zu sagen, Sie finden das Alles dort ausführlicher geschrieben. Allein ich will doch fortfahren in meiner Weise, um Ihnen gleichsam einen Leitfaden an die Hand zu geben, an welchem Sie zuerst das Wichtigste und Vorzüglichste herausfinden mögen.

Da kommen wir denn auch zur deutschen Schule, welche der italienischen am nächsten steht. Der erste Mei-

ster darin ist Albrecht Dürer aus Nürnberg, den Raphael und Michel Agelo sehr achteten. Schade daß er zu wenig Gelegenheit hatte, die alten griechischen Kunstwerke zu sehen, und so fehlt seinen schönen und fleißigen Arbeiten nicht selten die Anmuth.

Der zweite ist Hans Holbein der Jüngere aus Augsburg, der sich in Basel bildete und in England starb.

Sodann ist Lucas Sunder der ältere von seiner Geburtsstadt Cranach genannt; besonders ein Meister in der Kunst zu portraitiren.

Hierauf folgt die niederländische Schule, welche wieder in zwei verschiedene zerfällt, nämlich in die Holländische, welche in den vereinigten Niederlanden, und in die Flandrische, welche in Flandern und Brabant ihre Meister hatte. Beide Schulen begannen zwar schon im sechszehnten Jahrhunderte, ihre größten Meister sind aber erst im siebenzehnten Jahrhundert aufgetreten.

Die holländische Art zu malen beschäftigte sich mit Gegenständen aus dem gemeinen Leben und der Natur, als: Hochzeiten, Kirchweihfesten, Bauernstuben, Dorfschenken, Gefechten und Schlachten, Seestürmen, Landschaften, Thieren, Blumen, Früchten und Stilleben, welches sie Alles mit unbeschreiblich großer Wahrheit schilderte.

Die größten Meister aus dieser Schule waren: Paul Rembrandt, Adrian van de Velde, Jacob Ruisdael.

Die flandrische Schule beschäftigte sich nebst diesen auch mit Historienmalern und bildete sich meistens in Italien, daher sie denn auch das Studium der griechischen Kunstwerke mit der Natur verbannden.

Der größte Meister daraus ist Peter Paul Rubens, der zugleich Dichter, Gelehrter und Staatsmann war. Er hat sich in Italien gebildet und sich die schöne Farbengebung so eigen gemacht, daß man von ihm sagen kann, er habe das vollkommenste und wirksamste Colorit besessen und durch geschickte Verbindung des Schattens und Lichts verstanden, die größten Wirkungen hervorzubringen. Dennoch kann man ihm einige Mängel an richtiger und schöner Zeichnung vorwerfen. Wir haben von ihm Geschichten, Landschaften, Bildnisse und andere Gegenstände; das Vorzüglichste sind die vier und zwanzig Gemälde, die das Leben der Königinn Maria von Medicis vorstellen, sie befinden sich im Pallast von Luxemburg zu Paris.

Anton van Dyk, ein Schüler Rubens, zwar weniger sinnreich als dieser, aber fleißiger in der Zeichnung. Man rühmt besonders seine Portraite und darin die schönen Köpfe und Hände und das natürliche Fleisch; daher er auch der König der Bildnißmaler genannt wird.

Außer diesen gab es auch in Spanien große Maler, desgleichen in Frankreich und Dänemark. Im achtzehnten Jahrhundert ist die Malerei zwar nicht mehr höher gestiegen, hat aber doch in verschiedenen Ländern große Meister gehabt. Der merkwürdigste ist wohl Raphael Mengs, der Sohn eines Dänen, in Böhmen geboren, aber in Rom erzogen und gebildet.

Johann Kupeczky aus Pösing in Ungarn, war einer der größten Bildnißmaler und lebte zu Nürnberg, wo auch sein Denkmal steht.

In England, Schweden und Dänemark blieb diese

Kunst lange ohne Meister, viel trug dazu der Umstand bei, daß die großen Meister in Italien sich meist mit kirchlichen Gegenständen, besonders mit Madonnen und heiligen Bildern beschäftigten, dergleichen in diesen protestantischen Ländern weder für Kirchen noch für Privatsammlungen gesucht wurden. Doch hat sich zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bereits und vorzüglich bei den Engländern, die seit dieser Zeit zahlreich nach Italien reisen und die Kunstschätze kennen lernen und wohl auch kaufen, viel Geschmack verbreitet. Ein englischer Maler William Hogarth, verdient überdieß ausgezeichnet zu werden, der einer der geistvollsten und genialsten Künstler durch glückliche Erfindung, durch Freiheit der Ausführung, durch hohen moralischen Sinn seiner Compositionen und durch sein komisches Talent in seiner Art bisher unübertroffen ist; obwohl er unrichtig zeichnete, und seine Figuren gleichsam nur hinwarf, wenig von Colorit und Nuancirung verstand. Seine Bildnisse sind meisterhaft, und berühmt sind seine satyrischen Handzeichnungen, welche von Lichtenberg sinnreich und witzig erklärt wurden.

Der Pole Daniel Chodoviecki hat nach seiner Manier vortreffliche Handzeichnungen geliefert, und ist besonders durch seine Kupferstiche berühmt geworden.

Dieß sind beiläufig die vorzüglichsten Meister; nach ihnen haben in unserer Zeit mit verschiedenem Glücke besonders deutsche und französische Maler gearbeitet. Das goldene Zeitalter dieser Kunst scheint übrigens nicht wiederkehren zu wollen, nicht weil es keine Meister, wohl aber weil es wenig Beschützer und freigebige Liebhaber gibt.

# Einundzwanzigster Brief.

Durch die gedrängte Geschichte der Malerei haben Sie nun liebe Freundinn einen Vorrath von Ideen die Sie geradezu auf die Grundsätze dieser Kunst selbst führen. Malerei stellt also das Schöne d. h. gesetzmäßiges Leben in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit, gleich der Plastik in Umrissen, jedoch auf flachem Grunde und mittelst Linien und Farben dar. Der Grund aller Malerei ist aber die Zeichnung, so wie sie eigentlich der Grund, aller bildenden Künste ist. Da auch die Kupferstecherei nichts weiter als eine Zeichnung mit dem Grabstichel oder der Radiernadel ist, so ist sie ästhetisch betrachtet keine besondere Kunst, ja alle hieher gehörigen Künste, die auf flachem Grunde etwas darstellen, also auch das Sticken, das Lithographiren, die sogenannte schwarze Kunst, Wachs und Schmelzmalerei oder Emaille, Mosaik u. dgl. sind mit der Malerei eins und dasselbe, nur ist diese unter allen die vollendetste, weil sie durch ihre größere Mannigfaltigkeit und Ausführung, durch Farbenangebung, durch Licht und Schatten das Auge ganz beschäftigt und das ästhetische Gefühl ganz befriedigt, während die andern nur eine unvollständige und schwächere ästhetische Wirkung haben. Es sind demnach bei der Malerei zuvörderst die Farben, dasjenige, was

ihr so viel Vollendung gibt. Diese haben schon an sich ihre Bedeutsamkeit und nach ihrer Verschiedenheit wirken sie auch ganz verschieden auf uns, ohne daß man jedoch der Ursache theoretisch nachkommen kann. Besonders ist es das Kolorit d. h. die harmonische Beziehung der Farben auf einander, da wo eine in die andere verschmilzt, welches das ästhetische Vergnügen erhöht und befördert und das wir z. B. in den Gemälde Tizianns und Rubens bewundern. Wo diese harmonische Beziehung aber fehlt und die Farben nicht weich genug in einander verschmelzen (nuance) kommt das Bunte zum Vorschein, das in einem höhern Grad von Geschmacklosigkeit grell genannt zu werden pflegt. Einen unnenbaren Reiz gibt den Gemälden die gute Vertheilung von Licht und Schatten, besonders das Halbdunkel z. B. in der Nacht des Correggio. Aber alles dieses volle schöne Leben, das uns aus gelungenen Gemälden entgegenblickt, verliert an Wahrheit, wenn es an den Umrisse und am rechten Verhältniß (Proportion) fehlt. Diese beiden müssen durch eine richtige Zeichnung bewerkstelligt werden und es scheint so fort als ob doch eigentlich mathematische Einheit der Malerei zum Grunde liege. Nur darf hier nicht etwa an die sogenannte reine Mathematik gedacht werden, die alles mühsam aus geraden Linien zusammensetzt und die gleichsam den Ursprung aller Schöpfung darstellen. Die Kunst bildet nämlich nicht wie die Natur das entstehende, sondern das höchst vollendete Leben, nicht den Punkt des Saamenkorns, sondern die üppig aufgeschossene Blume, nicht die gerade, unendliche Linie, sondern die aus krum-

men, Schlangen oder Wellenlinien entstandene Figure. Die Proportion endlich ist die erkennbare Verschiedenheit zwischen den Theilen und dem Ganzen; wenn nämlich jeder Theil die Größe hat, welche ihm nach seinem Verhältnisse zum Ganzen zukommt. — Auch hier macht es die Malerei nicht wie die im Schaffen begriffene Natur, sondern wie die im höchsten Daseyn begriffene; sie bildet gleichsam von allen Gestalten die Blume, welche das Ziel aller Entwickelung ist. Es ist also nicht das mechanisch ausgeführte Ebenmaaß der Theile allein, sondern das Ganze, in welchem sich die einzelnen Theile, die durch die Verschmelzung wie verschwunden sind, verbreiten. —

Dem Stoffe nach, welchen sich die Maler zu ihren Arbeiten wählen, gibt es Historische-, Landschafts-, Blumen-, Thier-Malerei, und sogenanntes Stillleben. Es läßt sich keine dieser Gattungen der andern vorziehen, denn der Stoff gibt ja nicht den ästhetischen Werth, sondern die Form d. h. die Mannigfaltigkeit des Styl's, der Zeichnung, der Beleuchtung, des Kolorits und überhaupt der ganzen malerischen Composition, in wiefern sie sich nämlich zu idealen Schönheiten erhebt. — Indessen ist doch wie in der Natur, so in der Malerei, der Mensch das Höchste und Gott ähnlichste und zwar nicht nur die schöne Gestalt desselben, sondern auch zugleich so viel es möglich ist durch den Pinsel, der Ausdruck seiner denkenden und fühlenden Seele. „Gefühlvolle Gestalten," sagt Heinse, „die nicht sprechen, sind der schönste Gegenstand der Malerei." Eben so wenig kann man auch einer Schule vor der andern den Vorzug geben: denn die Rö-

mische hatte durch ihre meisterhafte Zeichnung in manchen Gemälden ebenso viel Leben ausgedrückt als die Lombardische und Venetianische durch ihr vollendetes Kolorit; und so mancher niederländische Maler hat in seinen Darstellungen des gemeinsten Lebens z. B. in einer Bauernschenke mehr Anmuth dargestellt, als mancher Historien-Maler in seinen nach Antiken gefertigten Götterbilde. Wie wir gesehen haben sind einige Maler mehr der griechischen Kunst, andere mehr der Natur gefolgt; in beiden Fällen sind sie weit von der Vollendung entfernt geblieben und diejenigen haben die meiste Wirkung hervorgebracht, die es verstanden, Kunst und Natur zu vereinigen. Auch hier ergibt es sich wiederum, wie ich schon früher in einem Briefe dargethan habe, daß ein Künstler weder mit seinem Genie, noch mit seinem Fleiße allein Schönes hervorbringe. Das Genie folgt seiner individuellen Neigung, ohne das zu befolgen, was allgemein gefallen kann und erfindet seine eigene Manier. Es malt in den Nebel hinein luftige Gestalten seiner zügellosen Phantasie und wegen dieser Unbestimmtheit und Unbedingtheit nennt man dergleichen mit Recht: Schwebler und Nebler. Andere könnte man Schlängler oder Unduliſten nennen, die das Weichere und Gefälligere ohne Charakter und Bedeutung lieben. „Kunstwerke dieser Art," wie Göthe sagt, „haben kaum einen Körper und ihr Verdienst bezieht sich meist nur auf die Behandlung und auf einem gewissen, lieblichen Schein. Es fehlt ihnen Bedeutung und Kraft, deswegen sind sie im Allgemeinen willkommen so wie die Nullität in der

Gesellschaft. Denn von Rechtswegen soll eine gesellige Unterhaltung auch nur etwas mehr als nichts sein. —

Noch andere pflegen nur Bilder zu entwerfen, ohne sie durch Zeichnung, Proportion, Formen, Charakter, Ausdruck, Zusammenstellung und Uebereinstimmung auszuführen. Dieß sind die Skizzisten, welche wohl Vortreffliches erfinden, aber da sie nichts vollenden und nur den Geist, nicht auch die Sinne ansprechen, verdienen sie keine Maler zu heißen.

Von der andern Seite arbeitet das bloße Talent mit vollem Ernste, folgt aber auch nur seiner individuellen Neigung und bildet sich nach einer besondern Manier, denn bis zum Style kann man ohne Genie nicht gelangen. Da sind nun erstens die Nachahmer oder Kopisten; sie können es weit bringen, wenn sie nur das rechte Muster gefunden haben. Für Genie ist aber Nachahmung die Bahn, auf welcher sie, wenn sie rastlos fortschreiten, bis zur höchsten Vollendung gelangen. Raphael der größte Maler hat also begonnen. —

Die zweite Gattung könnte man Charakteristiker, Winkler und Skeletisten nennen. Sie werden meistens in der deutschen Schule gefunden; überall suchen sie das Bedeutende und sind dabei äußerst richtig in ihrer Zeichnung, daher ihre Gemälde nicht selten etwas Steifes haben. Die Kleinkünstler oder Punktirer erwerben sich die größte Fertigkeit einer technischen Ausführung.

Wenn nun aber das Genie allen Fleiß, die verständigste Anordnung und eine regelmäßige Ausführung sich aneignet, da bekommen seine mehr geistigen und phanta-

stischen Gestalten Körper und Leben, Kunstwahrheit, Schönheit und Vollendung, und er erhebt sich vom Besondern zum Allgemeinen und verwandelt seine Manier in einem Styl.

So viel mag uns Laien genügen über diese Kunst gedacht und gesagt zu haben, vielleicht sind wir Beide so glücklich von verständigen Kunstkennern und Meistern auf diesem Grunde unsere Kenntniß fortzubauen.

---

## Zweiundzwanzigster Brief.

Wir kommen zu derjenigen Kunst, welche die Griechen vorzugsweise die Kunst der Musen, Musik nannten. Es ist dieß die Darstellung der Empfindung durch Töne, in sofern sie das innerste Leben des Menschen in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit ausdrücken. In der That kann sich auch keine Kunst der allgemeinen Wirkung mehr erfreuen, als diese. Die Griechen in ihrem rohesten Zustande wurden hingerissen und entzückt von dem Gesange Orpheus und heute noch läßt sich solcher Eindruck bei ganz wilden Völkern wahrnehmen; nur mitten unter kultivirten Nationen findet man häufig Menschen, die durch den Druck der Verhältnisse, durch den Andrang unaufhörlicher Zerstreuungen, durch den Wust einseitiger Gelehrsamkeit, ja durch die Abspannung gänzlicher Verbildung, für den Zauber der Harmonien kein Ohr haben. Doch diesen Menschen fehlt gewiß auch wahres und inniges Gefühl, oder es bewegt

sich nur in dem Kreise des prosaischen Erdenlebens, ohne eine Ahndung vom überirdischen, höheren, göttlichen Leben.

Der Ursprung dieser Kunst ist gewiß so alt, vielleicht älter, als der Ursprung der Sprache. Die Kinder singen meistens früher als sie sprechen; und die Menschen müssen schon in ihrem Kindesalter gesungen haben. Das Bedürfniß sich Gedanken und Gefühle, Freude und Angst, Furcht und Hoffnung, Schrecken und Ueberraschung mitzutheilen, führte auf den Gesang, d. h. die Stimme gebrauchte Höhe und Tiefe, Weichheit und Stärke und sprach sich bald langsamer, bald schneller, bald mit Wohllaut, bald mit Mißklang aus. Wie sich aber die Sprache selbst ausbildete verbanden sich auch in Worte gekleidete Gedanken und Empfindungen mit den Tönen und dieß war der Anfang der Poesie, die also mit der Musik beinahe zugleich entstanden und ihre natürliche Schwester geworden und auch geblieben ist. Erst später verfiel man auf musikalische Werkzeuge oder Instrumente, vielleicht um den Ton zu verstärken, denn verschönern konnten sie ihn nicht, nur verfallener Geschmack kann Instrumentalmusik über den Gesang der Menschenstimme setzen. Mit dieser neuen Erfindung ist denn auch der Anfang gemacht worden die Musik von ihrem ursprünglichen Wesen, nämlich als Ausdruck von Gedanken und Empfindungen abzubringen, und so ist sie auch von ihrer Schwester der Poesie getrennt worden. Indessen ist nicht zu läugnen, daß die Instrumentalmusik mehr Mannigfaltigkeit, Vollklang, Pracht und Kunstreichthum bewirkte und daß durch sie neuerkannte Empfindungen von dem Unendlichen gleich-

sam losgerissen durch die Sinne dem Herzen sowohl als dem Verstande zugeführt wurden. Aber freilich kann dieses nur durch ein Genie mit Wahrheit und Natur bewerkstelliget werden; wenn mittelmäßige Talente Solches ausführen wollen, verlieren sie sich gewöhnlich in dem unermeßlichen Reiche des Uebersinnlichen bis zum völligen Unsinn, was dann vorzüglich statt findet, wenn man nur äußerst künstlich zusammengesetzte Tonstücke, ohne Rücksicht auf gefälligen Ausdruck, nur dazu anwendet, zu zeigen, wie weit es menschliche Kunst bringen könne. In diesem Falle würdigt sich die Musik zur Seiltänzerin herab, und kann nur der herz- und geistlosen Menge und überbildeten Menschen wohlgefallen. —

Wahrscheinlich hat sich jedoch Instrumentalmusik sehr frühzeitig neben dem Gesange ausgebildet. Der Hirte schnitt sich seine Pfeife aus Rohr, der Jäger gebrauchte das Horn des Urs um seine Gefährten zusammenzurufen, Kinder und Weiber schlugen auf ausgespannte Thierhäute, woraus denn Trommeln wurden, endlich verfertigte man aus Metall oder Gedärmen Saiten und es entstanden Leier, Harfe, Zither oder Zimbel, welche besonders dazu dienten den Gesang zu begleiten und darum immer die beliebtesten und wirksamsten Tonwerkzeuge geblieben sind. —

Ferner war Anfangs sowohl Gesang als Instrumentalmusik nur Melodie, weil es nicht denkbar, daß die Menschen sogleich auf den Einfall gekommen seien, zu zweien, dreien oder mehrern zugleich zu singen oder zu spielen; doch selbst als dieß dann später geschah, selbst der

Chor war noch Melodie, denn das Zusammenstimmen verschiedener Töne zu einem Klang, (Harmonie) erfordert schon einen höhern Grad von Kultur. — Außerdem ist noch die Musik durch den innern Charakter d. h. durch den Ausdruck von Lust oder Unlust, von Muth oder Verzagtheit, von Sanftmuth oder Heftigkeit, von Ruhe oder Leidenschaftlichkeit verschieden. Diese Verschiedenheit liegt nun in dem Volkscharakter selbst und dieser bildet sich besonders nach der Beschaffenheit des Landes und des Himmelsstriches. In den glühenden Sandsteppen oder angeschlemmten Ebenen, so wie an den üppigen Ufern erquickender Ströme und in den Schatten der Palmen, wo immer reine warme Luft aber auch heiße Sonnenstrahlen auf das Haupt der Menschen brennen, mußten diese dort im Elend, hier in Fülle erschlaffen, und in diesen ermatteten und überreizten Körpern ward dann auch die Seele weichlicher und düsterer gestimmt und die Phantasie gerieth auf die unnatürlichsten und überspanntesten Vorstellungen und in diesem krampfhaften Zustande mußte sich den auch die Musik wehmüthig, trostlos und phantastisch geberden. Sie ward bei den Indiern und Egyptern ein dumpfes Todtengeheul, bei Chinesen, Arabern und andern Völkern ein gellendes Geklimper, bis auf den heutigen Tag. Ja selbst mitten im gebildeten Europa, besonders in unserm Vaterlande hören wir noch täglich diese furchtbare Todtenmusik, in der Geige und Zimbel der Zigeuner, welche nach den neusten Forschungen allerdings aus Indien herkommen. Der Mangel einer eigentlichen Nationalmusik hat sie dem Ungar zur Gewohnheit

gemacht, zumal da sie seinem gemüthsruhigen Charakter zusagt; indeß hat sie gewiß zur Veredlung des Volkes, zur Erhöhung des Muthes und der Kraft nichts beigetragen; auch ist die Wirkung bei Tänzen und Trinkgelagen mehr eine barbarische Lustigkeit, die sich gewaltsam aus dem aufgeregten dumpfen Sinnenrausch erheben will, als eine menschliche wohlthuende Heiterkeit. Es ist daher nichts als eine Grille und eine unbestreitbare Geschmacklosigkeit, wenn auch Ausländer diese Zigeunermusik hochpreisen und ihr Kunstwahrheit, Natürlichkeit und einen hohen Styl beilegen. Höchstens ist es das Neue das Eigenthümliche und von aller übrigen abendländischer Musik Abweichende, was daran interessirt; übrigens ist sie durchaus gekünstelt, unwahr und ermangelt ganz der rührenden und treuherzigen Einfalt der Musik, welche andere europäische Völker z. B. Slaven, Schotten, Isländer, die auch ohne alle Theorie beinahe instinktmäßig singen und spielen, besitzen und die Magyaren verdienen allerdings eine bessere, lebensfrischere und männlichere Musik.

Diese morgenländischen, traurigen Töne kamen auch nach Europa auf anderm Wege; zuerst nach Griechenland und dann nach Etrurien. In Etrurien behielt sie ihren alten düstern Charakter und er ist größtentheils später auf die römische Musik übergegangen und hat sich noch bis heute in der italienischen Musik, freilich veredelt und durch den frischen Lebenshauch des Abendlandes erheitert, fortserhalten. Die Griechen haben ihren Antheil morgenländischer Musik, wie ihre Götter, Bilder, Gesetze, und alles was sie von dort bekamen bald umgewandelt. Dieses

Volk, das durch die mühevolle Urbarmachung ihres ursprünglich wilden Landes, durch die Seefahrt, durch die Jagd wilder Thiere, von denen ihre Wälder strotzten, seine Kraft stählte und seinen Geist stärkte, dieses Volk, nachdem es sich sein Land fruchtbar, schön und freundlich geschaffen, machte sich auch frühe sein Leben bequem und froh. Denn als die Wälder ausgerottet waren, die Sümpfe getrocknet, Löwen und Drachen vertilgt, da prangte die schöne Halbinsel mit ihren Küsten und Eiländern wie ein Paradies; ein milder klarer Himmel ausgespannt über Holz und wasserreiche Berge, in den anmuthigen Thälern wohnliche Dörfer und Städte, allüberall volle Lebensäußerung und Lebensanmuth. Da erhob sich der Rhapsode und sang seine Lieder zur siebensaitigen Lyra, da erscholl der fröhliche Gesang beim Tanz und Spiel, besonders aber der feierliche Hymnus bei Opfern und andern Götterfesten, dann die imposanten Chöre im Theater. Alles natürliche Gefälligkeit, rein menschlicher Ausdruck dessen, was Jeder wirklich empfunden, also Wahrheit und Natur; dabei zarte, liebliche Anmuth, und stille Heiterkeit, welche Alles begleitet, was griechisch ist. Und darum hatte eben diese Musik solchen Einfluß auf die Bildung des Volkes, der noch heutigen Tags in den Gesängen der Neugriechen fortwährend unwiderstehlich wirkt und besonders im letzten Befreiungskriege zu den außerordentlichsten Heldenthaten begeisterte.

Bei den Römern hatte es die Musik zu keinem eigentlichen Styl gebracht. Aus der etruskischen und griechischen bildete sich bei ihnen eine Manier, die späterhin

auch in die Kirchenmusik übergegangen. Ein großes Verdienst um dieselbe hat besonders Papst Gregor der Große, welcher die alten Chöre der Griechen, die doch eigentlich nur von eingeübten Sängern und einstimmig gesungen wurden, in allgemeine Kirchengesänge für die ganze Gemeinde wohl auch mehrstimmig zu singen, verwandelte. So ist der neuere Choral, der seiner dauernden Wirkung, seiner imposanten Würde, seiner gewaltigen Herzerhebung und seines hohen Pathos wegen, die erhabenste Gattung des musikalischen Styls geworden. Ambrosius, Bischof von Mailand, entlehnte von den Griechen 8 Melodien, die noch heutzutage Jedermann entzücken. Außer diesem Choralgesang kam auch in die christlichen Kirchen die Figuralmusik, d. h. ausgeführte Singstücke die nur von Künstlern selbst zur Verherrlichung des Gottesdienstes aufgeführt wurden. Dahin gehören Messen, Kyrien, Te Deums, Vespern Psalmen, Glorias, überhaupt alle Motetten. Diese werden auch meistens mit Instrumenten begleitet. Das wirksamste Instrument aber ist allerdings die Orgel geworden, welche im Mittelalter erfunden, erst in neuern Zeiten ihre Vollendung erhalten hat. Als im 16ten Jahrhundert in Deutschland und in der Schweiz die Kirchentrennung sich ereignete, nach welcher in den protestantischen Kirchen aus übertriebener Furcht vor etwanigen Mißbrauch, alle sinnliche Mittel den Gottesdienst zu verschönern, verbannt wurden, verschwand auch die erhabene Kirchenmusik bei diesen Gemeinden. Doch wußte Luther, der selbst Musik über Alles liebte und sowohl Klavier als Flöte spielte und selbst mehrere Melodien ganz

im Geiste des alten römischen Kirchenstyls setzte, den vollen herzerhebenden Kirchengesang deutscher Lieder mit Begleitung der Orgel einzuführen. Herrliche Melodien stammen aus dieser Zeit, und wahrhaft fromme Dichter lieferten treffliche Lieder, besonders während des 30jährigen Krieges. Doch ist trotz der vielen Singanstalten bei diesen Gemeinden bald der schöne Kirchengesang in Verfall gerathen, in den neuern Zeiten werden die herrlichen Melodien ungemein verunstaltet, nicht selten bei verstimmten Orgeln, ja beleidigend für jedes Künstlerohr abgesungen. Die Hauptursache liegt wohl darin, daß bei den Deutschen auch selbst in katholischen Gemeinden, der musikalische Sinn noch nicht aufgegangen war und erst das Erwachen der neuen Musik in Italien hat auch hierin in Deutschland diese Kunst befördert. Im nächsten Brief will ich Sie dann von diesem goldnen Zeitalter der Musik unterhalten.

## Dreiundzwanzigster Brief.

Es liegt in der Natur selbst, in dem milden Klima wo schon die Menschenstimmen an sich reiner, klarer und wohlklingender sind, daß die Musik von jeher in den wärmern Ländern blühte. In Portugal, Spanien, im südlichen Frankreich, in Italien und Griechenland, findet man noch jetzt überall und bei allen Menschenklassen Gesänge und selbst Instrumentalmusik. Auch hört man da heitere, liebliche und anmuthige Melodien, während dem sie bei

den Nordländern mehr düster, gellend und schreiend sind. Aber in vielen dieser warmen Länder hatten andere Umstände die Ausbildung der Tonkunst gehindert. Auf der Pyrenäischen Halbinsel hat wohl der Druck der Regierung und der Inquisition, in Griechenland das harte Joch der Osmanen das Meiste gethan; in Italien aber, wo milde Fürsten, die selbst die Künste liebten, auf alle Weise das Wohlbehagen der Völker beförderten, mußte sich diese Kunst besonders zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bis zur höchsten Stufe erheben. Aber auch in nördlichen Ländern, besonders in den Niederlanden, in Deutschland und Böhmen war damals viele Musik. Waren auch die Kehlen dort nicht so rein, der Vortrag nicht so anmuthig, und nicht so lieblich die Melodien, so hat sich in die Gesänge jener Völker die eigenthümliche Stärke der Empfindung, die Hoheit der Gesinnung und die sittliche Reinheit gemengt und so dieser Kunst Adel und Würde verliehen. So war in der That der erste Meister der neuen Tonkunst, den auch die Italiener ehrten und nachahmten, ein Niederländer: Roland Lassus von den Italienern Orlando di Lasso genannt. Ihm zugleich lebte Joseph Zarlino in Venedig. Man hält diese beiden für die Erfinder der neuen Musik. Im siebzehnten Jahrhundert endlich bekam die Tonkunst einen neuen Schwung und die Harmonie erschien bald in ihrer höchsten Fülle und Stärke. Aloysius Prenestina Capellmeister zu Rom bewog durch seine herrlichen Compositionen den Papst die Kirchenmusik beizubehalten, die dieser bereits abschaffen wollte. Aber zugleich erweiterte sich auch

der Wirkungskreis der Musik, denn sie wurde nicht nur wie bisher zum Kirchendienste angewandt, man fing an auch das heitre Treiben der Welt, die frohe Lebenslust des Volkes und den ganzen Reichthum menschlicher Empfindungen und Leidenschaften in Tönen auszudrücken. Dieß geschah auf dem Theater durch die sogenannte Oper und in geselligen Kreisen durch die Concerte. Bei den Opern vereinigten sich Gesang und Instrumentalmusik poetische Handlungen darzustellen. Bei den Concerten war es mehr darauf abgesehen, sowohl Setzer als Spieler in den mannigfaltigsten melodischen Erfindungen und selbst in klugen Uebertreibungen, an streng harmonischen Regeln zu üben. Den Namen hat es von dem italienischen Worte concertare (streiten) weil darin mehrere Instrumente sich gleichsam in einen Wettstreit einlassen. Es wird nämlich ein aufgenommener Hauptgesang von mehreren Instrumenten ausgeführt, so daß jedes besonders sich hören läßt, jedoch zugleich von den übrigen begleitet wird. Den Anfang macht gewöhnlich ein Tonstück, worin alle Instrumente die da sind den Hauptgedanken zugleich spielen, sodann folgt aber abwechselnd eins nach dem andern; zum Schlusse fallen denn gewöhnlich wieder alle zugleich ein. Man kann sich denken, daß solche Uebungen von großen Meistern gesetzt und von geschickten Spielern ausgeführt, sehr ergötzlich sein müssen, und zugleich die Kunst selbst in Ueberwindung der mechanischen Schwierigkeiten bis zu einer gewissen Vielseitigkeit, Pracht und Mannigfaltigkeit förderten. Allein eben diese Concerte haben auch den Verfall des guten Geschmacks verur-

sacht. Ueber den Koloraturen und Verzierungen ward bald der eigentliche Gesang, das ist, jene Zusammensetzung schöner Töne zur Erweckung edler Empfindungen vernachlässigt; man gefiel sich nur in außerordentlichen Leistungen und verleitete die Zuhörer, sinnlosen Springen, Kadenzen, Uebergängen oder Passagen Beifall zu geben, worin weder Gedanke noch Empfindung ist. Auch haben in der neuesten Zeit die Concerte so ziemlich ihre strenge für Künstler und Kunstfreunde lehrreiche Form häufig nicht mehr, denn da findet sich selten ein Hauptgedanke, der durch mehrere Instrumente fortgeführt wird; man wählt oft die verschiedenartigsten Tonstücke, die weder äußern noch innern Zusammenhang haben, und läßt sie nach einander von einem oder mehrern Virtuosen abspielen und die Zuhörer erfahren eben nur, daß jene ein Instrument gut oder schlecht spielen, nehmen aber selten viel Vergnügen mit nach Hause. —

Indessen wollen wir fortfahren die Meister der neuern Musik aufzuzählen. Außer den Italienern Leonardo Leo und Alexander Scarlatti, Pergolesi, Nicolaus Piccini aus Neapel und Franz Gasparini aus Venedig, waren es besonders im 18. Jahrhundert Deutsche, welche die Musik auf die höchste Stufe der Vollkommenheit brachten. Hendel aus Halle der in England lebte und starb, Graun aus Sachsen, beide groß durch ihre Oratorien. Sebastian Bach, Musikdirektor zu Leipzig, der mit seinen 4 Söhnen besonders große Meister auf der Orgel und dem Claviere bildete. Gluck, dessen Opern zuerst den ganzen Reichthum der Instrumental Musik

zeigten. Dieser Mann war es der den bereits aufkeimenden schlechten Geschmack wieder verbesserte, er befreite die Musik von allen Flitterstaat und führte sie zurück zur einfachen Natur, verschmähte es seine Zuhörer in Erstaunen zu setzen und begnügte sich, sie zu entzücken. Besonders bildete er große Sänger und Sängerinnen. Auf diese Meister folgten endlich die drei größten Tonsetzer: Haydn, aus Oestreich, Mozart aus Böhmen, Beethoven aus dem Niederrhein. Ich will über sie den Kunstkenner Hoffmann sprechen lassen.

„Mozart und Haydn, die Schöpfer der jetzigen Instrumentalmusik, zeigten uns zuerst die Kunst in ihrer vollen Glorie; wer sie da mit voller Liebe anschaute und eindrang in ihr innigstes Wesen, ist — Beethoven! — Die Instrumentalcompositionen aller drei Meister athmen einen gleichen romantischen Geist, welches in dem gleichen innigen Ergreifen des eigenthümlichen Wesens der Kunst liegt; der Charakter ihrer Kompositionen unterscheidet sie jedoch merklich. —

Der Ausdruck eines kindlichen heitern Gemüths herrscht in Hayd'ns Kompositionen. Seine Symphonien führen uns in unabsehbare grüne Haine, in ein lustiges buntes Gewühl glücklicher Menschen. Jünglinge und Mädchen schweben in Reihentänzen vorüber; lachende Kinder, hinter Bäumen hinter Rosenbüschen lauschend, werfen sich neckend mit Blumen. Ein Leben voll Liebe, voll Seligkeit wie vor der Sünde, in ewiger Jugend; kein Leiden, kein Schmerz, nur ein süßes wehmüthiges Verlangen nach der geliebten Gestalt, die in der Ferne im Glanz des

Abendrothes daher schwebt nicht näher kommt, nicht verschwindet, und so lange sie da ist wird es nicht Nacht, denn sie ist das Abendroth, von dem Berg und Hain erglühn.

In die Tiefen des Geisterreichs führt uns Mozart. Furcht umfängt uns, aber ohne Marter ist sie mehr Ahnung des Unendlichen. Liebe und Wehmuth tönen in holden Geisterstimmen; die Nacht geht auf in hellen Purpurschimmer, und in unaussprechlicher Sehnsucht ziehen wir nach den Gestalten, die, freundlich uns in ihre Reihen winkend, im ewigen Sphärentanze durch die Wolken fliegen. —

So öffnet uns auch Beethovens Instrumental-Musik das Reich des Ungeheuern und Unermeßlichen. Glühende Strahlen schießen durch dieses Reiches tiefe Nacht, und wir werden Riesenschatten gewahr, die auf- und abwogen, enger und enger uns einschließen und uns vernichten; aber es ist der Schmerz der unendlichen Sehnsucht, in welcher jede Lust, in schnell jauchzenden Tönen emporgestiegen, hinsinkt und untergeht, und nur in diesem Schmerz, der da Liebe, Hoffnung, Freude in sich verzehrend aber nicht zerstörend unsere Brust mit einem vollstimmigen Zusammenklange aller Leidenschaften zersprengen will, leben wir fort, und sind entzückte Geisterseher! —

Der romantische Geschmack ist selten, noch seltener das romantische Talent; daher gibt es wohl so wenige, die jene Lyra, deren Ton das wundervolle Reich des Romantischen aufschließt, anzuschlagen vermögen.

Haydn faßt das Menschliche im menschlichen Leben

romantisch auf; er ist kommensurabler, faßlicher für die Mehrzahl.

Mozart nimmt mehr das Uebermenschliche, das Wunderbare, welches im innern Geiste wohnt, in Anspruch.

Beethovens Musik bewegt die Hebel der Furcht, des Schauers, des Entsetzens, des Schmerzes, und erweckt eben jene unendliche Sehnsucht, welche das Wesen der Romantik ist. Er ist daher ein rein romantischer Componist, und mag es nicht daher kommen, daß ihm Vokalmusik, die den Charakter des unbestimmten Sehnens nicht zuläßt, sondern nur durch Worte bestimmte Affekte, als in dem Reiche des Unendlichen empfunden darstellt, weniger gelingt?

Dieß sind nun die Klassiker neuerer Tonkunst. Sollte man es wohl glauben, daß nach solchen Vorgängern dennoch Rückfall zum schlechten Geschmack bis auf unsere Tage fortdauern? In der That ist noch immer ein großer Theil von Künstlern und Kunstfreuden für den seelenlosen Ohrenkitzel, für den einschläfernden Sinnenreiz eingenommen. Dazu hat Rossini viel beigetragen. Es ist diesem Künstler keineswegs Lebendigkeit, Raschheit und besonders das ogenannte Piquante, welches durch kühne Wendungen, ungewöhnliche Uebergänge und geschickte Auflösung disharmonischer Anklänge zu ergreifen pflegt, abzusprechen. Dadurch und daß er so flüchtig und witzig wie unser Zeitalter selbst ist, daß er es vermeidet durch düstere Melodien die lebenslustige Menge aus ihrem Rausche zu erwecken oder durch Erhabenheit dem herrschenden Hang zum Gemeinen und Niedrigen zu imponiren, ist er lange Zeit der

Liebling des großen Haufens gewesen und derjenigen Menschen, die nicht gerne in eine Sache eindringen, und eben so wenig zu etwas Ernsthaften ergriffen sein wollen.

Glücklicherweise hat sich doch der gute Geschmack durch die neuesten Tonsetzer wieder erhoben, die wenn auch nicht mit der Genialität jener Klassiker, doch in ihrem Geiste und im edlen Style wieder die Musik zu einer Sprache der Empfindung und des Geistes gebildet haben.

Im nächsten Briefe wollen wir nun Alles zusammenfassen, was sich im Allgemeinen über die Natur und das Wesen dieser schönen Kunst sagen läßt, freilich nicht für Künstler selbst, doch für jeden gebildeten Menschen, der Freude am Gesange hat. —

---

## Vierundzwanzigster Brief.

Aus der vorangeschickten Geschichte der Tonkunst werden Sie nun schon im Stande sein sich von dem Wesen der Musik einige Begriffe zu machen. Es ist also die Musik die Darstellung des Schönen durch Töne. Die Melodie oder der Gesang ist eigentlich die schöne Form selbst, die Harmonie aber die Verbindung von Tönen. Melodie sowohl als Harmonie beruhen auf gewissen mathematischen Regeln; allein die Schönheit des Ausdruckes selbst kann so wenig als die Schönheit irgend einer andern Kunst auf Regeln zurückgeführt werden, denn es ist nicht Sache des Verstandes, sondern der Empfindung und der

Phanſie. Die Seele der ganzen Muſik bleibt aber immer die Melodie, denn die Harmonie muß nur immer als Begleiterin derſelben dienen; eigentliche Wirkung auf Geiſt und Herz hat nur jene, wie ſie denn auch in der einfachen Natur und Volksmuſik ganz allein für ſich beſtehen kann.

Hingegen die Harmonie für ſich allein und ohne Melodie iſt ein bloßes ſeelenloſes Getöſe. Indeſſen hat die neuere Muſik deswegen nicht verloren, daß ſie ſtärker und reicher in der Harmonie geworden; vielmehr hat ſie dadurch ihre höchſte Vollendung erreicht, Mannigfaltigkeit, Pracht und Vollklang. Allein Uebermaaß iſt wie bei Allem auch ſo in der Muſik zu vermeiden. Worin liegt nun die Schönheit eines muſikaliſchen Vortrags? Der geniale Friedrich Schubart ſetzt ihn in eine leichte Verflößung der Töne, gefälliges Portamento, oder Hinſchweben von einem Tone in den andern, Schwellen, Steigen, Fallen, Sterben der Töne, und Naivetät, womit man kleine Verzierungen hintändelt; ferner in denjenigen ſchönen Umriß, womit man jeden Satz markirt; in ſanfte Bebungen, und ein gewiſſes Hinathmen, in liebliche Triller und den ſchmelzenden Vorſchlag.

Nach dieſer Theorie des Ausdrucks läßt ſich wohl auch der Begriff der ſchönen Form der Töne an ſich ſelbſt in Worte kleiden. Es iſt nämlich muſikaliſche Schönheit, natürliches, leicht in einanderfließendes Leben des empfindenden und ſinnenden Geiſtes, der ſich durch den ganzen Umkreis der Gefühle von dem erſtarrenden Affekte bis hinauf zu dem ausgelaſſenſten Jubel und zwar in deutlichem und beſtimmtem Ausdrucke, als in der höchſten Thätigkeit

und Vollendung, d. h. im höchsten Grade veredelt darthut. Sie sehen also, daß Musik nicht nur Gefühle, sondern auch Gedanken erfordert und daß also bloß gefühlvolle Tonsetzer ohne Geist eben so wie in der Malerei phantastisch und nebulistisch im Gebiete der Töne herumschweifen und keinen Vollgenuß gewähren, nie den ganzen Menschen mit allen seinen Kräften ergreifen. Eben so wenig wird ein blos sinnreicher Künstler ohne Gefühl ausrichten, er wird nur kalt lassen, so viel Charakter er auch und Kunstreichthum in seine Kompositionen bringt. Uebrigens bleibt der Tonkunst wie allen ihren Schwestern eine genaue Grenze, die nicht überschritten werden darf. Sie ist unter allen die idealischste und unerklärlichste, welche es durchaus nur mit dem Unendlichen zu thun hat, darum sind ihre Gefühle und ihre Gedanken nicht die Gefühle und die Gedanken der Dichtkunst oder der Malerei. Wer also bei jedem Gesange bestimmt ausmitteln wollte, welches bekannte Gefühl und welcher bekannte Gedanke durch ihn erweckt werde, würde von einem Geiste fordern, daß er sich körperlich schauen oder antasten lasse. Er ist nur für das Gehör und dieses Sinnenwerkzeug ist allein rein geistig, geistiger als Sehen und Fühlen, weil es sich durchaus mit nichts Materialen vereinen läßt. In diesen Fehler verfallen Tonsetzer, wenn sie z. B. den Sinn der Worte genau und bestimmt ausdrücken wollen. Das ist der Fall z. B. in Opern und Liedern, worin jedes wichtige Wort, jede Empfindung und jeder Gedanke mit Tönen bezeichnet wird. Auch die Ausführung solcher Liedercompositionen, wo jede Strophe besonders und verschieden dem Sinne der

Dichtkunst nach dargestellt wird. Weit ergreifender und wirksamer sind dagegen Volkslieder, die mit einer und derselben Melodie alle Strophen oft durch alle menschlichen Affekte hindurch, traurig und heiter, sanft und heftig, bewegt und ruhig fortspielen; denn die Schattirung der verschiedenen Empfindungen ist nicht Sache der Melodie, sondern des Ausdrucks. Nehmen Sie z. B. Zelters Composition der Göthe'schen Romanze: Gott und die Bajadere. Wie verschieden sind die Empfindungen und Gedanken, jede Strophe hat ihren besondern Charakter, ein anderer Tonsetzer hätte eben so viele verschiedene Melodien gemacht, als Strophen sind, Zelter, der seinen Freund Göthe und dessen Gedichte besser verstand als einer, gab sie alle in einer und derselben Melodie. Freilich erfordert der Vortrag einer solchen Composition wieder einen Meister, der das Lied versteht und empfindet und in jede Strophe den eigenthümlichen Charakter zu legen weiß, sonst wird daraus ein langweiliges Geleier. Geschmacklos ist es auch, den Gesang der Vögel, Sturmwind, Donner, das Gebrülle von Kanonen, das Getrappel von Pferden, Gewimmer u. dgl. nachzuahmen; wenn große Meister dieß thun, so ist es keine eigentliche Malerei, sondern geniale Bedeutung solch sinnlicher Gegenstände, durch einzelne Zauberklänge, die sie dem Gebiete der Melodie gleichsam abgewinnen. —

Und so wollen wir denn diese Kunst, die recht eigentlich die Kunst unserer Zeit, wo sich der Geist mehr als jemals zum Unendlichen zu erheben strebt, genannt werden kann, auch uns eigen machen. Doch nicht so wie es

die Welt thut und die Mode und die eitle Vergnügungssucht, die diese Kunst als ein bequemes Mittel, sich die Zeit zu vertreiben oder wohl gar den Reiz der Sinnlichkeit zu steigern, zum Behelf geselliger Kreise, die man weder gemüthlich noch geistreich genug ist zu beleben. Auch wollen wir sie nicht zum Nachtheil der gesammten Seelenkräfte, bis zur Vernachlässigung ernster Pflichten treiben. Die Seele darf nicht aus dem Gleichgewichte kommen durch die Musik, das Gehör soll nicht feiner werden als das sittliche Gefühl, der Takt musikalischer Compositionen nicht richtiger als der Takt des Lebens.

Es ist unstreitig wider alle Bestimmung des weiblichen Geschlechts, wenn sich ein Mädchen zur Virtuosin bildet, Tag und Nacht singt und spielt, um es zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit zu bringen. Selten wird solch ein Geschöpf eine gute Mutter, eine beglückende Gattin, ein sittliches Weib, eine würdige Hausfrau werden und noch seltener wird sie selbst wahrhaft glücklich sein. Der Rausch sinnlicher Vergnügungen wird ihr wohl zu Theil, aber dieß ist nicht das wahre Glück, es ist der Taumel einer Bachantin, von der sich nicht nur der Weise, sondern auch der sinnliche Mensch sehr bald mit Ekel abwendet. —

Ob der Welt solche Virtuosinnen wahren Nutzen bringen, ob überhaupt selbst der Kunst, der wahren, reinen, natürlichen Kunst durch sie geholfen werde, zweifle ich; diese erfordert ein volles Herz, einen sichern Geist und reine Sitten, und im Reiche der Harmonie kann nur wieder eine harmonische Seele, die alle ihre Kräfte gleichmäßig

ausgebildet hat, gebieten und wohlthätig wirken. Freilich fordern jene modischen Koloraturen, Triller und Sprünge wahrhaft seiltänzerische, unausgesetzte Uebung, die das ganze Leben eines Menschen in Anspruch nehmen; allein eben diese Künsteleien verderben ja das wahre Kunstgefühl und vernichten die heilsame Wirkung der Musik. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet sollte Staat und Gesetze den leidenschaftlich hinaufgeschraubten Enthusiasmus für Virtuosen füglich einschränken. Der Beifall und die Belohnung, mit denen sie überhäuft werden, gebührt ihnen auf keinem Falle und steht mit der Anerkennung anderer Verdienste, die dem Menschengeschlechte weit mehr Wohlfahrt bringen und größere Aufopferung und Anstrengung fordern, in keinem Verhältniß. Der jährliche Gehalt einer großen Sängerin beläuft sich oft auf 50 und 60,000 Frk., während dem ein zum Krüppel geschossener Krieger kaum 1000 Franken, ein im Dienste des Staats rastlos beschäftigter Beamter nach Verhältniß seines Ranges kaum den 26sten oder 30sten Theil, ein Schulmann, den man mit Recht einen Menschenbildner nennen kann, nebst der Geringschätzung, die sein Theil ist, kaum den 50sten Theil zur Lebensfrist erhält. Sängerinnen schwelgen nach vollbrachtem Siegeslaufe auf fürstlichen Landgütern, und Dichter wie Schiller sterben in Dürftigkeit und hinterlassen ihre Familie in Armuth.

Also nicht Virtuosin suchen Sie zu werden, meine Freundin, nicht für die Welt, für sich selbst und höchstens für ihre nächste Umgebung üben Sie Gesang und Musik. Aber bei der Erlernung dieser Kunst müssen Sie sich selbst

die rechte Weise ausfinden, denn die Zahl der geschickten und verständigen Meister ist sehr gering. Große Künstler lassen sich selten zum Unterrichte gebrauchen, und wo findet man Männer mit warmen Herzen und hellem Geiste, die wie etwa Schubart, Zelter, Hausmann, mit Liebe und Verstand nicht nur Noten lesen, sondern auch verstehen und empfinden lehren. Haben Sie einmal die mechanische Fertigkeit, die freilich unerläßlich ist, errungen und zugleich gelernt richtig und deutlich zu lesen, dann müssen Sie in den Sinn der Composition selbst eindringen und den Ausdruck selber finden. Glauben Sie nicht, daß dieser etwa in den Schnörkeleien und Schwierigkeiten enthalten sei; auch fordern nicht künstlich zusammengesetzte Stücke die größte Aufmerksamkeit, vielmehr liegt sehr oft in einer ganz einfachen Stelle alle Kraft der Kunst; es wird Sie und Andere mit dem höchsten Entzücken lohnen, wenn Sie im Stande sind, sie ganz aufzufassen und darzustellen.

Den Ausdruck selbst können Sie aber von keinem Meister lernen, so wenig man Empfindung und Gedanken lernen kann. Diesen muß Ihnen also Ihr eigenes Gefühl geben. Nur ein durchgebildeter Mensch kann mit Ausdruck irgend ein Instrument spielen oder singen. Es ist also nothwendig vorher den Sinn eines Musikstückes zu erforschen. Freilich eine schwere Aufgabe, denn so rein geistige, dem Unendlichen abgenommene Ideen zu finden, ja die Zeichen zu verstehen, mit welchen die Musik uns dieselben mittheilt, erfordert ein feines Gehör, viele Uebung und einen tiefen eindringenden Seelenblick. Das Gehör

bildet sich wohl am besten durch vieles Hören. Daß man sich bestrebe immer auch Gutes zu hören, versteht sich. Durch dieses Sinneswerkzeug wird es dann dem Geiste möglich den Schlüssel zu finden, der ihm die geheime Sprache der Töne aufschließt und enträthselt. Suchen Sie also jeder Zeit, sei auch das Stück noch so zusammengesetzt und harmonisch verflochten, die Melodie aufzufinden und in dieser den Hauptgesang, auf die sich oft die ganze Folge der Töne bezieht. Man könnte etwa den Anfang mit Variationen machen, weil da in dem Thema der Hauptgesang abgesondert und ohne daß man eben lange zu forschen braucht, vorhanden ist. Nun kann man denselben durch alle Variationen hindurch verfolgen, und so lernt man die Sprache der Töne, und weiß dann, auf welche Weise Tonkünstler Ideen einzukleiden und darzustellen pflegten. Darauf konnte man zu Sonaten übergehen und eben auf diese Weise fortfahren. In der Oper ist nun auch schon in der Ouvertüre, wenn sie gut ist, der Hauptgesang leicht zu erkennen. Ist man so dem Inhalte der Musik auf die Spur gekommen, dann wird man auch gewiß in Ausführung den Ausdruck nicht verfehlen. Ueberdieß giebt es ja auch schon einzelne gute Werke über das Aesthetische in der Musik, z. B. Schubarts Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst. Zelters Briefwechsel mit Göthe enthält treffliche Ansichten und Aufschlüsse. Ich will Ihnen nur eine Stelle über Fuge und Kontrapunkt anführen. „Aus der Geschichte der Melodie," schreibt er, „ergibt sich, daß ein Tonstück aus der Entwickelung eines Hanptgedankens entsteht, der so oft wiederkehrt und

gewendet wird, bis sein Inhalt entweder erschöpft oder zu einer geistigen Wirkung erhoben ist. Diese Wirkung geschieht am zweckmäßigsten durch einen Gegengedanken, und so entsteht Fügung des Gegensatzes zum Hauptsatze, d. h. Fuge und Kontrapunkt."*) Höchst genial und anziehend sind: Heises musikalische Dialogen. Vogler über die harmonische Aesthetik. Lehrreich sind besonders die Werke von Rochlitz, der in seinen Romanen und Erzählungen, in seinen Abhandlungen, die in der musikalischen Zeitung erschienen sind und dann vorzüglich in seinem letzten Werke: für Freunde der Tonkunst, dem denkenden Künstler neue Bahnen geöffnet hat. Lesen Sie ferner Hofrath Mosel's Abriß der Geschichte der Tonkunst. Mehreres über Musik werde ich Ihnen zu sagen haben, wenn wir über Dichtkunst sprechen werden.

Denn überhaupt ist Musik mit dieser Kunst am engsten verbunden, ja, wie sie aus der Geschichte derselben entnommen haben, ist sie eigentlich mit ihr zugleich entstanden. Orpheus und die übrigen Sänger der griechischen Vorzeit dichteten aus dem Stegreife und sangen zugleich die Verse mit Begleitung der Lyra. Eben so sang König David die Psalmen zur Harfe. Die Deklamation der griechischen und römischen Schauspieler wurde mit Flötenspiel begleitet. Die alten Barden der Deutschen, die

---

*) Fuge ist ein lateinisches Wort und bedeutet Flucht, weil darin der Hauptsatz vor dem nacheilenden Gegensatze gleichsam die Flucht nimmt.

Troubadour's in Frankreich, die Minnesänger in Deutschland waren immer zugleich Dichter und Sänger, und es ist beiden Künsten viel Abbruch geschehen, daß sie in spätern, besonders in unsern Zeiten getrennt wurden. Dadurch wurde die Tonkunst zur geistlosen Tändelei, und bedeutungsloser Künstelei, die Dichtkunst aber zu gemüthloser Reimerei und rhetorischem Wort-Kram. Darum ist denn ein Vers, der nicht wohl gesungen werden kann, unpoetisch, denn es fehlt ihm das wahre Leben, und Göthe sagt sehr gut in seinem Schlußliede:

Nur nicht lesen, immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein.

Dasselbe rühmt seine Freundinn Bettine von Armin von seinen Gedichten „ja deine Gedichte sind die süßen Früchte innern Balsams voll. Balsam strömt in deiner dithyrambischen Wollust! Schon sind's nicht mehr Töne, es sind ganze Geschlechter in deinen Gedichten, die ihre Gewalt tragen und verbreiten. O, deine Lieder, die durchs Herz brechen mit ihrer Melodie; wie ich vor zehn Tagen da oben saß auf dem Rhein-Fels, und der Wind die starken Eichen bog, daß sie krachten, und sie sausten und brausten im Sturm, und ihr Laub getragen vom Wind, tanzte über den Wellen. Da habe ich's gewagt zu singen; da war's keine Tonart — da war's kein Uebergang. — Da war's kein Malen der Gefühle oder Gedanken, was so gewaltig mit in die Natur übereinstimmte: es war der Drang, eins mit ihr zu sein. Da habe ich's wohl empfunden, wie Musik deinem Genius einwohnt." —

Es ist also die Dichtkunst an sich selbst, ja jede Kunst, der unendliche Geist jeder Kunst ist eigentlich Musik. Die Form der Kunst ist so zu sagen nur das sinnlich Schöne, und in diesem Sinne hat ja Schlegel die Architektur eine gefrorne Musik genannt. — Darum eben wirken die Töne so wohlthätig auf alle Menschen, weil sie selbst das höchste Leben sind, wo sie nur klingen, wird heiteres Leben. Kinder singen in der Wiege schon, und was ist himmlischer, als ein Kind singen hören. — Ich möchte sagen, singen sei die Sprache der Unschuld. Nur der Gute singt; der Schuldbewußte, den das Gewissen foltert, der Bösewicht, der in finst'rer Nacht auf dem Wege ist ein Verbrechen zu begehen, ist stumm. Der harte Egoist, der sein Herz verschließt, spricht sich nicht aus in dieser Engelssprache. Aber der Gute, der Fromme, der seine letzte Habe mit dem Nächsten theilt, dem es selig ist zu geben, dem es Bedürfniß, Freude zu schaffen, der singt. Noch eine Stelle aus Göthes Briefwechsel mit einem Kinde. „Gestern Abend ging ich noch spät in der schönen blühenden Lindenallee im Mondschein am Ufer des Rheins, da hörte ich's klappen und sanft singen. Da saß vor ihrer Hütte unter dem blühenden Lindenbaum die Mutter von Zwillingen, eins hatte sie an der Brust, und das andere wiegte ihr Fuß im Takt, während sie ihr Lied sang; also im Keim, wo kaum die erste Lebensspur sich regt, da ist Musik schon die Pflegerin des Geistes, es summt ins Ohr und dann schläft das Kind, die Töne sind die Gesellen seiner Träume, sie sind seine Mitwelt; es hat ja nichts — das Kind, ob es die Mutter auch wiege,

es ist allein im Geiste; aber die Töne dringen in es ein und fesseln es an sich, wie die Erde das Leben der Pflanzen an sich fesselt, und wenn Musik das Leben nicht hielt, so würde es erkalten, und so brütet Musik fort, von da an, wo der Geist sich regt, bis er reif und flink und ungeduldig hinausstrebt nach jenseits, und da werden wir's wohl auch erfahren, daß Musik die Mutterwärme war, um den Geist unter der Erdenhülle auszubrüten."

Darum erheben wir ja unsere Stimme in schöner Melodie, wenn wir im Hause Gottes sind und unsere Herzen andachtsvoll zu dem erheben, der auch gut, der über alles gut und liebreich, der Harmonien hat für jeden Anklang unseres Herzens, der sie ausgegossen hat diese Harmonie in der herrlichen Natur, in der beblümten Wiese und dem grünen Teppich der Flur und dem blauen Himmel. Unter guten gleichgestimmten geist- und gefühlvollen Menschen braucht es keine andern Mittel, auch in geselligen Kreisen sich zu unterhalten, als trauliches Gespräch und wenn es festlich werden soll, Gesang. „Musik schützt vor bösen Gedanken," sagt Bettine, „und vor langer Weile; denn die Melancholie der Langeweile entsteht doch nur, weil wir uns nach der Zukunft sehnen. In der Musik ahnen wir diese Zukunft, da sie doch nur Geist sein kann, und ohne Geist giebt es keine Zukunft; wer nicht im Geist aufblüht, wie wollte der leben und Athem holen."

Darum lassen sie uns noch ferner in Gesellschaft Musik hören und besonders singen. Aber nicht jene welschen Gurgeleien, sondern wahren natürlichen Gesang, der vom

Herzen kommt und zum Herzen dringt, der nicht nach bloßer Bewunderung strebt, sondern die Seele auflöst in Entzücken und Freude, so daß sich liebliche Bilder, edle Gefühle und heitere Gedanken in derselben regen, die uns selbst jeder Zeit edler, besser und reiner stimmen.

Zum Schlusse einige Strophen aus der Elegie Schubarts, der im Kerker an seine Tochter schrieb, und welche wahrhaftig als Motto über jeder Gesanglehre stehen könnte.

O Julie, wann kommt die Zeit,
Daß ich mit Vaterzärtlichkeit
Erst an mein Herz dich drücken kann?
Ich armer, ich gefang'ner Mann.

Wann lenk' ich deiner Stimme Ton
Am goldbezognen Pantalon,
Und lehre dich mit Saitenklang
Den deutschen, herzlichen Gesang.

Der Welsche girrt, der Franzmann eilt
Durchs Labyrinth der Tön' und heult,
Der Deutsche aber fühlt und singt,
Daß sein Gesang das Herz durchdringt.

# Fünfundzwanzigster Brief.

Sie freuen sich, meine Freundinn, bereits auf die Poesie, die nun in unsern Briefen an der Reihe ist; wir kommen nun so recht eigentlich auf unser Gebiet; während dem uns bisher Gegenstände beschäftigten, von denen wir weniger Erfahrung und Kenntniß besitzen. Architektur, Skulptur, Malerei und Musik sind uns allerdings, besonders die wir in Provinzialstädten wohnen, weniger bekannt, und wir fühlen daher auch weniger Bedürfniß, über sie belehrt zu werden; indeß kann uns die Theorie und der Geschmack jener Künste vielleicht eigenthümlicher, oder von der andern Seite die wahre Poesie eben so fremd sein, wie jene. Ich will mich deutlicher erklären. Der Vorwurf aller Künste ist immer nur das Schöne, also das höchste Leben sowohl der Materie als der Form. Wer also das Schöne empfinden will, hat es nicht allein mit der Materie und der Form der Kunstwerke zu schaffen, sondern mit dem Leben, das sich durch dieselben und in denselben ausspricht. Das Belebende aber ist eigentlich die Poesie. Auch der Baukünstler, der Bildhauer, der Maler und der Tonkünstler muß Dichter sein, d. h. er braucht nicht Verse zu machen, er hat ein ganz anderes Material zu seinen Werken als Worte, und auch seine Formen sind nicht die der Dichtkunst. Aber das Leben,

das er seinen Schöpfungen einhauchen soll, kann nur von einer vorhandenen Idee entspringen, und diese Idee ist eine höhere Weltanschauung, d. i. Dichtung. Denn diese ist nichts anderes als Ausdruck solcher Gedanken und Empfindungen, welche die Erscheinungen der wirklichen Welt zu der idealen erheben. Sie sehen also, daß jeder Künstler eigentlich Dichter ist. Nun wird Ihnen auch klar sein, wie jeder Mensch, der das Poetische begreift und empfindet, auch zugleich dasselbe in allen übrigen Künsten wahrnehmen werde, wenn er auch nur geringe Einsicht in das Technische derselben hat. Wüßten Sie nicht einmal wie viele Säulenordnungen es gebe, was griechischer und poetischer Styl, was Symetrie und dergl. in der Baukunst sei. Sie hätten aber lebhaften Sinn für höhere Gedanken und höhere Empfindung und träten also in die St. Peterkirche zu Rom, gewiß der gewaltige Eindruck würde nicht ausbleiben, Sie müßten sich von dem Erhabenen und Edlen ergriffen fühlen, vielleicht mehr als mancher geschickte Baumeister, der alle Regeln der Kunst kennt und selbst ausübt, aber kein Dichter ist, d. h. keiner hohen Empfindung, keines hohen Gedankens fähig ist, und der es höchstens bis zur Bewunderung mechanischer Leistung bringt und nicht aufhören kann, über die Kuppel zu erstaunen und über den Riesenbau und über die Eintheilung und über die Schönheiten im Einzelnen, deren Aufzählung er etwa auswendig gelernt hat.

Von der andern Seite wieder müssen wir ja nicht glauben, das Wesen der Dichtkunst zu verstehen, weil wir die Verse irgend eines Dichters oder vielmehr die

Worte begriffen, haben. Glauben Sie mir liebe Freundinn es ist viel leichter einen Begriff von jedem andern Kunstwerk zu haben, als von einem ganz winzigen Gedichte. Selbst der unpoetische Mensch, wenn er sich hinstellt vor die Mediceische Venus wird doch allmählig einen Anflug von höherer Empfindung und Denkweise bekommen, denn das Kunstwerk fällt so mächtig in die äußern Sinne und der Weg von der Sinnlichkeit zum Schönheitsgefühle ist für den Ungebildeten leichter, als wenn er durch das Gebiet der Geisterwelt hindurch muß. Aber eine Dichtung, besonders wenn sie höchst einfach ohne vielen Aufwand von Bildern, von Redeschmuck und Wohlklang ist, erfordert schon mehr Anstrengung der geistigen Kräfte, um darin das Schöne, das volle Leben, das Ideal zu erkennen. Da glaubt Mancher Poesie zu lesen, wenn er leere Tiraden, schwülstige Phrasen und künstliche Wendungen irgendwo findet, ja ganze Nationen sind oft in solchem Wahn und meinen klassische Dichter zu besitzen, da sie doch nur Versemacher haben.

Die Dichtkunst ist also die reingeistige Kunst, sie hat kein anderes Material als Worte und die Form selbst fällt weder in die Augen, noch in die Ohren, sie wird vom Geiste erzeugt und muß vom Geiste aufgefaßt werden. Jedes Kunstwerk muß also poetisch sein, im Gegentheil ist es nur eine besondere Eigenheit, oft eine Unvollkommenheit, wenn die Poesie architektonisch, plastisch, malerisch oder musikalisch ist. Darum eben ist die Poesie die fesselloseste und freieste aller Künste und ihr Reich ist unermeßlich wie der Geist. Schön sagt Schiller:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke;
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsiegelt werden;
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönes find' ich nichts wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Die Dichtkunst ist also ungebunden, wie die Phantasie und erhebt sich in das Gebiet des Unendlichen, Uebersinnlichen und Göttlichen. Allein auf diesem Wege können sich leicht beide verirren, wenn sie nicht, wie ich schon im vorhergegangenen Briefe über die Phantasie bemerkt habe, der Vernunft freiwillig gehorchen. So wie im Leben der strengste Gehorsam dem Gesetze, die größte Freiheit ist; so wird auch in der Poesie die Ungebundenheit durch das Gebot der Vernunft bedingt.

Auf einer Reise nach der Schweiz kamen Göthe und sein Freund Merk mit zwei jungen Dichtern zusammen. Das Treiben der Jünglinge war aufstrebend, in Gedanken und Empfindungsfülle schwelgend, voll Sturm und Drang, wie es bei kräftiger Lebensfrische gewöhnlich ist. Doch in der Art, das Leben aufzufassen und die Welt zu schauen, zeigte sich ein mächtiger Unterschied. Dem besonnenen nüchternen Merk gefielen die beiden andern nicht und er sagte zu seinem Freunde damals in seiner derben Manier die bedeutungsvollen Worte: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische

Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts, wie dummes Zeug.

Da können Sie nun sehen, wie der Dichter verfahren müsse, um nicht in Schwärmerei zu gerathen. Er soll sich zum Höchsten, zum Unendlichen und Göttlichen erheben, dort das Ideal aller Vollkommenheit, alles Guten, Wahren und Schönen erkennen, dann aber wieder zurückkehren zur Erde und all' das vorhandene Unvollkommene auch mit gelassenem Muthe und ruhigem Blicke schauen, um die reinen Stoffe auszumitteln, sie durch die Phantasie jenen Formen einer höhern Welt anzunähern, zu veredeln, zu verschönern, die Materie zu formen, das Reale zum Idealen zu erheben. Wer das kann, ist ein wahrer Dichter und seine Werke werden allgemein verständliche Sprache für jeden denkenden und fühlenden Menschen sein, werden ihn weiser und besser machen, im Unglück trösten und über die Erde erheben, wenn sie zu eng ihm wird, aber stärken und ermuthigen in Kampf und Arbeit, und Lust am Leben bewahren, so lange die Theile des Körpers zusammenhalten. Wer sich aber Ideale macht und sie für wirkliche und mögliche Erscheinungen hält, und so ins Unendliche fortschwärmt, ohne sich zu besinnen, daß der Fuß doch auf der Erde stehe; und wenn er gemahnt wird an sein irdisches Dasein, alle die Träume zu wirklichen Wesen gestalten will, da entstehen Poesien voll Uebertreibung, Ueberspannung, Unsinn; der Dichter selbst und die ihn lesen zerfallen mit sich und

der Welt, schleppen ein kümmerlich Leben voll Unzufriedenheit und enden oft in Verzweiflung und Wahnsinn.

Indessen pflegt sich solche Jugendverirrung, die sich auch bei großen Talenten zeigt, nicht selten wieder zurecht zu finden; wie haben sich z. B. Herder, Kosegarten, Schiller, um nur einige zu nennen, in reifern Jahren, zur klarsten Besonnenheit erhoben.

Sehr häufig waren diese Kraft-Genies zu Ende des achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Goethe selbst konnte sich nur durch Werther's Leiden seines Uebereizes entledigen. Er hat frühzeitig durch einen ruhigen Blick ins Leben auch seine Poesie vor allem Uebermaaß bewahrt und erzählt in seinen Tag- und Jahres-Heften von 1749 — 1806 von einem solchen Unglücklichen.

„Seit jener Epoche," schreibt er, „wo man sich in Deutschland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten sich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menschen heran. Da nun ihr Bestreben in einer dunkeln, düstern Region versirte und gewöhnlich die Energie des Handelns ein günstiges Vorurtheil und die Hoffnung erregt, sie werde sich von einiger Vernünftigkeit wenigestens im Verfolg doch leiten lassen, so versagte man solchen Personen seinen Antheil nicht, bis sie denn zuletzt entweder selbst verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten.

Ein solcher war von Bielefeld (er hieß eigentlich Anton von Sonnenberg), der sich den Cimbrier nannte, eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen

sich erging. Klopstocks Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom jüngsten Tage, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich solchen Ereignissen keinen besondern Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausschlagend, auf seinen seltsamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang zu Beängstigung guter, vernünftiger Gesellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich bei immer vermehrten Wahnsinn, sich zum Fenster hinausstürzte und seinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte." —

---

# Sechsundzwanzigster Brief.

Sie haben nun, liebes Fräulein, gesehen, worauf es ankomme, daß irgend ein Gedicht wirklich poetisch sei und können sich das Wesen der Poesie nun selbst erklären und deutlich machen. Sie ist nämlich Darstellung des Schönen durch Worte, oder wenn Sie wollen, durch die Rede. Das Schöne ist also der alleinige Zweck derselben, wenn sie ja einen Zweck hat; denn beim Spiele hat man, wie ich schon erinnert habe, keinen andern Zweck, als daß man eben spiele. Das Poetische ist nun das Schöne selbst, und hat sich selbst zum Zwecke. Die poetischen Gedanken kommen unvorbereitet, ungerufen und eben so ohne allen Zweck, blos aus dem Bedürfnisse

Schönes zu genießen, müssen sie auch von Lesern und Hörern erkannt und empfunden werden. Wer bei Gedichten die Fragen stellt: „Was will der Verfasser mit diesen Versen? Was kann man daraus lernen? Was nützt mir diese Lektüre?" Dem ist das Verständniß über diese göttliche Kunst noch nicht aufgegangen; doch lasse er die Fragen nur unberuht und lese das Gedicht und mehrere andere immer wieder, und suche sich selbst in einen Zustand des freien, zwecklosen, unbefangenen Spiels zu versetzen; es wird gewiß der Augenblick kommen, wo es bei irgend einer Stelle wie Blitz durch seine Seele fährt, wo es bei ihm wonnig, wie ein süßer Traum, durch die Nerven zuckt, wo er empfinden wird und denken, was er nie empfunden und gedacht und sich selbst aufgelöst von allen irdischen Lasten scheinen wird, wie bei einer großen unaussprechlichen Freude.

Aber solche Phantasien, die sich durch keinen Faden an die Sinnenwelt knüpfen, wirken das nicht; auch nicht tiefgedachte Sentenzen ohne Empfindung ausgesprochen, sei es in hochtönenden Phrasen oder in matter, gereimter und in Silbenmaaß gefaßter Rede; auch gemeinsinnliche Vorstellungen, wären sie noch so wohlklingend ausgedrückt, thun das nicht. Stoff und Form d. h. Gedanken und Empfindung sowohl, als Rede, muß schön sein, und Ideal muß sich mit dem Realen, Geistiges mit dem Sinnlichen, leicht und ohne Zwang verbinden, dann gibt es poetischen Genuß und volles lebendiges Genüge. Ich will Ihnen in einigen Beispielen den Versuch machen,

zu zeigen, was eigentlich poetisch sei. Wir nehmen zuerst folgendes Gedicht von Kosegarten.

## Seelenleere.

Leer ist's im Busen mir, unerträglich,
In der ganzen Seel' ist mir's öd' und leer —
Meine ganze Seele schmachtet, dürstet unsäglich.
Sage mir's, Himmel! wonach? Sage mir's Erd' oder Meer!
Was ist es, dieß Schmachten, das im Eingeweide mich quälet?
Was ist sie, diese rastlose Ungeduld ---
Nennet mir die Seligkeit, die mir fehlet,
Nennet mir die Frevelthat, die jene mir raubet — die Schuld!

Du droben unter Wolken und gestirneten Hügeln,
Ist bei dir die Fülle, deren Mangel mich quält?
O Held! so gebeut deinem Sturm, und sein wildbrausender Flügel
Schleudere mich empor zur ätherischen Welt!
Liegt in der Erde tief unten sie verborgen,
Die Nahrung meiner Seele, o! so stürze mich hinab.
Sei drunten, was da sei, Wonne, Wehe, Lust oder Sorgen —
Erbarmung nur, du Donnerer, und stürze mich hinab.

O strömt' ich auf der Woge in den Abgrund hinunter,
Braust' ich auf Gefiedern des Nachtsturms umher,
Fährt ich auf zückendem Blitz, südostwärts hinauf und herunter,
Glüht' ich in der Sonne, eist' ich am Nordpol im Meer!
Hausete mir Leidenschaft wüthig im Busen,
Brennende Wollust in ihm, Rachgier, Blut, Durst, Tod, — —
Aber ach, nein, nein, leer, kalt ist's mir hier im Busen,
Gehennischer, unerträglicher, ewiger Tod!!

Gerne stürzt' ich von der Höhe des Felsen hinab mich in die
tobenden Fluthen,
Gern haut' ich aus den Adern das Blut mir heraus —
Aber auch da draußen ist's dunkel. Finsterniß dräuet dahinten.
Ode und schweigend und leer ist der Schatten einsames Haus
Hier lieg ich nun verzagend, und winde mich im Sande
Dem rasenden Frevler gleich, den Gottes Donnerkeil traf.
Blut beströmt ihm die Brust, und Kerker und ewige Bande
Sieht er, und hoffet und hofft des Todes ehernen Schlaf.

---

Die Empfindung die hier den Dichter bewegte, ist also dasjenige Mißbehagen am Dasein, welches er Seelenleere nennt. Sie befällt häufig junge Menschen, denen es an Leitung fehlt, und die nicht wissen, mit ihrem Leben was anzufangen. Sie entsteht dann, wenn die Seelenkräfte in keinem Gleichgewichte zu einander stehen, besonders wenn Phantasie und Empfindung im Gefolge aller Leidenschaften über Verstand und Vernunft die Oberhand gewinnen. Dieser Zustand ist schon an sich selbst unpoetisch, denn ein Gedicht kann wie jedes Kunstwerk nur aus einer harmonischen Seele kommen, worin sich das Leben höheres und niederes klar abspiegeln. Was in Augenblicken der Leidenschaft erzeugt wird, kann nur wildes Toben, Unsinn und Wahnsinn sein.

Indeß finden wir in den Jugendversuchen der größten Dichter solche Herzensergießungen; doch haben sie immer poetisches Interesse, wenn sie nur einige Kraft verrathen, von der sich künftig Beschwichtigung hoffen läßt, oder doch der Ausdruck dem genommenen Fluge an Stärke gleichkommt. Allein im vorliegenden Gedichte ist durch-

aus keine Spur eines männlichen Muthes, der sich herausarbeiten werde aus der Leere; es endet in trostloser Verzweiflung. Die Sprache ist ferner durchaus ungleich; die erste Strophe ist matte Prosa, wie man sie im gemeinen Leben hören kann: unerträglich, unsäglich, schmachtet, dürstet; das im Eingeweide mich quält höchst unschön, rastlose Ungeduld. Dann hochtrabende Worte, wildbrausender Flügel, schleudere, ätherische Welt, stürze mich hinab. Und so braust und tobt und stürmt und rast und blitzt es fort; mitten unter den gräßlichen Bildern liegen aber wie Abcbücher so verständlich und platt die Hauptwörter: Wonne, Weh, Lust und Sorgen, dann Wollust, Rachgier, Blutdurst, Tod. Auch selbst gegen das Sylbenmaaß ist gefehlt, und die Verse dieses unsäglich leeren Gedichtes holpern unerträglich. Dieß Alles mußte der Verfasser selbst in reifern Jahren fühlen und er verbesserte bei einer Umarbeitung seiner Jugendgedichte auch diese Ode. Allein die poetische Schönheit konnte er ihr nicht geben; er suchte sie zwar durch Ausmerzung ihrer trivialen Ausdrücke, durch hochtönende Kraftworte, bunte Bilder und Gleichnisse zu ersetzen, aber dieß ist alles falscher Schmuck, der das fehlende geistige Leben nicht ersetzen kann. Es wird auch in der Umarbeitung unbändig geschauert, gehetzt, gewürgt, gelechzt und gestürmt.

## Oed und Leer.

Leere des Sinns und der Seele, wie wend' ich,
Wie fühl' ich dich ängstendes, schauerndes Leer!

Es treibt mich, es jagt mich, es hetzt mich unbändig.
Sage mir, Himmel, wonach? Sagt es mir, Fluren und Meer!
Nennt mir dieß nimmer ersättigte Sehnen!
Nennt mir die würgende Ungeduld!
Deutet mir diese heißstürzenden Thränen!
Lehrt mich, ach! lehrt mich sie sühnen, die rastlos verfolgende Schuld.

Funkelnder Sirius, schimmernder Riegel,
Bergt ihr das Gut, das dem Lechzenden fehlt?
So ergreift mich, Stürme der Nacht, und tragt mit gewaltigem Flügel
Zu Welten mich empor, wo keine Sehnsucht quält!
Liegt in des Abgrunds Schooß es begraben,
Was die schmachtende Seele letzt... hinab,
Hinab in chaotisches Graun'! Hinab, es zu finden, zu haben!
Hinab in das grausige, klaffende Grab!

Faßte dein Strudel mich, alte Charybde!
Braust' ich mit Ossians Geistern umher!
Löst' ich, ein Büßer, mein sühnend Gelübde!
Glüht' ich im nitrischen Sand! gefror ich im arktischen Meer!
Umstrickten mich nur der Begierden Empusen!
Schäumte mir Wollust dein Kelch, blitzte mir, Rache, dein Stahl!
Aber im Herzen den Frost! die schaudernde Ode im Busen....
Acherontische, stygische, folternde Qual!

Wohl lockt vom leukatischen Fels der Sprung in die schäumenden Fluthen,
Wohl böt' ich die Deziusbrust den brüllenden Schlünden der Schlacht!

Wohl schürt' ich alzidischen Sinns des Rogus vergöt-
ternde Gluthen...
Aber was harrt dahinten? Erebische, ewige Nacht!
Hörst du sie rasseln des Tartarus Ketten?
Siehst du die Larven im Schwefelgefild?
Wohin denn sich flüchten, sich bergen, sich retten ————
Dem keine Lethe rinnt, dem kein Nepenthe quillt!

---

Uebrigens dürfen wir Kosegarten poetisches Genie nicht absprechen, seine Legenden, besonders seine idyllischen Epopöen: Jukunde und die Inselfahrt, sind liebliche Dichtungen voll lebendiger Schönheit.

Da Sie nun gesehen, wie ein sonst tüchtiger und begabter Geist das Poetische dadurch verfehlte, daß er vom Idealischen ausging und nicht wieder den Weg zur Wirklichkeit zurückfinden konnte und so im Leeren, Unbegreiflichen, Unbekannten, und Unbenannten (wie F. Richter sagt:) sich viel herumtrieb, ohne was Leben schaffendes und Erregendes hervorzubringen. Nun will ich Ihnen aber in einem andern Beispiele zeigen, wie ein anderer Dichter vom Wirklichen ausging, sich aber nie, weder in Stoff, noch in der Form zum Idealen erhob, sondern immer nur gemeine, alltägliche Gedanken und Empfindungen in einer gemeinen und niedern Schreibart zu Markte brachte. Er ist freilich so der Liebling eines großen Publikums geworden, nämlich der zahlreichen, sogenannten Lesewelt, die nur liest, ohne zu denken und zu empfinden, die auch nicht aufgeregt, begeistert und veredelt werden will, weil sie in ihrer sinnlichen Behaglichkeit diese höhern Bedürfnisse nicht fühlt.

Es ist dieß Langbein, der berühmt gewordene Verfasser unterhaltender, meist komischer und witziger Erzählungen, Legenden, Romanzen u. dgl. Hier folgt das Beispiel:

## Jünglings Aussichten.

Wie ein Pilot das Meer durchkreuzt,
Um neue Welten zu entdecken,
Und nach dem Augenblicke geitzt,
Wann hoch den Hals die Schiffer recken,
Und einer ruft von Freud' entbrannt:
Ich sehe Land!

So treib ich mich auf einem Meer,
Von tausend wechselnden Entwürfen
Zu meines Lebens Glück, umher.
O Gott, wann werd ich sagen dürfen:
Dort jener Erdenwinkel beut
Zufriedenheit!

Oft schwebt ein Schiff auf glatter Flut;
Der Seemann träumt vom festen Lande;
Doch schnell erwacht er an der Stürme Wuth;
Er taumelt an des Abgrunds Rande,
Und sinkt indem er schon ganz nah
Das Eiland sah.

Wer bürgt vor gleichem Schicksal mir?
Wann einst schon süß geträumte Freuden
Beglückter Folgezeit sich schier
In das Gewand der Wahrheit kleiden,
Stürzt mich vielleicht der Tod hinab
Ins öde Grab.

Auch das! — Es ist ja dieß kein Ort
Voll Grausen; nein, ein fester Hafen,
Wo wiederum am sichern Bord
Die müden Erdumsegler schlafen,
Und wo kein Sturm der Welten schreckt,
Die Schläfer weckt. —

---

Hier haben wir nun einen Dichter, der ganz prosaisch und auf die alltäglichste Weise die Welt anschaut und sich auch nie zum Idealen erheben will. Schon die Ueberschrift: Jünglings Aussichten, wie unpoetisch. Empfindung und Gedanke hat so ziemlich Aehnlichkeit mit dem Stoffe der Kosegartischen Ode. Auch dieser Jüngling treibt sich mit tausend wechselnden Entwürfen herum und findet nirgends Zufriedenheit. Auch er sieht kein anderes Ende seiner Pein, als vielleicht den Tod und das öde Grab. Nur das hat er vor dem Nihilisten voraus, das er sich über den Ausgang tröstet: Es ist ja dieß kein Ort voll Grausen sagt er, nein, ein fester Hafen, wo die müden Erdumsegler wiederum am sichern Borde schlafen und wo kein Sturm die Schläfer weckt. Er tröstet sich eben, wie sich etwa Hökerweiber u. dgl. über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens trösten. Der Verfasser gibt sich auch gar keine Mühe den Ausdruck über die gewöhnliche Prose zu erheben, denn selbst die gewählten Wörter und Redensarten: Pilot, durchkreuzt, von Freud entbrannt, der Stürme Wuth erwacht, er taumelt an des Abgrunds Rande u. s. w. sind längst abgenutzt und schon

in der Umgangssprache gewöhnlich. Dagegen wie gemein und unschön das Bild: wann hoch den Hals die Schiffer recken, und wie platt: o Gott, wann werd ich sagen dürfen; wie geschraubt und flach: wenn einst schon süß geträumte Freuden beglückter Folgezeit sich hier in das Gewand der Wahrheit kleiden!

Da ist nichts Erhebendes, nichts Gedanken, nichts Empfindung weckendes. Wahr ist es, daß Dichter dieser Art klar und verständlich sind und sie möchten wohl einigermaaßen dazu dienen, den falschen Pathos der Idealisten zu parodiren und selbst für den gedankenlosen Haufen eine Art Poesie zuzurichten; allein durch eine solche seichte Aufklärung, durch ein solches leichtfertiges Spiel mit Gefühlen ist auch viel Schaden angerichtet worden: Die Menge wurde vom Wahren, Guten und Schönen abgewendet. Besondes ließ sich Langbein zu Schulden kommen, daß er sein Publikum auf Kosten der Religion und Moral belustigte. Wenn also die Idealisten zum Unsinn und Wahnsinn führen, führen die Materialisten zur Gemeinheit und Schlechtigkeit. Wir wollen uns nun, liebe Freundin, an einem Beispiel aus Göthe's Schriften von dem Eckel, den uns vorliegende Gedichte gemacht haben, erholen:

## Die Beherzigung.

Ach was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?

Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle! —

---

Der Stoff dieses Gedichtes ist eben die Oede und Leere und die getrübte Aussicht des ins Leben tretenden Jünglings, von der Kosegarten und Langbein so unerquicklich singen. Jener in einer gereizten, dieser in einer erschlafften Unzufriedenheit. Göthe wurde auch von diesem Dämon geplagt, er hat ein ganzes Buch davon geschrieben: die Leiden des jungen Werthers, aber das vorliegende Gedichtchen hat er in einem Augenblicke geschrieben, wo nach starkem Kampfe die Seele wieder einiges Gleichgewicht erlangt hatte, und darum klingt es so harmonisch. Unverkennbar tönt der bittere Schmerz und Unmuth, durch die bangen Fragen hindurch; doch wie poetisch gestalten sich Gedanke und Empfindung; nicht stets so dürr und nüchtern stehen sie da, wie man es im Altagsleben auszusprechen pflegt, Alles hat Leben und Geist und Gemüth. Ach, was soll der Mensch verlangen? die erste Frage ist allgemein, man kann sie nicht lesen, man muß sie singen, denn jedes Herz findet den Ton zu diesen Worten; es ist nicht ein einzelner, innerlich zerrissener, nicht ein von gemeiner Sinnlichkeit ermatteter Jüngling, es ist die ganze Menschheit, die ein-

stimmt in das Lied: Ach was soll der Mensch verlangen? Nun berührt er die verschiedenen Wege, welche die Menschen einschlagen, zum Ziele zu gelangen, wo ihm statt der Leere, Fülle, statt der trüben Aussicht, heitere Zukunft werde. Er spricht aber diese Ideen nicht lehrweise in Sentenzen und allgemeinen Betrachtungen aus, sondern verschmelzt sie in die Darstellung selbst, so daß sie wie eine seelenvolle Melodie das Gesagte beleben. Die Sprache selbst ist ohne Prunk, einfach und klar, doch ist immer das edelste, bedeutendste und kräftigste Wort und das treffendste Bild gewählt. Für: „sich mit ganzer Seele einem Gegenstande hingeben," klammernd anhangen; für: „mit allen Kräften nach Etwas streben;" sich treiben. Häuschen bauen und unter Zelten wohnen, für: „sein Glück in der Heimath gründen oder es in der Ferne suchen," d. h. wandern, wie die Nomadenvölker, die keine festen Häuser haben, sondern unter Zelten wohnen. Für: „sein Glück auf fremde Hülfe stützen": auf Felsen bauen. Er antwortet nur auf die letzte Frage, weil es ihm langweilig wäre, sich auf jede ein leeres Echo zuzurufen, schafft sich aber Trost und Beruhigung durch eine kräftige Wendung der Gedanken, in welcher er im freundlichen Tone des Sprichworts sich selbst und andern warnende Lehren gibt. Aber auch diese sind so innig mit der Darstellung verwebt, so leicht gebildet und so melodisch klingend, daß sie mehr erheitern als mahnen.

Hören Sie was Göthe selbst von der Entstehung seiner Liederchen sagt. „Bei der großen Beschränktheit meines

Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer (er studierte damals in Leipzig), der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen war ich genöthigt, Alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zur poetischen Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Sylbenmaaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung. Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sacht beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hiezu war wohl Niemand nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist." Und an einer andern Stelle: „Da uns das Herz immer näher liegt als der Geist, und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des

Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüssigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alle das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Auch hier suchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramme, in irgend einem Reim los zu werden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und auf die besondersten Umstände bezogen, kaum Jemand anders interessiren konnten als mich selbst."

---

## Siebenundzwanzigster Brief.

Ja, mein liebes Fräulein, der Stoff wahrer Poesie ist das idealisirte oder veredelte Sinnliche. Von der Erde auf nahm Hermes die Schildkrötenschale, bespannte sie mit Saiten, so daß sie zur Leier wurde und gab sie dem strahlenden Phöbus Apollo, der, den Blick zum Himmel erhoben, ihr göttliche Töne entlockte. So muß auch die Form, die Darstellung selbst, d. h. die Sprache zwar verständlich dem gemeinen Menschen und dem Sinnlichen entnommen, aber veredelt sein. Aus den angeführten Beispielen im vorigen Briefe haben Sie aber schon gesehen, daß dieser Adel des Ausdrucks nicht gesucht, nicht willkürlich angewandt, sondern von selbst, wie es

Gedanke und Empfindung mit sich bringt, und mit dem Stoffe enge verbunden, d. h. nothwendig sein.

Diejenigen verstehen übrigens die Hoheit der Poesie schlecht, die da glauben, sie dürfen sich Nachlässigkeiten der Sprache erlauben; vielmehr erfordert sie die höchste Vollkommenheit, denn sie ist Schöpferin und Meisterin der Sprache selbst und muß als hohes Vorbild im höchsten Grade rein, richtig, deutlich und bestimmt sein. Ueberdieß vermeidet die poetische Sprache Weitschweifigkeit und Breite, denn diese Fehler langweilen und hindern also die rege Thätigkeit; hingegen bestrebt sie sich so kurz als möglich zu sein und wird eben dadurch auch bestimmter und kräftiger. Ein Haupterforderniß ist ferner der Wohllaut, der jede Härte und jeden Gleichklang vermeidet. Hier ist es nun freilich unsern vaterländischen Dichtern ungemein sauer geworden; weil sie es mit einer so konsonantreichen, rauhen Sprache zu thun hatten; wie viel leichter war es in dieser Hinsicht den Griechen und Römern und auch unter den Neuern den Italienern, Spaniern und Portugiesen. Auch Göthe klagt hierüber in seinem venezianischen Epigramme, wenn er spricht:

Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Ton hab ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt und geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Und doch, wie weit haben es eben unsere deutschen Dichter in dieser undankbaren Sprache gebracht; man lese

z. B. ein Gedicht von Opitz, oder selbst von Haller, ja von Klopstock und Voß und vergleiche damit ein anderes von Göthe, Uhland oder Rückert! Welchen Wohlklang entwickeln diese! Wie melodisch klingen ihre Verse und selbst ihre Prose, wie leicht fließt sie dahin! Am bewundernswürdigsten ist in den neuern Werken unserer Nation die eigenthümliche Lebhaftigkeit, welche ehedem nicht nur dem Charakter der Deutschen, sondern auch ihrer Sprache mangelte, verglichen nämlich mit der Regbarkeit südlicher Nationen.

Diese Lebhaftigkeit aber liegt nicht nur in der frischen Denk- und Empfindungsweise, sondern auch in dem sinnlich bildlichen Ausdrucke, der zum Theil auch durch die sogenannten Tropen oder Umwendungen bewirkt wird. Tropen nennt man aber diejenige Redeweise, wo ein Wort etwas anders bezeichnet, als es seiner eigentlichen Bedeutung nach bezeichnen soll. Diese uneigentlichen Bedeutungen sind nun mit jeder Sprache selbst entstanden. Wenn nämlich die Menschen eines Volkes sich immer mehr ausbildeten, so fühlten sie bald das Unvermögen manche Begriffe durch Worte auszudrücken und setzten dafür ein verwandtes, z. B. nennt man einen harten Menschen denjenigen, der nicht leicht zu irgend etwas bewegt werden kann. So ist selbst das Wort bewegen ein Tropus, z. B. ein bewegtes Gemüth, ein bewegtes Leben u. s. w. Ein brennender Durst, ein frostiger Empfang, eine saure Miene, ein spitzes Wort u. dgl. sind Tropen, ja die ganze Sprache wimmelt von Tropen, die auch der Ungebildete ohne zu fehlen anwendet. Nur geistlose und

matte Menschen ohne Phantasie quälen sich oft solche Gedanken mit breiten Redensarten darzustellen, wo sie mit einem Worte sich leicht verständlich machen konnten. Die Tropen sind aber verschieden: Metaphern, Metonymien, Synekdochen.

Die Metapher (Uebertragung) ist ein Tropus, wo zwei ähnliche Vorstellungen mit einander verwechselt werden, so daß die Bedeutung des einen auf das andere Wort übertragen wird, z. B. ich habe Schiffbruch gelitten, für: Schaden gehabt; hier wird die Bedeutung des Wortes Schaden auf das Wort Schiffbruch übertragen, weil Schiffbruch immer mit Schaden verbunden ist.

Die Metonymie (Namensverwechselung) ist ein Tropus, der eine Sache nicht mit ihrem eigenen Namen, sondern mit dem Namen einer Sache benennt, die ihr auf gewisse Weise angehört. Hieher gehört Verwechselung der Ursache und Wirkung, z. B. Wohlgerüche steigen zu Gott empor, für Opfer werden Gott gebracht, denn die Wohlgerüche sind die Wirkung der Opfer. Verwechselung des Ortes und der Zeit mit dem darin Enthaltenen, z. B. ganz Europa stand in Waffen, für: alle Europäer standen in den Waffen; der Tag bei Leipzig, für die Schlacht bei Leipzig. Verwechslung des Vorhergehenden mit dem Nachfolgenden, z. B. die letzte Umarmung für Trennung. Die Verwechslung des Besitzers mit der besessenen Sache, z. B. der Nachbar brennt, für des Nachbars Haus brennt. Verwechslung des Stoffes mit dem Produkte, z. B. mein Silber, für Silbergeschirr, das Eisen für Schwert.

Verwechslung des Zeichens mit der bezeichneten Sache, z. B. Lorbeer für Sieg, Oelzweig für Frieden, Waffen für Krieg.

Die Synedoche (Zusammenfassung) ist ein Tropus, der den Theil für das Ganze oder das Ganze für einen Theil, die Gattung für das Einzelne, oder umgekehrt die einfache Zahl, für die vielfache, die bestimmte Zahl für eine unbestimmte setzt, d. h. innere Verhältnisse die nothwendig in einander begründet sind, zusammenfaßt, z. B. unter einem Dache wohnen, für in einem Haus wohnen; der Dichter für Homer; Pindar für Dichter; die Nachtigall läßt sich hören, für: die Nachtigallen lassen sich hören; tausend für viele.

Außer den Tropen gibt es noch in der Sprache ungewöhnliche Redensarten, die man Figuren nennt. Sie dienen dazu die Aufmerksamkeit zu spannen, die Phantasie und Gemüthsbewegungen zu erwecken. Dazu gehören:

1. Die Wiederholung sowohl einzelner Buchstaben, als ganzer Sätze und zwar entweder am Anfang des Verses oder in der Mitte, oder am Ende, z. B.:

Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte;
Wo du bist, Natur.

---

Stille Liebchen mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

---

Trocknet nicht, trocknet nicht
Thränen der ewigen Liebe!

Ach nur dem halb getrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht
Thränen unglücklicher Liebe!

2. Verbindung von Wörtern, die eines Stammes sind, z. B.

Doch schäme dich nicht der Gebrechen
Vollende schnell das kleine Buch;
Die Welt ist voller Widerspruch,
Und sollte sich's nicht widersprechen?

3. Die Inversion oder Versetzung der Wörter:

Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist.
Hier auch Lieb und Leben ist.

Statt: Auch hier ist Lieb und Leben.

4. Die Frage.

Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume kommt ihr wieder?

5. Der Ausruf.

Ach! nur dem halb getrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!

6. Die Unterbrechung oder Abbrechung, wenn man plötzlich inne hält, einen Zwischensatz folgen läßt, und den Sinn erst nach diesem oder gar nicht vollendet:

Da häkelt — jetzt hat er am längsten gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Zacken.

---

Komm ich hinauf zu dir, so soll dein Blut —

7. Die Verbesserung oder Zurechtweisung, wenn man sich selbst Einhalt thut und das Gesagte wieder zurücknimmt:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was priesest du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.

8. Die Häufung, ähnlicher Begriffe, so daß der allgemeine Begriff dadurch in ein lebendiges Bild verwandelt wird.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

9. Steigerung, welche die Begriffe nach dem Grad ihrer Wichtigkeit ordnet, und stufenweise von dem kleinern zu dem größern fortschreitet.

Lache nicht dieß Mal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Diese Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —

Alle diese Figuren und Tropen kommen nun auch in der gewöhnlichen Umgangssprache vor; lebhafte Menschen wenden sie in ihrer Rede aus dem Stegreife an; ja in den untersten Volksklassen hört man dergleichen am häufigsten, weil dort die Leidenschaften und Affekten weniger Zwang leiden. Sollen sie nun in Gedichten oder Kunstreden wirksam sein und ästhetischen Werth haben, so müssen sie auch ungezwungen und mühelos entstehen. Auch dürfen sie nicht zu häufig vorkommen, denn sie stören, wie alles Leidenschaftliche die Harmonie, die, wie wir schon wissen, ein Hauptforderniß der Schönheit ist. Zuweilen ein aufwallender Zug bildet wohl ein schönes Antlitz, doch langwierige Zuckungen innerer Bewegung entstellen ihn bis zum Häßlichen. So auch die Rede.

---

## Achtundzwanzigster Brief.

Sie mahnen mich, liebe Freundinn, an mehrere Figuren, die ich nicht erwähnt habe und die Ihnen aus einem frühern Unterricht im deutschen Styl bekannt sind, an die Ironien, Sarkasmen, Kontraste, Antithesen, das Unerwartete, das Paradoxe, das Naive, die Sentenz. O es gibt noch mehrere, zum Glück haben die Gelehrten nicht für alle Arten und Wendungen des Ausdrucks, die in der Sprache eines genialen Mannes statt finden, Namen gefunden, sonst würden sie uns die Lehrbücher mit noch mehr anfüllen, mit Dingen, die oft Neulinge für das

Wesen der Kunst selbst halten, während sie nur Benennungen zufälliger Eigenheiten derselben sind. Darum bitte ich Sie, meine Freundinn, sich ja nicht ängstlich um solche Terminologien zu bemühen, zumal es ganz unleidlich klingt, wenn ein Frauenzimmer sich solcher Kunstwörter bedient; weiblich und lieblich ist es, sich über Gegenstände des Geschmacks in natürlicher Sprache zu äußern, denn da ist man doch gewiß, daß das Gesagte nicht nachgeschwatzt, sondern selbst Empfundenes und Gedachtes sei.

Demohngeachtet wollen wir davon in unsern Briefen Erwähnung machen und ich habe Ihnen die Kunstausdrücke, von denen Sie schreiben, nur darum noch vorenthalten, weil sie ihrer Natur nach in eine andere Gattung gehören und von einer Geisteskraft herstammen, die nicht allen Menschen von der Natur mitgegeben ist. Es ist dieß der Witz.

Witz nennt man im Gemeinen dasjenige Talent, welches den Gegenständen die lächerliche Seite abzugewinnen und sich darüber lustig zu machen versteht. In diesem Sinne ist Witz wohl eigentlich die Fertigkeit, Aehnlichkeit der Dinge aus ihren Verhältnissen aufzufinden. Wenn ich z. B. sage: „der Geizige wird gleich wie der Blitzstrahl vom Golde angezogen," so ist dieß witzig, denn es wird dargethan, welche Aehnlichkeit der Geizige mit einem Blitzstrahle habe. Je unähnlicher die Dinge scheinen, desto überraschender ist der Witz. Wenn z. B. jemand die Einleitung zu obigem Witzspiele mit den Worten machte: „der Geizige ist gleich einem Blitzstrahle," so wird Jedermann lachen, weil die beiden Gegenstände einander so

ganz unähnlich sind; doch wird abermal gelacht, wenn der Witz dennoch eine Aehnlichkeit findet.

Dieß ist aber nur der gelegentliche Witz, im gewöhnlichen Leben, ein anderes ist der poetische Witz, von dem eigentlich hier die Rede sein soll; wenn nämlich mit freiem Spiele der Phantasie die Verkehrtheiten des menschlichen Lebens angeschaut und dargestellt werden. Dieß geschieht nun meist scherzweise, wohl auch spottend und mit bewußten und bewußtlosen Ernste. Aus der verschiedenen Art des Witzes entstehen nun obengedachte Figuren.

Den meisten Effekt macht unter denselben die Ironie, wo spottend das Gegentheil von dem gesagt wird, was man eigentlich sagen will. Es werden aber nicht nur einzelne Gedanken ironisch gesagt, ganze Gedichte und selbst von größerem Umfange sind oft Ironien, z. B. die Vögel, Lustspiel von Göthe. Von demselben ist auch folgendes Gedicht:

## Musen und Grazien in der Mark.

O wie ist die Stadt so wenig,
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wohl was Bessers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen! laß uns waten,
Waten noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hinzuführen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns schleichen,
Mit dem spitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brot, und saures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Und beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns besticheln,
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend!
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: Gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unsern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

---

Dieß Gedicht ist eine Satyre auf einen gewissen Dichter Schmidt in der Mark Brandenburg, der in schlechten Versen auf eine höchst prosaische und gemeine Weise alle große Städte verachtet und das Landleben über die Maaßen erhebt. Es ist dem Poeten alles in den Mund gelegt, so daß er es selbst könnte gemacht haben; also eine Ironie, wo Gedanken und Empfindungen eines Andern so angeführt werden, daß man es dem Verfasser ankennen muß, wie er gerade entgegengesetzter Meinung sei.

Der Figuren des Spottes gibt es auch mehrere, ihre Erklärung liegt in dem Worte selbst; die stärkste darunter ist der Sarkasmus, eigentlich der beißende Spott gegen

einen Sterbenden. Z. B.: „Halt, laß sehen ob etwas komme und dir helfe!“

Wie die römischen Kriegsknechte zum gekreuzigten Jesus sagen. Hieher gehören besonders Stellen aus den Jugendgedichten Göthe's, z. B. aus Wanderers Sturmlied:

Vater Bromius! (Bachus)
Du bist Genius,
Jahrhunderts Genius!
Bist was innere Glut
Pindarn war,
Was der Welt Phöbus Apoll ist.

---

Es ist dieß ein feiner Spott auf unsre genußsüchtige Zeit, deren Götze Bachus, hier der Gott des Weins und des sinnlichen Genusses, deren Essen und Trinken lieber sind, als pindarische Gesänge und alle Poesie, die vom Phöbus Apoll stammt.

Der Kontrast ist die Zusammenstellung ähnlicher Gegenstände, die in mehreren Verhältnissen entgegengesetzt scheinen.

Du schläfst auf weichem Bett, ich schlaf auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See.

Die Antithese oder der Gegensatz stellt wirklich entgegengesetzte Vorstellungen neben einander und vereinigt sie in einem Gesichtspunkte, den beide gemeinschaftlich haben; oft wird auch die Ursache der Wirkung und umgekehrt die Wirkung der Ursache entgegengesetzt.

Frei von Tadel zu sein ist der niedrigste Grad und der höchste;
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

Das Unerwartete, wenn man fremdartige Vorstellungen, die nach dem gewöhnlichen Ideengange nicht erwartet werden konnten, verbindet.

Z. B. Die sogenannte Empfindsamkeit entwickelte sich gerade an drei Dichtern von rechter Kraft in jeder Beziehung. Petrarka zart an Sinn, stark und heilig im Leben ist der erste, wenn man den alten Krieger Ossian ausläßt. Der dritte ist Göthe im Werther nach seinem Götz von Berlichingen. Der zweite ist der feste stolze Klopstock in seinen frühern Liebes- und Freundschafts-Oden, welche wahrscheinlich in Keinem sterben, als im Letzten der Erde. Kurz auf einem Berge kann sehr wohl ein See sein, z. B. auf dem Pilatusberge ist einer.

Das Paradoxe oder unglaublich Sonderbare ist auch eine Art des Unerwarteten, welches eine Idee ausspricht, die der allgemeinen Denkweise oder gar dem gesunden Menschenverstande zu widersprechen scheint.

„Die Franzosen sind eine so treue, tapfere, großmüthige, geistreiche und aufgeräumte Nation, als nur eine unter dem Himmel zu finden ist. Wenn sie einen Fehler haben, so ist es der — sie sind zu ernsthaft."

Sagt Yorck in seiner empfindsamen Reise, und es klingt wirklich seltsam, wenn man die Franzosen, wie sie in der Mitte des 18ten Jahrhunderts waren, ernsthaft nennt.

Das Naive ist eigentlich die bewußtlose Aeußerung

eines kindlichen Gemüths, die im Widerspruche steht mit der Denk- und Lebensweise der feinen oder erfahrungsreichen Welt. Das Poetische liegt hier im Kontraste der Natur mit der Kunst. Diese Art von Witz ist von ungemeinem Interesse, besonders wenn ganze Charaktere naiv dargestellt werden. —

So ist der ganze Charakter der Nausicoa höchst naiv und auch selbst im Ausdrucke finden sich viele naive Stellen, z. B. wenn sie sagt:

Höret was ich euch sag', ihr lilienarmigen Jungfraun,
Nicht von allen Göttern verfolgt, des Olympos Bewohnern,
Kommt der Mann in's Land der göttergleichen Fäaken.
Anfangs zwar erschien er mir unansehnlich von Bildung;
Doch nun gleicht er den Göttern, die hoch den Himmel bewohnen.
Wäre mir doch ein solcher Gemahl erkohren vom Schicksal,
Wohnend in unserem Volk, und gefiel es ihm selber zu bleiben!

---

Sehr viele naive Charaktere hat Shakespeare, besonders Hermia im Sommernachtstraum.

In Hippels Lebensläufen ist auch das naive Minchen mit unnachahmlicher Treue geschildert. —

Ebenso das Gretchen im Faust, und ganz vorzüglich Dortchen, das Fischermädchen.

Nur großen Meistern gelingt es, sich so in die Einfalt unschuldiger Menschen hineinzudenken; wenn mittelmäßige Dichter solche Darstellungen wagen, so entsteht das falsche naive, wie z. B. in den deutschen Lustspielen besonders von Kotzebue, wo Gesinnungen der Unschuld in

der Absicht gesprochen werden, um durch leichtfertige Auslegung einen unsittlichen Spaß zu haben. —

Das Wortspiel stellt gleichlautende oder auch dieselben Wörter von verschiedener Bedeutung zusammen, um daraus einen schlagenden Gedanken oder einen sinnvollen Gegensatz zu bewirken, z. B. Laßt uns leben, so lange wir leben.

Die Sentenz ist ein kurzer Satz, der eine allgemeine Wahrheit in treffender Kürze ausspricht.

Bei Homer haben wir oben mehrere derselben angeführt. Bei keinem Schriftsteller alter oder neuer Zeit ist Mangel daran, nur haben sie nicht immer poetische Einkleidung.

Hier einige:

Erlaubt ist, was gefällt.
Erlaubt ist, was sich ziemt. —
Natur geht vor Lehre. —
Die Glücklichen sind alle gleich. —
Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der Uebel größtes aber ist die Schuld. —

So anziehend und schnellwirkend (drastisch) der Witz auch ist, darf er doch nicht gesucht, nicht übertrieben, nicht unsittlich, nicht zu häufig angewandt werden. Der gesuchte Witz läßt kalt, und ermüdet, weil er mit Mühe gemacht ist. Der übertriebene räumt dem Verstande das Recht ein, sich in das Spiel der Phantasie zu mischen, die heitere Stimmung wird gestört und man wendet sich mit Ueberdruß davon weg, und wird prosaisch, weil man es nicht leiden kann, daß mit der Wahrheit so freches

Spiel getrieben wird. Auch muß der Witz aus einer hochgestimmten Seele stammen, wo das Wahre, Gute und Schöne überhaupt die göttliche Idee obwaltet; so scherzend also und so lustig der Witz klingt, darf er doch nie das Sittliche und Heilige verletzen, nie gemein und niedrig werden. Der frivole Witz hat unendlichen Schaden gestiftet bei einzelnen Menschen und ganzen Nationen, und es ist eine unselige Aufklärung, die durch solche Schriften verbreitet wird, worin Vorurtheile, Aberglauben, Mißbräuche aller Art durch diese Waffen angegriffen werden. Wir haben es erlebt, was Voltaire, Blumauer, Kotzebue und ähnliche Schriftsteller bewirkt haben; auch von den sogenannten jungen Deutschland ist keine ersprießliche Ernte zu hoffen. Weniger schädlich sind die natürlichen, derben aber tüchtigen Scherze der ältern Zeit, viele Romane der Engländer, Spanier und Franzosen aus den vorigen Jahrhunderten und was die deutschen Meistersänger sich erlaubten; ja es ist nur Ziererei die solchen Witz verdammen will, weil er mit den geschraubten Sitten unserer Zeit im Widerspruche steht. Was nicht zeitgemäß ist, ist darum nicht unsittlich; ja es ist immer ein Zeichen, wie unpoetisch unsre Zeit sei, daß es z. B. die Späße Shakespeares, welche sich die hochgebildete und hochherzige, ja gewiß im höhern Sinne keineswegs unsittliche Königin Elisabeth gefallen ließ, tadeln wollen. Aber auch der beste Witz darf nicht gehäuft werden; er muß immer nur eine Würze der Speisen sein, nie aber ein ganzes Gericht ausmachen. Vielleicht ist dieser Ueberfluß an Witz Ursache, daß der geniale Jean

Paul Richter, so sehr er anzieht, doch in der Länge ermüdet und abstößt. Poetischer aber ist noch der bildliche Witz, wenn nämlich ein Gedanke verkörpert d. h. in ein Bild umgeschaffen, z. B. das gemeine Leben ein Schlammpfad, oder umgekehrt ein Bild in einen Gedanken verwandelt wird, z. B. die Erde ist eine Mutter. Dahin gehören denn, wie Sie wohl merken, alle Tropen, aber dann auch besonders die Allegorie. Die Allegorie ist eigentlich eine fortgesetzte Metapher, die eine ganze Reihe von Begriffen anschaulich macht und einen Gegenstand in einen vollständigen Bilde ausmalt.

---

## Neunundzwanzigster Brief.

An den Witz gränzt die Laune und der Humor; ja sie werden häufig mit einander verwechselt. Dies kommt daher, weil sich der Humor immer des Witzes und aller seiner Figuren bedient. Wer aber das Wesen dieses seltsamen Talentes recht versteht, wird einen großen Unterschied zwischen beiden finden. Der Witz nämlich, im Allgemeinen genommen, ist, wie schon oben bemerkt worden, eigentlich ein gemeines Talent, das eben weder viel Bildung noch viel Geist erfordert und nur selten wirklich poetisch auftritt. Der Humor hingegen ist ein hohes Talent, das nur außerordentlichen Geistesgaben und ungemeiner Bildung entsprießt und durch sein Spiel mit dem Unendlichen, das er mit dem Endlichen zu verbinden sucht, immer poetisch ist.

Wir werden später von dem Romantischen sprechen, welches eigentlich das unbegränzte und unendliche Schöne ist, oder wie Jean Paul Richter sagt: das Ahnen einer größern Zukunft als hienieden Raum hat. Sie sehen daraus, daß das Romantische nur hohen Ernst bedeuten könne. Das Humoristische ist nun nichts anders als das Romantische, aber seine Form ist komisch; es spricht scherzend und lachend aus, was ihm die Brust beengt und lächelt mit thränendem Auge.

Der ebengenannte Jean Paul Richter, selbst einer der größten Humoristen, hat darüber in seiner Aesthetik die beste Erklärung gegeben, und ich gebe Ihnen das Allgemeinste davon im Auszuge.

Der Humor hat vier Hauptbestandtheile: Ganzheit oder Allgemeinheit, Unendlichkeit seiner Ideen, Subjektivität und Sinnlichkeit. Was die Ganzheit betrifft (Sie sollen das Wort gleich verstehen) ist der Humor das umgekehrte Erhabene, er zeigt nämlich, wie klein dasjenige sei, was uns Menschen auf Erden so groß erscheint. Er vernichtet aber als solches nicht das Einzelne, sondern das Endliche, weil es mit der Idee im Kontraste steht. Es giebt für ihn keine einzelne Thorheit, keine Thoren; sondern nur Thorheit, eine tolle Welt. Er hebt keine einzelne Narrheit heraus, sondern erfaßt immer das Ganze, erniedrigt das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu setzen und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich und nichts ist.

Ferner erklärt Jean Paul die vernichtende und unendliche Idee des Humors auf folgende Weise:

„Wenn der Mensch mit der kleinen Welt die unendliche überirdische Welt ausmißt und verknüpft, so entsteht jenes Lachen, worin noch ein Schmerz und eine Größe ist. Darum macht der Humor ernst, und er geht auf dem niedrigen Soccus, aber mit einer tragischen Maske, wenigstens in der Hand. Vernichtend ist die Idee des Humors, weil er den Verstand verläßt, um vor der Idee fromm niederzufallen." — Die Narrenfeste des Mittelalters sind Zeugnisse eines wahren Lebens-Humors und beurkunden weit mehr poetischen Sinn und Gemüthlichkeit, als (wie man gewöhnlich meint) Aberglaube und Rohheit. Subjectivität hat der Humor in so fern er nicht mit Vernichtung seines eigenen Naturells (Subjekt) nur Gegenstände außer sich (Objekt) vorstellt. Der Humorist schildert immer sich selbst; Fühlen und Denken, wie es in seiner Seele sich gestaltet, also giebt er es der Welt; daher sind diejenigen ächte Humoristen, die das wirklich sind was sie parodirend scheinen wollen. Aber der Humorist muß eine edle Seele haben, denn an das Ideale und Unendliche darf nur der Edle sich wagen.

Der Humor hat ferner Sinnlichkeit d. h. er fordert überfließende Darstellung durch Bilder und Kontraste des Witzes und der Phantasie. Der Humor ist wie Diogenes ein rasender Sokrates. Er vereinzelt bis in das Kleinste, spricht lieber im Besondern als im Allgemeinen, umschreibt und zerfällt das Subjekt und Prädikat und stellt immer Bewegung und Ruhe dicht neben einander.

So hat denn Richter den Humor beschrieben, und ich glaube Ihnen durch diesen gedrängten Auszug die Sache zur Genüge erklärt zu haben. Sie werden daraus sehen, daß der Humor diejenige Darstellungsweise ist, welche das Ideale mit dem Wirklichen auf eine ungewöhnliche, meist seltsame, aber doch vernünftige Weise verbindet. Also Ernst und Scherz zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen Lehre und Empfindung, zwischen Lebensweisheit und Phantasie auf- und niedersteigt. Wohl enthält er keine so genannte regelmäßige Schönheit, die sich wie die einfache Form einer Statue plastisch und in begränzten Umrissen zeigt; doch ist er bei alledem nicht weniger schön, da er sich in der schrankenlosen Phantasie nicht stufen- sondern sprungweise zum Unendlichen erhebt und von des Himmels blauen Aether trinkt, bald wieder auf die Erde zurückfliegt, um dort Blumen zu pflücken, dann aber in der Mitte zwischen Himmel und Erde, wo die Heimath der Poesie ist, gerne weilt, und Aether mit Blumen verschmelzt. Aber freilich verfehlen da die meisten Schriftsteller, die Humoristen sein wollen, das Maaß und bleiben entweder zu lange oben oder zu lange unten, oder schweben gar nur immer in der Mitte, wo sie ohne geistige und sinnliche Nahrung verkehrten Wahnsinn treiben, ins Bodenlose sich verirren und mystisch werden oder ein Pathos affektiren, das weder im Himmel noch auf der Erde Raum hat.

Inzwischen haben oft gut geartete Naturen eine Art von niedrig fliegendem Humor, den man Laune nennt; die wie die gewöhnliche Gemüthslaune ohne scheinbaren

Grund wandelbar von einem Extrem zum andern, von Lust zur Traurigkeit übergeht und wenn er mehr lustig als traurig ist, so wie im Leben, also auch in der Dichtung besonders Leuten von mittlern Geistesgaben und weniger Aufschwung, wohl auch andern in Stunden der Erholung und Abspannung, willkommen ist. —

Da der Humor halb Ernst, halb Scherz ist, so führt er uns gerade zu dem Komischen, von welchem schon in unsern ersten Briefen die Rede war. Ich wiederhole, was ich dort schon sagte, wie das Komische Darstellungsweise des Lächerlichen sei. Wenn wir nämlich bei einer scherzhaften Behandlungs- und Auffassungsweise die Gewalt des Realen über das Ideale kämpfen sehen, müssen wir unwillkürlich lachen, denn es ist der Kampf eines Zwerges mit einem Riesen. — Sie kennen ja die Fabel, wo die Mücke das Kameel um Entschuldigung bat, daß sie es auf seinem Höcker sitzend belästige; ist das nicht zum Lachen? dem solch eine Mücke aufhockt, fühlt wohl einiges Mißbehagen, aber niederdrücken wird sie ihn nicht, wenn seine Seele nicht eben so klein als die Mücke ist. Das ist nun das Komische, das in der Dichtkunst besonders zu Hause ist. Es ist gewissermaßen ein Mangel des poetischen Genius, wo es fehlt. Die größten Dichter beim Alten und Neuen, Homer, Horaz, Ovid, Dante, Ariosto, Shakespeare, Kalderone, Wieland und Goethe, hatten davon eine reiche Ader; andere wie Aristophanes, Plautus, Terentius, Moliere, Sterne weihten ihre Muse beinahe ganz dem Komus.

Leben Sie nun wohl, mit nächstem Briefe erhalten sie noch Einiges über die eigentliche poetische Sprache oder Diktion.

## Dreißigster Brief.

Von dem poetischen Ausdruck soll ich Ihnen reden, nachdem wir in dem letzten Briefe davon abgewichen sind. Zwar haben wir schon in der Lehre von den Figuren gesehen, daß äußerer Schmuck zur Poesie eigentlich nur wenig beitrage; nur wo es dem Redenden bange wird durch das Unbedeutende seiner Gedanken nicht interessiren zu können, nimmt er seine Zuflucht zu solcher Verschönerung der Sprache. So ist die Rhetorik oder Redekunst entstanden; wenn nämlich bei den Griechen listige und feine Männer vor Gerichte, in Volksversammlungen oder bei ähnlichen Gelegenheiten eine schlechte Sache verfechten wollten, so reichten sie mit der natürlichen Beredsamkeit nicht aus und erfanden allerlei Wendungen und Redeweisen, häuften Bilder und Gleichnisse, um die unverständliche Menge zu überreden und nach ihrem Willen zu lenken. Daß diese Gewandheit keine Kunst zu heißen verdiene, erhellt schon aus der unlautern Quelle, woraus sie schöpft. Jede Kunst ist an sich edel, absichtlos und uneigennützig, wie alles Göttliche und Ideale. Diese rhetorische Ausschmükkung ist also, wenn sie in poetischen Werken vorkommt, ein bedeutender Fehler, weil sie die hohe Natur und Einfalt, die Reinheit und Hoheit dieser Kunst stört. Ich habe Ihnen schon in einem Briefe über den poetischen

Stoff das Richtige solcher rhetorischer Diktion, die gewöhnlich bis zum Schwulst ausartet, an Beispielen gezeigt.

Indessen gibt es wohl noch eine andere Redekunst, wenn Männer, als Fürsten, Priester, Lehrer, Staatsmänner und Heerführer in edler Absicht auf die Menge wirken wollen. Da kommt das Wort aus voller Brust, aus einer reinen Seele, aus klarem Verstande und übt daher eine ungemeine Macht auf die Gemüther aus. So wie von Jesus gesagt wird: es entsetzte sich das Volk über seine Lehre; denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Aber solche Reden bedurften auch nicht des Schmuckes, außer desjenigen, der schon in dem Wesen der Sprache selbst gegründet ist und solches Reden verdient wohl eine Kunst genannt zu werden. Hohe Begeisterung, die nur vom Idealen kommen kann, also höhere Lebens- und Weltansichten und deren Verbindung mit irdischen Angelegenheiten und sinnlichen Begriffen, worin sich so viel Erhabenheit, Würde ja Anmuth und Ebenmaaß, verbunden mit der größten Zweckmäßigkeit und Wahrheit in vollem Leben äußert, sollte das nicht auch schöne Kunst genannt werden können. Ja in der That gränzt diese wahre und edle Redekunst an die Poesie, so daß es bei vielen Werken beinahe schwer zu unterscheiden ist, was rhetorisch und poetisch sei. Allein im Ganzen genommen fehlt dieser Kunst ein einziges Erforderniß, das aber auch das Wesentlichste und Höchste ist, um schöne Kunst genannt zu werden. Aus der Erklärung des Begriffes Kunst wird Ihnen erinnerlich sein, daß ihr Wesen Leben in der vollkommensten und freiesten Thätigkeit sei. Nun

kann aber das Geistige nicht leben, wo es durch irdische Zwecke gebunden ist. Der Redner aber, hat er auch einen edlen Zweck, einen Zweck hat er doch: entweder zu belehren oder zu bessern, zu ermuntern, zu leiten. Da erscheint das Ideale immer untergeordnet, nur fördernd, mitwirkend. Die Kunst schwebt ferner an der Hand der Phantasie in größter Freiheit, nur sich lebend, weil sie eins ist mit der göttlichen Idee, ohne Absicht, wie der singende Vogel und das spielende Kind, die murmelnde Quelle, der blühende Baum. Hat auch der Redner z. B. Demosthenes die edelste Absicht, weil sein von Vaterlandsliebe glühendes Herz alle Athener entflammen soll, die Waffen zu ergreifen gegen den Tyrannen von Mazedonien, er hat doch eine Absicht und seine Seele arbeitet aufgeregt von der Leidenschaft und tiefer Schmerz überfällt ihn, wenn seine donnernde Stimme es nicht vermag, das irregeführte Volk für seinen Vortheil, für die allgemeine Wohlfahrt zu stimmen. Wo ist da das freie Spiel der Phantasie, das ungemischte, reine Wohlgefallen am Schönen, Wahren und Guten; es ist eine edle, eine wohlthätige, eine gemeinnützige Kunst, aber eine schöne Kunst, wie Architektur, Skulptur, Malerei, Musik und Poesie ist sie nicht. Doch ist nicht zu leugnen, daß sich große Redner zuweilen und im Einzelnen in die Region der Dichtkunst erheben und man findet in den Reden griechischer und römischer Staatsmänner und Helden so wie auch in denen vieler Neuern und bei Geschichtsschreibern und andern prosaischen Schriftstellern besonders bei Predigern Stellen, die wahrhaft poetisch sind. Es ergiebt sich also, daß

die Rhetorik wohl sich zur Poesie erheben, nie aber diese sich zu jener herablassen dürfe. Nun haben wir aber noch eine wesentliche Beschaffenheit der poetischen Sprache zu behandeln.

Die Poesie ist nämlich wie schon gesagt worden zugleich mit der Musik entstanden und hat schon dadurch manchen Bestandtheil mit derselben gemein so z. B. die Eintheilung der Töne oder der Melodie in mehrere Abschnitte, die in der Musik Takte, in der Poesie Füße genannt werden. Füße sind demnach eine Anzahl von Sylben, die in Hinsicht ihrer langsamen oder schnellern Aussprache einem Maaße unterworfen sind. (Sylbenmaaß). Es gibt daher lange und kurze, dann auch mittelzeitige d. h. bald lange bald kurze Füße. Außer diesen kürzern Abschnitten sind auch, wie in der Musik, längere, man nennt sie Verse und sie enden mit einem gewissen Schlußfalle. Von diesem gibt es nun auch verschiedene Gattungen und jede derselben hat seine besondern Füße und beobachtet eine eigene Folge derselben aufeinander. Durch dieses Sylben und Versmaaß wird nun, die Rede gleichsam gebunden und darum heißt sie die gebundene Rede, im Gegensatz der ungebundenen oder prosaischen. Weil nun poetische Gedanken und Empfindungen von jeher in gebundener Rede d. h. in Versen gesprochen und geschrieben worden, hingegen andere Aufsätze die mehr für die Erkenntniß als für das Empfindungsvermögen bestimmt sind, sowohl belehrenden als erzählenden und berichtenden Inhalts in ungebundener Rede d. h. in Prosa; so pflegt man im gewöhnlichen Leben

nicht nur beide einander gerade entgegenzusetzen, sondern alles in Versen geschriebene für Poesie und alles prosaische für nicht Poesie (schlechtweg auch Prosa) zu halten. Dieß ist nun freilich falsch, da, wie wir wissen, da die Rede nur ein sehr kärglicher Behelf und ein ungenügendes Mittel das Schöne in der Poesie darzustellen ist, kann sie nicht als ein Kennzeichen derselben dienen; denn die poetische Ansicht macht eigentlich das Wesen dieser Kunst, und wo diese fehlt, da helfen die schönsten Verse nicht. Im Gegentheile gibt es aber wohl wahrhaft poetische Werke die ganz in Prosa geschrieben sind z. B. Romane von Cervantes, Sterne, Hippel, Richter, Göthe. Es sind also einige Kunstrichter, wohl selbst Dichter, dadurch verleitet worden, zu behaupten: Der Rythmus sei für poetische Werke unwesentliche, ja überflüssige Spielerei, und unnöthiger Schmuck. Wir gehen wieder auf die ersten Grundsätze aller schönen Kunst zurück, um solche Ansichten zu prüfen. Schöne Kunst sagten wir schon in den einleitenden Briefen ist eine sinnlich-geistige Darstellung der innig verbundenen Geister- und Körperwelt. Denn sie ist bestimmt Menschen, nicht aber höhere Geister ohne Sinnlichkeit zu vergnügen. Darum arbeiten alle Künste beständig in diesen zwei Elementen und bestreben sich bei der Ausführung ihrer Werke eben so vollkommen das Körperliche als das Geistige zu schaffen. Darum baut der Architekt seinen Tempel auch dem Aeußern nach so sorgfältig, als möglich; der Bildhauer und der Maler thut dasselbe; der Tonkünstler verschmäht es nicht seine Harmonieen und Melodien in enge Fessel des Taktes zu

bringen, weil eben durch diese äußerliche in die Sinnen fallende Regelmäßigkeit theils das geistig Schöne leichter aufgefaßt, klarer und deutlicher wird, theils auch der sinnlichen Natur ihr gebührender Antheil des Vergnügens gegeben wird. Sollte nun die Dichtkunst allein nur durch Gedanken und Empfindung ohne alle sinnliche Empfehlung, ohne Zugabe des Wohllautes sein? Ja wenn sie ohne alle Sprache, ohne Worte das Schöne ausdrücken könnte! aber sie bedient sich einer Sprache, denn die Prosa ist auch Sprache, sinnliche Mittheilung des Gedachten und Empfundenen; doch ist es die gewöhnliche, ich möchte sagen unheilige Sprache der gemeinen Weltkinder; verdienen nicht höhere Gedanken und Empfindungen die das Wahre, Gute und Schöne lebendig darstellen auch eine höhere Sprache? Ueberhaupt ist das Schöne an sich unaussprechlich; so wie in der Musik, wird es in allen Künsten nie vollkommen geschaut, sondern nur halbbegriffen und geahnet. Muß man nicht ein Mittel ergreifen diesem mangelhaften Ausdruck mehr Leben zu geben? ist aber dieses Mittel nicht der Rythmus? die Poesie wird durch ihn, was sie gleich bei ihrem Ursprung war, musikalisch, auch ohne Begleitung eines Instruments oder des Gesangs klingen gute Verse wie Musik. Rythmische Poesie ist also ein harmonischer Tanz, den zwei Künste als liebende Schwestern eng verschlungen aufführen. Die alten Griechen kannten die prosaische Poesie gar nicht, ja sie brachten selbst Alles was sich auf die höhern Interessen der Menschheit bezog, wenn es auch nicht poetisch war, in Verse: so wurden die Drakelsprüche nicht selten Gesetze,

Sentenzen großer Weltlehrer u. dgl. in Versen geschrieben. Die Neuern haben besonders im Roman auch im Lustspiel und sogar im Trauerspiel die poetische Prosa eingeführt, ja von Hippel haben wir lettische Lieder in ungebundener Rede und ebenso sind unzählige lyrische Ausbrüche in J. P Richters Werken. Wenn jemand solches wagen durfte, durften es diese wahrhaft poetischen Naturen; allein gewonnen haben dadurch ihre Werke wahrlich nicht. Auch Göthe, dessen dichterische Anfänge in jene Zeit der prosaischen Poeterei fielen, hat nicht verschmäht dieselbe Weise zu befolgen: Götz von Berlichingen, Werthers Leiden, seine ersten Dramen, und auch später noch Meisters Lehrjahre, die Wahlverwandschaften und die Wanderjahre sind in ungebundener Rede. Allein ich will Ihnen einige Stellen aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe mittheilen und Sie werden sehen, wie strenge und richtig Schiller, der freilich selbst auch seine ersten Trauerspiele in Prosa geschrieben, den Freund deswegen tadelt und wie dieser es hinnahm und wirklich bald nach Meisters Lehrjahren Hermann und Dorothea dichtete, worin er die vollendetste poetische Form dem poetischen Stoffe gab.

## Schillers Brief.

„Auch den Meister habe ich ganz kürzlich wieder gelesen, und es ist mir noch nie so auffallend gewesen, was eine äußere Form doch bedeutet. Die Form des Meisters, wie überhaupt jede Romanform, ist schlechterdings

nicht poetisch, sie liegt ganz nur im Gebiete des Verstandes, steht unter allen seinen Forderungen und participirt auch von allen seinen Grenzen. Weil es aber ein ächt poetischer Geist ist, der sich dieser Form bediente, und in dieser Form die poetischen Zustände ausdrückte, so entsteht ein sonderbares Schwanken zwischen einer poetischen und prosaischen Stimmung, für das ich keinen rechten Namen weiß. — Ich möchte sagen: es fehlt dem Meister (dem Roman nämlich) an einer gewissen poetischen Kühnheit, weil er als Roman, es dem Verstande immer recht machen will — und es fehlt ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit (wofür er doch gewissermaßen die Forderung rege macht) weil er aus einen poetischen Geiste geflossen ist. Buchstabiren Sie das zusammen, wie Sie können, ich theile Ihnen bloß meine Empfindung mit.

Da sie auf einem solchen Punkte stehen, wo Sie das Höchste von sich fordern müssen, und Objectives mit Subjektivem absolut in Eins verfließen muß, so ist es durchaus nöthig, dafür zu sorgen, daß dasjenige was Ihr Geist in Ein Werk legen kann, immer auch die reinste Form ergreife, und nichts davon in einem unreinen Medium verloren gehe. Wer fühlt nicht alles das im Meister, was den Hermann so bezaubernd macht! Jenem fehlt nichts, gar nichts von Ihrem Geiste, er ergreift das Herz mit allen Kräften der Dichtkunst und gewährt einen immer sich erneuernden Genuß, und doch führt mich der Hermann (und zwar bloß durch seine rein poetische Form) in eine göttliche Dichterwelt, da mich der Meister aus einer wirklichen Welt nicht ganz herausläßt.

Es ist offenbar zu viel von der Tragödie im Meister; ich meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das subjektiv Wunderbare, welches zwar mit der poetischen Tiefe und Dunkelheit aber nicht mit der Klarheit sich verträgt, die im Roman herrschen muß und in diesem auch so vorzüglich herrscht. Es incommodirt, auf die Grundlosigkeiten zu gerathen, da man überall festen Boden unter sich zu fühlen glaubt, und weil sich sonst alles so schön vor dem Verstand entwirret, auf solche Räthsel zu gerathen. Kurz mir däucht, Sie hätten sich hier eines Mittels bedient, zu dem der Geist des Werks Sie nicht befugte.

Uebrigens kann ich Ihnen nicht genug sagen, wie mich der Meister auch bei diesem neuen Lesen bereichert, belebt, entzückt hat; — es fließt mir darin eine Quelle, wo ich für jede Kraft der Seele und für diejenige besonders, welche die vereinigte Wirkung von allen ist, Nahrung schöpfen kann."

## Göthes Antwort.

„Was Sie vom Meister sagen verstehe ich recht gut, es ist alles wahr und noch mehr. Gerade seine Unvollkommenheit hat mir am meisten Mühe gemacht. Eine reine Form hilft und trägt, da eine unreine überall hindert und zerrt. Er mag indessen sein, was er ist, es wird mir nicht leicht wieder begegnen, daß ich mich im Gegenstand und in der Form vergreife, und wir wollen abwarten, was uns der Genius im Herbste des Lebens gönnen mag."

## Schiller über poetische Form.

„Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetischrythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich Alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich concipiren, denn das Platte kommt nirgends so in's Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird.

Bei meinen gegenwärtigen Arbeiten hat sich mir eine Bemerkung angeboten, die Sie vielleicht auch schon gemacht haben. Es scheint, daß ein Theil des poetischen Interesse in dem Antagonism zwischen dem Inhalt und Darstellung liegt. Ist der Inhalt sehr poetisch bedeutend, so kann eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anstehen, da im Gegentheil ein unpoetischer gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nöthig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält. Dieß ist auch meines Erachtens der Fall, wo

der Schmuck, den Aristoteles fordert, eintreten muß, denn in einem poetischen Werke soll nichts Gemeines sein. Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Produktion noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach Einem Gesetz behandelt, und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in Einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seinen Leser nothiget, von allen noch so Charakteristisch-verschiedenen etwas Allgemeines, Reinmenschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Athmosphäre für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden." —

## Einunddreißigster Brief.

Eine eigene Art von Rythmus ist aber in den neuern Sprachen aufgekommen, nämlich der Reim. Die griechischen und römischen Versmaaße verdanken ihre Mannigfaltigkeit und ihre Anmuth der bestimmten Kürze und Länge der Sylben. Dieß erlitt nun in den neuern Sprachen, die aus der lateinischen entstanden sind eine große Veränderung dadurch, daß die Sylben ganz anders, ja oft entgegengesetzt ausgesprochen wurden. In der deutschen Sprache und ihren Töchtern fehlte auch die Bestimmtheit des Sylbenmaaßes. Die Dichter dieser neuen

Nationen, fühlten diesen Mangel, wenn sie ihren Versen den musikalischen Wohlklang geben wollten. Daher erfanden sie den Reim d. h. den gleichen Laut der letzten oder der zwei letzten Sylben. Vielleicht haben sie denselben auch den Morgenländern abgelernt in deren Poesie er als ein angenehmes Klangspiel erscheint. So wenig die Alten daher bei ihren geregelten und bildungsfähigen Sylbenmaaß, dieses künstlichen Mittels bedurften, so wurde es den Neuern ein Bedürfniß und in der That eine Bereicherung musikalischen Wohlklangs. Es liegt aber der Reim so tief in dem Wesen der neuern Empfindungsweise und also auch der Poesie, daß es ganz unmöglich ist, ihn von dieser zu trennen. Sehr wohl sagt Grimm, daß uns der Reim eigentlich zeige, wie sich die deutsche Sprache gebildet habe. Er nennt ihn ein Band der Poesie das nicht allein die Hörer und Sänger des Lieds erfreue, sondern auch die Kraft der Sprache zügele, ihre Reinheit sichere, und Kunde von ihrer Bildung auf kommende Geschlechter bringe." Ungebundene Prosa läßt; fährt er fort, „dem Gedächtniß den Inhalt verhallen, den Organen die wahre Belautung der Worte zweifelhaft werden. Der Reim hat nur schlechte Dichter gezwengt, wahren gedient, ihre Gewalt der Sprache und des Gedankens zu enthüllen."

Ja in dem Reime selbst liegt oft mehr Empfindung und Gedanke als durch bloße Prosa ausgedrückt werden könnte. Gleichwie ein überströmendes Gemüth seine unaussprechlichen Gefühle vollständig durch Töne und Melodie auszudrücken vermag, so sagt der Dichter durch den

Reim oft Alles, was in seinem Herzen und Sinne lebt. „Denn der Reim ist," sagt Weber in seiner Aesthetik, „seinem innersten Wesen nach musikalischer Art; er ist gleichsam ein Echo in den Tiefen der Seele räthselhaft anklingender, außerweltlicher Erinnerungen, ein geheimnißvolles Stichwort der in sich selbst gesenkten Betrachtung, ein wunderliches Sinnbild unsers sich so oft in Gegensätzen befreundenden, in Vereinigungen sich entzweienden Gefühls; er ist ein Sohn der in's Ueberschwengliche und ins Unmögliche strebenden Empfindung, ein schwärmerisches Wesen, daß der Romantik als reife Frucht vom Baume der Musen in den Schooß fallen mußte." — Und hier stoßen wir zuerst auf den Unterschied der alten und neuen Poesie. Jene nämlich ist ihrer Natur nach plastisch, in ruhiger Einfachheit, mehr sinnlich und objectiv; diese musikalisch, unruhig, mannigfaltig, mehr geistig und subjecjectiv. Diese Verschiedenheit drückt sich wie bei der Baukunst durch den griechischen und gothischen Styl schon durch die äußere Form, d. h. durch Sylbenmaaß und Reim bedeutend aus. Doch hievon werden wir an seiner Stelle ausführlicher reden; wollen aber vorher über die verschiedenen Dichtungsarten handeln. —

Was in frühern Briefen schon hie und da von Poesie gesagt worden, wollen wir nun zusammenfassen, um einen möglichst vollständigen Begriff von ihr zu geben. Wir haben gesehen, daß das innerste Wesen, der Geist jeder Kunst, eigentlich Dichtung sei, denn die Idee selbst die jeden Künstler, ehe er an sein Werk geht, beseelt, ist Dichtung. Und in diesem Sinne konnte wohl Göthe

sagen, daß Poesie rein und echt betrachtet, keine Kunst sei. Indeß wird sie dadurch nicht etwa herabgesetzt, vielmehr gewinnt sie dadurch, daß sie der Urquell aller Künste ist. Was ist nun Poesie? Sie ist, wie sich die meisten Theoretiker ausdrücken: Darstellung des Schönen durch ein harmonisches Ganze anschaulicher Gedanken, durch Worte. Und so wäre sie denn doch den übrigen Künsten gleich, da alle nur Darstellungen des Schönen sind. Allein die Worte sind so unbestimmte und unzulängliche Zeichen, das sie das Schöne nimmer ganz vollständig ausdrücken können, denn es bedarf der Deklamation, des Gesanges, der Körperbewegung und der Geberdensprache, um das Dargestellte oft klar zu machen. Warum verstehen wir ein Gedicht besser, wenn es der Verfasser selbst vorliest, Lieder werden erst dann ganz empfunden, wenn wir sie singen hören und Dramen durch theatralische Vorstellung deutlich. Darum will Göthe die gewöhnliche Begriffserklärung nicht gelten lassen, denn er faßt nur den geistigen Hauch der Poesie auf, welchen die Sprache aber nur unzulänglich auszusprechen sich bemüht; er nennt also die Poesie den wahrhaften Ausdruck eines aufgeregten erhöhten Geistes, ohne Ziel und Zweck.

Dieser Ausdruck geschieht aber auf drei verschiedene Weisen: indem der Dichter entweder erzählt oder enthusiastisch aufgeregt, seine Gefühle ausspricht oder Personen handelnd einführt. Da entstehen denn drei Dichtweisen: Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen, wie Göthe sagt, können zusammen oder abgesondert wirken.

In dem kleinsten Gedichte findet man sie oft beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigungen im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswerthesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im älteren griechischen Trauerspiel sehen wir sie gleichfalls alle drei verbunden und erst in einer gewissen Zeitfolge sondern sie sich. So lange der Chor die Hauptperson spielt, zeigt sich Lyrik oben an; wie der Chor mehr Zuschauer wird, treten die andern hervor und zuletzt wo die Handlung sich persönlich und häuslich zusammenzieht, findet man den Chor unbequem und lästig. Im französischen Trauerspiel ist die Exposition episch, die Mitte dramatisch, und den fünften Akt, der leidenschaftlich und enthusiastisch ausläuft, kann man lyrisch nennen.

Indessen ist es doch nöthig diese Dichtweisen von einander zu unterscheiden, so sehr sie auch in Poesien selbst miteinander vermengt erscheinen. Man thut dann ein Gedicht in diejenige Klasse, von der es das Meiste an sich hat.

Die ältern Theoretiker haben noch eine vierte Gattung, die lehrende oder didaktische hinzugethan; allein diese kann nur dann poetisch genannt werden, wenn sie in obigen Formen erscheint. Es ist immer entweder eine Erzählung, Beschreibung, ein begeisterter Ausbruch oder Erguß inniger Empfindung, oder wohl sogar Handlung, worin sich eine Lehre darthut. So ist z. B. Musarion von Wieland kein Lehrgedicht, sondern ein anmuthiges Epos, worin auch lyrisches und dramatisches abwechselt. Tiedges Urania könnte man ein lyrisches Gedicht von größern Um-

fange nennen, und Nathan der Weise ist ein wirkliches Drama. Je weniger aber in solchen Gedichten das Bestreben zu lehren und sich in Sentenzen auszusprechen, wahrgenommen wird, desto mehr poetischen Gehalt hat es. Wie ermüden z. B. die Lehrgedichte der ältern deutschen Schriftsteller von Hagedorn, Gleim, selbst von Wieland und Tiedge und in welcher Frische und Lebendigkeit erhält uns des großen Byrons Harald, das doch so viel Tiefgedachtes und Empfundenes enthält, und gewiß noch vor 50 Jahren ein Lehrgedicht würde genannt worden sein.

Am wenigsten verdient ein Lehrgedicht poetisch genannt zu werden, das wissenschaftliche oder andere prosaische Gegenstände darstellt. Dergleichen haben die Franzosen und auch Deutschen z. B. Kästner's Gedicht von den Kometen, Tscharners Regeln von der Wässerung der Aeckker, in Versen u. s. w. Doch lassen sie uns hierüber wiederum Göthe hören. Er schreibt in seinem 49ten Bande also: „Es ist nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten: der lyrischen, epischen und dramatischen noch die didaktische hinzufüge. Dieses begreift jedermann, welcher bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind und also die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann. —

Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen, wie aus dem Leben.

Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik; deshalb sie sich bald der einen, bald der andern nähert; aber sie ist so wie die beschreibende, die schaltende Poesie, immer eine Ab- und Nebenart, die in einer wahren Aesthetik zwischen Dicht- und Redekunst vorgetragen werden sollte. Der eigene Werth der didaktischen Poesie d. h. eines lehrreichen mit rythmischen Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft verzierten, lieblich oder energisch vorgetragenen Kunstwerkes wird deshalb keineswegs verkümmert. Von gereimten Chroniken an, von den Denkversen der ältern Pädagogen bis zu dem Besten, was man dahin zählen mag, möge Alles gelten, nur in seiner Stellung und gebührenden Würde."

Es bestehen also nur drei Gattungen der Poesie, deren jede wieder ihre Unterarten hat.

Zur epischen oder erzählenden gehören nämlich alle Poesien die irgend eine Begebenheit oder auch eine bloße Erscheinung im Raume entweder erzählen oder beschreiben, also Natur und Landschaftsgemälde, Schilderung von Naturerscheinungen, äsopische Fabel, Allegorie, Parabel, Mythe, poetische Erzählung, Roman, Novelle, Mährchen, Idylle, Romanze, Ballade, Epos und Heldengedicht.

Lyrische Gedichte sind solche, wo der begeisterte Dichter Empfindungen und Gedanken ausdrückt. Hieher gehören alle Lieder ernsten und scherzhaften Inhalts, geistliche und weltliche, verschiedene Arten von künstlichen Versbau meist spielenden und tändelnden Inhalts als: Madrigel, Ron-

deau, Triolet, Sonett; dann Elegien, Heroiden, Dithyramben, Hymnen und Oden, zuletzt Poesien von größern Umfange die dann gewöhnlich episch und lyrisch zugleich sind, z. B. die sogenannten Lehrgedichte und andere in Sestinen oder Stanzen verfaßte Gedichte; auch Epigramme oder Sinngedichte, Gnomen und poetische Episteln gehören hieher und sind gleichfalls episch und lyrisch zugleich.

Dramatisch ist Alles, was eine Handlung vor unsern Augen erst geschehen läßt, so daß nicht der Dichter, sondern statt seiner die Personen der Handlung selbst reden und handeln. Dahin gehören denn: Tragödien, Komödien, sogenannte Schauspiele, Opern, Singspiele, Liederspiele und Dialogen.

Die Lehre von diesen verschiedenen Dichtarten gehört eigentlich in die Poetik, die man dem beliebten Absonderungssysteme der Wissenschaften gemäß, von der Aesthetik trennt. Allein ich glaube daß sie durchaus in dieser Wissenschaft nicht wegbleiben dürfe; weil wir aber nach unserer minder strengen Lehrweise, die mehr vertraute Mittheilung als Unterweisung ist, nicht eben gebunden sind, will ich sie in der Geschichte der poetischen Literatur, wo einzelne Dichter und ihre Werke angeführt werden, an ihrer Stelle anführen.

# Zweiunddreißigster Brief.

Eine Geschichte der Poesie habe ich Ihnen versprochen; wir werden so am leichtesten das Wesen derselben erkennen, wenn wir die vorzüglichsten Werke und wie sie entstanden seit Menschengedenken beschreiben.

Ganz so wie bei der Musik, wie wir schon gesagt haben, ist es hier gegangen und Sie brauchen nur den Brief wieder hervorzusuchen, wo über jene Kunst gesprochen worden, so haben Sie auch zugleich die Anfänge der Poesie. Auch hier hat Klima, Boden, Gegend, und nächstdem Staatsverfassung und Religion, großen Einfluß ausgeübt. Die Ahnung eines höhern Lebens, das Uebersinnliche und Ideale that und thut sich noch heut zu Tage auch bei ganz rohen Völkern kund.

Die Verbindung desselben mit der sinnlichen Welt bildete bei den Menschen die Poesie, die sich dann in Wort und Gesang auszusprechen suchte. Bei den Indiern war es ein süßer Schmeichelgeist, der sich in den zärtesten Empfindungen äußerte. Lesen Sie die Sakontala, ein indisches Drama vor 1900 Jahren geschrieben. Unnachahmlich schön sind dort die zartesten Gefühle gemalt, Liebe, Treue, Anhänglichkeit und Frömmigkeit; besonders ist es anziehend zu lesen, wie innig vertraut jene unschuldige Menschen mit der Pflanzenwelt lebten, welche Sorgfalt

für sie, welche heilige Scheu sie zu verletzen; denn sie schien ihnen beseelt von Liebe und Unschuld, wie sie.

Aber diese Zartheit wird doch am Ende zu eintönig und mußte daher das Volk einschläfern, verweichlichen und entnerven. Der Hang zum Uebersinnlichen stieg bei den Indiern immer höher, und die Poesie entfernte sich also, im Himmel weilend, immer mehr von der Erde. So entstand Schwärmerei, Mysticismus und mannigfaltiger Aberglaube; das Volk aber verfiel in Knechtschaft und ermattendes Hinbrüten. Kräftiger gestaltete sich die persische Poesie, weil dieses Volk selbst in Kriegen seine Kraft übte, und heiterer ins Leben schaute. Die geistreiche Poesie der Perser mögen Sie aus Göthes westöstlichen Divan kennen lernen. Es wird Ihnen unendliches Vergnügen gewähren, in eine Welt versetzt zu werden, die gewöhnlichen Lesern noch immer ganz fremd ist, weil sie nur in kleinen unscheinbaren Schalen das Poetische darreicht. Hier erzeugte sich auch das phantastische Märchen, das über alle Grenzen der Natur und Wahrscheinlichkeit sich Zwerge und Riesen, Feen und Zauberer und ein ganz eigenes Leben voll Wunder schuf, und so unbekümmert um das Treiben der Welt und um die arme Erde in überirdischen Regionen Pracht und Wonne träumte. Diese Mährchen verbreiteten sich bald nach Arabien, wo sie auf den langen Reisen der Karavanen in den Sandwüsten die Zeit verkürzten und den Unmuth steuerten, und Blumen auf die Gras-Baum und Quellenlose Steppe streuten. Die Tausend und eine Nacht und alle die Mährchen, die schon Kinder entzücken, von denen

sich bloß einseitige und ans europäisch Materielle gewöhnte Bildung weggewendet, sind vollduftige Weihrauchkörner derselben. Von Hammer und Rückert haben uns davon den innersten Kern in Uebersetzungen und Nachbildungen gegeben. Als Eingang zu diesen orientalischen Dichterarten dienen Hauff's Märchenalmanach, der Gebrüder Grimm, Haus- und Kindermärchen; von beiden Werken, die in keines gebildeten Frauenzimmers Büchersammlung fehlen sollten, empfehle ich Ihnen besonders die Vorreden zu lesen. —

Sie werden sich um so eifriger in diese Märchenwelt vertiefen, wenn ich Ihnen sage, daß durch sie bei den rohesten Völkern das poetische Gefühl erweckt und genähert, und bei verbildeten gerettet wurde, wenn es schon unterzugehen begann. —

Das letztere ist in unserer Zeit gewiß der Fall, denn man verachtet nicht nur das Märchen, sondern überhaupt die Poesie. Es ist die Scheu vor allem geistig Schönen, vor allem Uebersinnlichen und Ueberirdischen; da man so sehr ins prosaische Genußleben versunken ist. Die Märchenerzähler waren ja eigentlich solche liebe und gemüthliche Menschen, die in mitten einer drängenden und beengenden Sorgen- und Kummerwelt mit ihren Empfindungen in unsichbaren Reihen schwebten, dort sich Bilder schufen, die sie dann ihren Lebensgenossen zeigten, um sie gleichfalls, wenn auch nur in den Erzählungsstunden, Jammer und Plage vergessen zu machen. Nur dem gedankenlosen Materialisten oder Weltkinde, dessen Auge nicht weiter reicht, als die nach dem Stück Brote ausge-

ſtreckte Hand, kommt dieſes Treiben närriſch vor. Sie fragen überall, wenn ſie eine Geſchichte hören: iſt ſie auch wahr? und an Wunder glauben ſie nicht. Ueber die großen Wunder, die täglich in der Natur vor unſern Augen geſchehen, haben ſie nie nachgedacht, Geiſt und Herz klebt nur in der wirklichen Erſcheinung; daß die Entſtehung der Dinge ſelbſt ein Wunder ſei, iſt ihnen nie eingefallen. Aber der Dichter mit ſeiner ahnenden Seele ſieht das Alles, und weil er ſich's nicht erklären kann, ſo ſucht er es in ſeine Empfindung aufzunehmen und es entſteht in ihm ein ſeliges Gefühl, in welchem ihn die Phantaſie immer mehr hinein in das Unbegreifliche führt, bis er ſich ſeine eigene Natur nach eigenen Geſetzen ſchafft, eine Geiſterwelt, wo alles phantaſtiſch hergeht, und worin nichts Vernünftiges iſt, als der Glaube an ein höchſtes Weſen, der auch ſeiner Geiſter Schöpfer iſt, an ſittliche Würde, und gerechte Vergeltung. Und Menſchen, denen das angeborene Gefühl des Poetiſchen noch nicht genommen iſt, deren Herz noch nicht mit ehernen Ketten an die Kornſpeicher dieſer Erde, an ihre Geldſäcke und Ehrenkronen gefeſſelt iſt, kindlich fromme Menſchen hören ſie gerne die Geſchichtchen und werden heiter und die heitere Stimmung dauert fort, wie nach einem ſchönen Traum der Nacht. Da muß man denn freilich nicht fragen bei einem ſolchen Märchen, was bedeutet es? und was kann man daraus lernen? Es gibt wohl auch Märchen, ſogenannte lehrreiche Märchen, die in die bunte Dämmerung ihrer luſtigen Gaukeleien plötzlich eine hellaufflackernde Fackel aufſtecken, die das Erzählte erklären,

aber auch zugleich den Zauber, der uns in schönen Traum versetzte, lösen. Ein wahres Märchen hat keine andere Wirkung und keinen andern Zweck als heitere Stimmung mitzutheilen, ohne eben leibliche Nahrung oder sinnliche Erquickung darzureichen, so wie man Kindern Geschichten erzählt, daß sie auf Hunger, Spiel, und andern Kummer vergessen, der sie zum Weinen gebracht.

Eine eigene Art von Poesie entstand aber bei den Hebräern, die überhaupt in Religion, Charakter und Sitten, so viel Eigenes hatten und bis auf diesen Tag noch haben. Es sind nicht bunte Gemälde einer üppigen Phantasie, wie bei den übrigen Morgenländern, es ist Erhebung zum Uebersinnlichen durch das bloße begeisternde Wort. Die Drangsale hatten dieses Volk, das seinen Glauben an einem Gott und sein inniges Streben nach Sittlichkeit mitten unter abgöttischen und in Sinnlichkeit versunkenen Nachbarn und seine Freiheit mit vielem Blut erkämpfen mußte, zu hohem Ernste gestimmt. Darum dürfen wir da keine heitern Gesänge, keine lustigen Geschichten erwarten; doch sind ihre Psalmen und was die Propheten redeten ermunternd, stärkend, erhebend, und sind es nicht nur für das Volk Israel, die halbe Welt ist dadurch erleuchtet und begeistert und veredelt worden. Doch nicht nur in den poetischen Schriften, über die ganze h. Urkunde ist Poesie, d. h. höheres Leben ausgegossen. Nehmen wir die Geschichte des Volkes selbst in den Mosaischen Büchern; mit welcher Treue ist da die menschliche Natur gemalt und wie erhaben überall die Macht des Geistigen über das Sinnliche darstellt.

Besonders ist das Leben der Stammväter äußerst anziehend und bildend für jedes kindliche Gemüth. Ein Mann voll Kraft und Lebensfrische, Herr in seiner Hütte und unter seinen Knechten, die draußen die Rinder und Schafe weiden, dabei fromm und gottesfürchtig und für die Seinigen besorgt und liebreich. Dann die geschäftige Hausfrau, ihrem Gatten und Herrn treu ergeben, deren einziges Sinnen und Trachten, ihm Wohlbehagen und Bequemlichkeit zu schaffen. Die Kinder folgen ehrfurchtsvoll dem Gebote des Vaters und der Mutter, Knechte und Mägde gehorchen ohne Murren. Auch die Bedürfnisse dieser Menschen sind einfach, Nahrung, wie sie beinahe aus der ersten Hand die Natur zugerichtet. Milch, in Asche gebackene Kuchen, Gemüse, Fleisch. Ein Zelt ohne überflüssigen und prächtigen Hausrath; die Kleidung reinlich, wohl auch bei Herr und Frau zuweilen festlich, doch fern von allem Flittertand unserer Zeiten. Und die Neigungen dieser Menschen sind wie ihr Leben einfach, natürlich, sanft und gelassen, selbst wenn sie heftiger werden, legt sich bald der innere Sturm und dem Frevler, der es wagt, diese stille Glückseligkeit zu stören, folgt die Strafe Gottes auf dem Fuße nach.

Des einfachen Reizes eben, den diese Geschichten haben, wirken sie wohlthätig auf die jugendlichen Gemüther und pflanzen in dieselben nicht nur Frömmigkeit und Tugend, sondern zugleich die ersten Keime eines ächt poetischen Sinnes.

Nächsten Brief gehen wir dann zur Poesie der Griechen über; doch ehe Sie ihn erhalten, lesen Sie wieder

recht viel über Geschichte, Mythologie und Alterthümer dieses Volkes. Etwa des jungen Anacharsis Reisen, da haben Sie Alles beisammen und der Eintritt in die schöne Griechenwelt wird Ihnen leichter.

## Dreiunddreißigster Brief.

Sie haben die Reisen des jungen Anacharsis wirklich vorgenommen und sind unermüdet mit den jungen Scythen durch das ganze schöne Land gewandert, wo sich die Poesie in Tempeln und Säulen und später in Wort und Gesang naiv und plastisch bis zur größten Vollendung ausgebildet hat. Ja man muß das Volk der Griechen ganz kennen, muß mit ihnen nach Troja gezogen sein und mit den Persern gekämpft haben, muß besonders ihr mannigfaltig gestaltetes Land vom Olympus und dem schönen Thale Tempe an bis zum Vorgebirge Sunium und wieder dann den Pelopones von dem reichen Korinth bis zum mächtigen Sparta und alle die üppigen Inseln des Archipelagus kennen und dann in den Wohnungen, in den Vorhallen, in den innersten Gemächern der Frauen und Mägde und in den Gärten selbst einheimisch sein, um Sinn zu bekommen für die heitere Weise, mit der sie das Leben aufzufassen, zu verschönern und zu genießen wußten.

Wir haben schon, als wir von der Skulptur redeten, erwähnt, welch eine wichtige Stelle die Beschäftigung mit der schönen Kunst bei diesem Volke einnahm. Die

Poesie war darunter nicht die letzte. Schon in den ältesten Zeiten gaben Priester Lehren und Orakelsprüche in Versen; ein Hauptvergnügen des Volkes war auf dem Markte oder bei Gastmälern den Rhapsoden zuzuhören, wie er mit einem Stabe in der Hand (Rhapsode heißt darum auch ein Sänger mit dem Stabe) wie unsre Deklamatoren mit einer Rolle Papier agiren und den Takt schlagend alte Sagen und Heldenlieder, halb singend halb sprechend (recitirend) erzählte und in den olympischen Spielen wetteiferten die Dichter gleich den Pferderennern, Kämpfern und Musikern um den Preis. Nicht alle Dichter will ich Ihnen herzählen, auch nicht die gesammte griechische Literatur schildern; es braucht ja nur einige Blumen, um in einem empfänglichen Gemüthe das Verlangen zu wecken, den ganzen wunderlieben Garten zu sehen.

Zur Zeit als David seine Psalmen auf dem Berge Zion sang, lebte in Kleinasien auf einer jonischen Insel Homer. Wir haben von ihm zwei große Epopeen. In der Iliade schildert er die Belagerung Trojas und den Zorn des Achilles, der die Eroberung verzögert. Die Schilderung der Schlachten sowohl als der einzelnen Helden, selbst die Einflechtung der Götter in die Handlung sind von ungemeiner Erhabenheit, Mannigfaltigkeit und Anmuth. Kein Dichter wußte wie er mit solcher Stärke die Leidenschaften zu schildern und die Zuhörer also durch Schrecken, Mitleid und inniges Zartgefühl zu ergreifen. Dabei herrscht die höchste Sittlichkeit und mit Recht sagt Horaz von ihm:

Was schön, was schändlich und was nützlich ist
Was nicht? Das hat der alte Barde uns gar viel
Lebendiger und kräftiger erklärt,
Als alle unsre Schulphilosophie.

Doch wir verweilen nicht bei diesem Meisterwerke, weil es Ihnen und jedem Frauenzimmer schwer werden würde mitten unter den Gemälden von Kriegsszenen das Schöne und Poetische herauszufinden und es Sie leicht von der griechischen Literatur abschrecken dürfte, wenn Sie damit anfingen. Dazu will ich Ihnen die Odyssee empfehlen, die, ihres Inhalts und ihres Charakters wegen, anziehender ist für das weibliche Gemüth. Es fehlen zwar auch in der Iliade keineswegs Darstellungen edler Weiblichkeit, ich nenne nur Andromache, Hektors Gemahlinn, und so haben unzählige Züge von sanftern Tugenden an Männern und Frauen unaussprechliche Anmuth; allein die Hauptsache ist dort denn doch mehr kriegerisch als friedlich, mehr kräftig als zart, mehr leidenschaftliche Bewegung als behagliche Ruhe, mehr Roheit als zarter Sinn. In der Odyssee wird der schlaue und tapfere Odysseus (Virgil nennt ihn Ulysses) dargestellt, wie er sich nach zwanzigjähriger Entfernung nach seiner Heimath, seiner geliebten Gemahlin Penelope und seinem Sohne Telemach sehnt und dennoch erst nach langen Kämpfen und Stürmen sein Ithaka erreicht.

Den Inhalt bilden demnach Reisenabentheuer zu Meer und Land und Schilderung des häuslichen Lebens der alten Welt. Anziehend sowohl für Geist als Herz ist das Gedicht, weil es einen berühmten aber vom Unglück ver-

folgten, jedoch ſtandhaft ausdauernden Mann, der auch Gatte und Vater iſt, ſchildert. Dabei iſt er aber frei von ſchwächlicher Empfindelei, mit dem höchſten Lebensmuth erträgt der Held ſeine Leiden und kämpft unermüdet an gegen Menſchen und Götter und gegen das unbezwingliche Schickſal. Alle Glücklichen ferner, die er ſchildert ſind es durch häuslichen Genuß, alle Unglücklichen durch Verkümmerung des häuslichen Friedens. Die Sehnſucht der getrennten Gatten zu einander iſt ergreifend und höchſt rührend geſchildert. Vergebens ſucht ihn die Göttin Calypſo auf ihrer Inſel zu feſſeln.

„Aber Odyſſeus
Sehnſuchtsvoll nur den Rauch von fern aufſteigen zu ſehen
Seines Land's zu ſterben begehret er!"

Wie zart und fein ſind dann die weiblichen Charaktere gehalten. Penelope, die treue Gattin, die ſorgſame Hausfrau, welchen Anſtand behauptet ſie und welche Sittlichkeit bezeichnet alle ihre Handlungen, Worte und Geberden, ſo daß ſie noch bis auf unſre Tage das Ideal einer würdigen Hausfrau, einer ſorgſamen Mutter und einer zärtlichen Gattin iſt.

„Eilend ſtieg ſie herab die erhabenen Stufen der Wohnung:
Nicht ſie allein; ihr folgten ſogleich zwo dienende Jungfrauen.
Als ſie nunmehr die Freier erreicht, die edle der Weiber,
Stand ſie dort an der Pforte des ſchöngewölbten Saales,
Hingeſenkt vor die Augen des Hauptſchmucks ſchimmernde Schleier.
Und an den Seiten ihr ſtand in Sittſamkeit jede der Jungfraun."

Den liebenswürdigſten Charakter eines naiven anmuthigen und heitern Mädchens haben wir in der Königs-

tochter Nauſikaa. Es iſt von keinem Dichter je mit ſo ungekünſtelten und feinen Zügen ſo viel Anmuth und Wahrheit dargeſtellt worden.

Wie er ſie erſtens nur ſchön ſchildert; nicht wie die neuern Romandichter, die beinahe jedes Glied, jeden Zug, vom Haupt bis zur Scheitel, alles bis ins Kleinſte malen, obwohl ſie von aller Welt längſt hätten hören können, daß ſolche Malereien langweilen und gewöhnlich überſchlagen werden; unſer Rhapſode weiß, daß das Schöne nicht im Einzelnen liege, ſondern nur der Geſammtausdruck aller harmoniſch verbundenen Theile anziehe und verjünge. Darum ſagt er nichs weiter als:

„Dort in die prangende Kammer der Jungfrau eilte die Göttin,
Wo Nauſikaa ſchlief, an Wuchs und reizender Bildung
Einer Unſterblichen gleich, des hohen Alkinoos Tochter.
Auch zwo dienende Mägde, geſchmückt mit der Grazien Anmuth.
Ruhten an jeglicher Pfoſt!“

Vergleichen Sie nun damit folgende Beſchreibung aus einem neuern bei der ſogenannten Leſewelt ſehr beliebten Roman.

Es iſt von einem Schweizermädchen die Rede.

„Ich habe alle Bildergallerien der Welt geſehen, aber dieſer Engelskopf war mir noch nicht vorgekommen. Was für Stümper ſind doch die Maler gegen den lieben Herr Gott! Dieſes regelmäßige Oval, dieſer milde Glanz im ſanften, ſchwarzen Auge; dieſes Reine, Schuldloſe im Blicke; dieſes Lächeln der Liebe auf den roſigen Wangen;

diese würzigen Lippen; diese Reihe blendend weißer Zähne — nein das vermag kein Pinsel! Ich erstarrte beinahe vor dem Mädchen in freudigem Erstaunen. Die Kräftigkeit des Fleisches wies mir keine niederländische Schule, die oft Mägde mit Mädchen verwechselt; dieses Kolorit keine italienische, die Porzellanfarben oft dahin setzt, wo der liebe Gott mit seinem Schöpferodem, nicht Farben und Oele, sondern Leben hinhaucht.

Sechszehn Jahre höchstens konnte das Mädchen alt sein, und schon so voll und rund Hals, Busen und Arm; so wohlgeformt die ganze schöne Gestalt vom seidenen Ringelhaar bis zum niedlichen kleinen Fuß, daß, wenn nur lauter solche Mädchen zum Klausner kamen, ich heute noch Waldbruder geworden wäre.

Das wunderhübsche Himmelskind saß auf der untersten der drei Stufen, die zur Kapelle führen und zupfte von den Heilkräutern, die es im Schooße liegen hatte, die Blumen in ein neben ihr stehendes Körbchen."

Wird wohl ein sittsames Mädchen wünschen können, so beschrieben zu werden, wird irgend ein ächter Mann die Beschreibung mit Vergnügen lesen? Doch wir bleiben bei der Tochter des hohen Alkinoos. Wir müssen voll Rührung lächeln und fühlen uns zugleich mächtig zu ihr hingezogen, wenn sie mit dem liebenswürdigsten Ernste von der Wichtigkeit ihrer kleinen häuslichen Geschäfte und ihrer eignen Person redet.

„Väterchen, lässest du nicht ein Lastgeschirr mir bespannen,
Hochgebaut, starkrädrig, damit ich die köstliche Kleidung

Führ' an dem Strom zu waschen, die mir so schmutzig umherliegt?
Auch dir selber geziemt es, der stets mit dem Edelsten umgeht,
Da zu sitzen im Rathe geschmückt mit reinem Gewanden.
Und fünf Söhne zugleich sind dir im Pallaste geboren,
Zween von ihnen vermählt, und drei in der Blüthe der Jugend.
Diese wollen beständig in neugewaschener Kleidung
Gehen zum Reigentanz; und es kommt doch alles auf mich an."

Mit welcher Anmuth und Würde ist dann die häusliche Arbeit, hier das Waschen der Gewande, geschildert. Und wirklich beruht auf dem Fleiße und der Geschicklichkeit in diesen Geschäften großen Theils das häusliche Wohlbehagen. — In alten und mittlern Zeiten haben sich Königstöchter denselben unterzogen und sind deßwegen weit höher geachtet gewesen, als die heutigen Morgenländerinnen, die in trägen Müssiggange ihre Tage verleben.

„Aber nachdem sie des Stroms anmuthiges Ufer erreichet,
Wo man gehöhlt Waschgruben mit rinnender Flut, die beständig
Klar durchhin sich ergoß, die schmutzigsten Flecken zu säubern;
Dort nun spannten sie eilig die Maulthier' ab von dem Wagen.
Jene trieben sie drauf an des wirbelnden Stromes Gewässer,
Daß sie im lieblichen Grase sich weideten; selbst vom Geschirr dann
Trugen sie alle Gewand in die dunkele Flut der Behälter,
Stampfen sie schnell mit den Füßen, und eiferten unter einander.
Aber nachdem sie gewaschen, und jeglichen Flecken gereinigt,

Breiteten sie die Gewand am Ufer des Meers nach der Ordnung,
Wo den kiesigen Bord am reinsten gespült das Gewässer."

Und nun nach vollendetem Tagewerke welch heiteres, munteres und fröhliches Mädchenleben! Nicht daheime sitzen, das Köpfchen in die hohle Hand gelegt und über flache Romane nachsinnend oder auch Thränen vergießend, eine welsche Arie beim Klavier herabsingend, oder wenns hoch kömmt im Kreise von Frauen und Mädchen Kaffee oder Thee schlürfend, die Neuigkeiten der Stadt besprechend und die Moden, und am Ende in die Nacht hinein im lächerlichen Ernst stillschweigend Karten spielend. Wie ganz anders Nausikaa mit ihren Gespielinnen!

„Jetzo vom Bad' erfrischt, und gesalbt mit geschmeidigem Oele,
Nahmen sie fröhlich das Mahl am grünenden Ufer des Stromes
Harrend, bis ihre Gewand' am Strahl der Sonne getrocknet.
Als sie nunmehr der Kost sich gelabt, die Mägd und sie selber;
Spieleten sie mit dem Balle, vom Haupt die Schleier sich nehmend.
Aber die blühende Fürstin Nausikaa hub den Gesang an.
So wie Artemis stolz einhergeht, froh des Geschosses,
Ueber Taygetos Höhn und das Waldgebirg Erymanthos,
Und sich ergötzt Waldeber und flüchtige Hirsche zu jagen;
Auch begleitende Nymphen, des Aegiserschütterers Töchter,
Ländliche, spielen umher; und herzlich freuet sich Leto;
Denn sie ragt vor allen an Haupt und herrlichen Antlitz,
Leicht auch wird sie im Haufen erkannt; doch schön sind sie alle,
Also schien vor dem Mädchen an Reiz die erhabene Jungfrau." —

Ueberall zeigt uns der Dichter seine Geschöpfe plastisch, d. h. nur in freien Umrissen, so daß man beinahe aus jedem Verse eine Statue bilden könnte. Eben so plastisch ist auch das Pathos (d. h. die Empfindungen) geschildert. Nicht wie bei den Neuern tiefe, gleichsam mit Farben aufgetragene, vielseitige Entfaltung des menschlichen Gemüths, wo jede Regung des Herzens bis in's Einzelne, Nebliche zergliedert wird, sondern schlichter, einfacher, aber natürlicher Erguß kräftiger und gesunder Empfindung. So in dieser Gesinnung sagt Nausicaa dem Manne: Lebe wohl, den sie sich heimlich zum Gatten gewünscht hatte.

„Nausicaa jetzt, mit göttlicher Schöne geschmücket,
Stand dort neben der Pfoste des schön gewölbeten Saales,
Mit anstaunenden Blick Odysseus lange betrachtend;
Und sie begann zu jenem, und sprach die geflügelten Worte:
Freude dir, Gast! doch daß du hinfort auch im Lande der Väter
Meiner gedenkst, da du mir zuerst dein Leben verdankest!"

Wenn man die Dichtungen der Alten aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so wird man auch Sittlichkeit bei ihnen nicht vermissen; aber sie treiben dieselbe nie bis zur Schwärmerei. Hingegen sind Züge der zärtesten Humanität allenthalben bei ihnen anzutreffen. Doch machen die Personen davon nicht viel Wesen, und darum verfehlen sie eben mit ihrem einfachen Ausdrucke nie, das Herz auf's Innigste zu ergreifen und zu rühren. Seiner liebenswürdigsten Wohlthäterin dankt Odysseus also:

„Ihr antwortete drauf der erfindungsreiche Odysseus:
Edle Nausicaa du, des erhab'nen Alkinoos Tochter,
Also gewähre mir Zeus, der donnernde Gatte der Here,

Hinzukommen nach Hauſ', und der Heimkehr Tag zu erblicken!
Stets dann werd' ich auch dort, wie der Göttinnen eine dich anflehn,
Jeglichen Tag; weil du das Leben mir retteteſt, Jungfrau!"

---

Ein neuerer Dichter hätte dieſe Scene ſchwerlich ohne Empfindelei und Thränen in bedeutungsvollen Blicken gelaſſen.

Eine beſondere Eigenthümlichkeit aber der Griechen iſt es, daß ſie meiſt nur objektiv bleiben, d. h. ſie ſchildern den Gegenſtand mehr an ſich, ohne ihre eigene Empfindungen dabei laut werden zu laſſen; oder mit andern Worten ſie ſtellen mehr die Natur und die Sachen dar, die Neuern beziehen mehr die Kunſt und die Perſon. Daher ſo wenig Leſer, beſonders Leſerinnen, der griechiſchen Poeſie Geſchmack abgewinnen, weil man in neuerer Zeit gewohnt iſt, die Gegenſtände zugleich von Empfindung begleitet zu erhalten. Sehen wir z. B. die Sonne untergehen, ſo können wir es nicht laſſen irgend ein wehmüthiges Gefühl zu äußern oder wohl gar die Gemüthsſtimmung in eine Lebensanſicht zu übertragen; „ſo ſchwindet Alles! So werden auch wir untergehen! Es iſt nichts Beſtändiges auf Erden! u. ſ. w. Eben ſo übertrieben ſind auch z. B. bei der aufgehenden Sonne unſre freudigen Hoffnungen und Erwartungen, wir begrüßen ſie mit einem bachantiſchen Jubel, als ob zu unſerm Glücke weiter nichts nöthig ſei, als die ſtrahlende Sonne. Die Griechen betrachten ſolch eine Naturerſcheinung aber nicht anders, als

eine Erscheinung und lassen höchstens durch ein Wort, oft nur im Tone, den freilich nicht jeder zu bemerken fähig ist, Lust oder Unlust gewahren. Da heißt es nun:

Als aufdämmernd nun Eos mit Rosenfingern emporstieg;

oder

Helios (die Sonne) drauf erhub sich aus lieblich strahlendem Teiche
Auf zum ehernen Himmel, damit er unsterblichen Göttern Schien, und sterblichen Menschen, auf nahrungssprossender Erde;

oder

Nieder sank nun die Sonne und es dunkelten ringsum die Pfade;

oder

Als die Sonne nunmehr hinsank und das Dunkel heraufzog.

---

Diese Objektivität der Darstellung ist auch schon in der Schilderung der Nausicaa vorhanden, wo durchaus nur der anschauende Sinn geweckt und in leichten aber bestimmten Umriß und schlicht gezeichnet wird. In der verglichenen Stelle hingegen ist Alles subjektiv, d. h. der Dichter begnügt sich nicht bloß zu zeichnen, er will die Schweizerin malen, obwohl er selber ausruft, daß dieß kein Pinsel vermöge und indem er dieß thut, läßt er zugleich sein eigenes Subjekt zum Vorschein kommen, seine gemeine Auffassung weiblicher Reize, sein Erstaunen und seine ekelhafte Lüsternheit.

Uebrigens will damit nicht gesagt sein, daß jede subjektive Darstellung fehlerhaft sei, oft leiht sie den neuern

Dichtungen einen erhöhten Reiz, und ich habe nur des Kontrastes halber ein solches Beispiel gewählt.'

Indeß kommt wohl auch manchmal bei den Alten die Empfindung des Dichters zum Vorschein, wie z. B. in der rührenden Stelle der Odyssee, wo Homer seinen Helden endlich heimkehren läßt:

„Also flog der schneidende Kiel durch die Wogen des Meeres,
Tragend den Mann, an Weisheit unsterblichen Göttern vergleichbar;
Welcher vordem so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Schlachten umher der Männer und schreckliche Wogen durchstrebend;
Und nun schlief er so ruhig, und all sein Leiden vergessend."—

Doch genug von Homer, Sie müssen, Sie werden die Odyssee selber lesen, und wie Klopstock von der Tochter spricht, die Gellert's Schriften liest, „im Lesen schöner und liebenswürdiger werden." Ja in der That, wenn das weibliche Geschlecht sich mit dem Liebreize der Grazien schmücken will, muß es werden, wie die edlen Weiber und Mädchen Homer's waren: Andromache, Penelope, Nausicaa u. e. a. Es sind Wesen ganz der Natur entsprossen, noch immer bis auf heutigem Tage Ideale schöner Weiblichkeit. Die Homerischen Helden, wie sie nicht selten roh und ungeschlacht vorkommen, mögen wir uns nicht so ganz wie sie waren zurückwünschen, die neuere Zeit hat vollkommnere Männer, aber edlere und liebenswürdigere Frauen als jene, hat sie nicht. Kunst, Wissenschaft, Gewerbe, Handel, Krieg und Staatsgeschäfte wirken unaufhörlich ein auf dem Charakter des Mannes und

seine Rohheit kann gemildert, sein Gemüth veredelt werden durch eben die Elemente, die ihn der Natur entfremden; das Weib, das im Hause lebt, muß der Natur getreu bleiben, und es ist den Frauen (die Geschichte und die tägliche Erfahrung lehrts;) schon oft gelungen, wie Schiller sagt:

„Daß sie mit zauberisch fesselndem Blicke
Brachten den Flüchtling zurücke
Warnend zurück in der Gegenwart Spur."

Treten sie nun heraus aus den Schranken der Natur, dann sind sie nichts, als störende Mißtöne im harmonischen Leben des Menschengeschlechts.

Allein mein Brief wird über die Gebühr schon lang, ich breche ab. Nächstens noch Etwas über ein oder zwei Dichter Griechenlands.

---

## Vierunddreißigster Brief.

Daß Ihnen Homers Odyssee in der Vossischen Uebersetzung schon zu gefallen beginnt, verdanken Sie Ihrem regen Sinne für alles Plastische. Ja, liebes Fräulein, es ist ausgemacht, daß, wer in den Geist der Griechen eindringen will, ein Auge haben muß für griechische Gestalt; dann wird er im Marmor und im Liede die Seele zu finden wissen, dann sieht er wie die versteinerte Niobe — in der, wie der Dichter sagt, „auch Herz und Leber Felsen ist," — dennoch weint. Wenn Sie auch nicht griechisch

wissen, fühlen und denken Sie doch griechisch; wahrlich ich sage Ihnen, es hat große Gelehrte gegeben und gibt noch welche, die auf jedes griechische Wort den rechten Accent zu setzen verstehen, die den Homer auswendig gelernt haben und vom griechischen Geiste ist ihnen doch nichts hängen geblieben, gar nichts.

Schade, daß die lyrischen Dichter dieses großen Volkes, die auch die zärteren Empfindungen des menschlichen Herzens zu schildern wußten, größtentheils verloren gegangen sind. Der gefeierteste darunter ist wohl Pindar, der in dem kühnsten Fluge der Begeisterung die Weltkämpfe der olympischen Spiele besang. Sehr beliebt war Anakreon, der anmuthige Sänger von Wein und Liebe. Auch eine Dichterin hatten die Griechen, Sapho, von der noch zwei Oden vorhanden sind. Diese und viele andere Lyriker, die immer auch zugleich Tonkünstler waren, haben auch die schönen Sylbenmaaße erfunden, die wir noch jetzt bewundern und sogar im Deutschen glücklich nachahmen.

Eine eigene Art lyrischer Gedichte waren die Elegien eigentlich aus Hexametern und Pentametern bestehende Verse, worin sanftere Gemüthsbewegungen herrschten als in der Ode. Erst bei den Römern und in neuern Zeiten mischte sich in die Elegien Schwermuth und wehmüthige Erinnerung. Als einen der vorzüglichsten Elegiendichter rühmt man den Mimnermus und seinen Freund Solon, den Gesetzgeber und Weisen Athens. Letzterer hat sogar die Gesetze für seine Vaterstadt in Versen geschrieben. Einige Bruchstücke von ihm sind Zeugen seiner Weisheit und Staatsklugheit, seiner edlen Denkungsart, seiner Va-

terlandsliebe und auch seiner lebensfrischen und lebensmuthigen Gesinnung. Hier sind sie:

„Ich ertheilte dem Volk, so viel an Macht ihm gebühret,
Nicht zu viel der Ehr' gab ich, zu wenig ihm nicht.
Aber die Einfluß hatten, und die hochragten durch Reichthum,
Denen sollte mir auch nimmer zu nahe geschehn.
Und ich stand und deckte mit mächtigem Schilde die beiden,
Keinem Theile ich gönnt' über das Rechte den Sieg."

Allein er mußte doch bald erfahren, wie wenig zufrieden man von beiden Seiten mit seinen Gesetzen war und darum sang er:

„In dem schwierigen Werk Allen gefallen ist schwer."

Nachdem er auf der Insel Cyprus die Stadt Soli erbaut hatte, verließ er sie und nahm Abschied von dessen König Philokrypus mit folgenden Versen:

„Und nun mögest lange der Solier fürstlicher Herrscher
Glücklich bewohnen die Stadt, glücklich die Söhne nach dir!
Aber mich führe auf hurtigem Schiff von kundbarem Eiland
Venus im Veilchenkranz ohne Gefährde zurück.
Ob dem Baue der Stadt verleihe sie Gunst mir und Rückkehr
In das heimische Land, kränze mit Ehre mein Haupt."

Bis in sein hohes Alter behielt er heitern Muth und Liebe zu den Wissenschaften.

„Lernend ohn' Unterlaß," singt er, „schreit ich im Alter voran."

Und als ihm Mimnermus folgendes Distichon sang:

Laß mich bei frischem Blut und sorgenfrei sechzig erreichen,
Aber, o Parze, dann flugs schneide den Faden nur ab;"

erwiederte er:

„Aendre mir das und singe dafür: mit achtzig, o Parze,
(Immer noch frühe genug) schneide den Faden mir ab."

Welch heiterer Ton, verglichen mit der weinerlichen Weise unserer Elegiendichter, wo fast immer mit dem Grabe geschlossen wird.

So wie in den ältesten Zeiten bei Homer die Sänger das Mahl würzten, so war es auch in den spätern Zeiten bei den Griechen immerwährend gebräuchlich bei Tische. Ja es gab eine eigene Art von kleinen Liedern, die man Skolien nannte und die von den sämmtlichen Gästen aus dem Stegreife gedichtet und gesungen wurden. Jeder Gast stand nämlich dabei auf und sang und hielt dabei in der einen Hand einen Myrthen- oder Lorbeerzweig, in der andern den sogenannten Sangbecher. Diese Skolien enthielten Lob der Gottheit und Heroen, Aufforderung zur Tugend, Vaterlandsliebe und Tapferkeit und Aufmunterung zum frohen Lebensgenuß. Hier haben Sie eins derselben.

„Schiffer muß vom Land aussehen,
Ob er zwingen wird die Fahrt?
Ist er auf dem Meere draussen,
Heißt es laufen mit dem Strom."

Außer lyrischen Gedichten hatten sie auch alle übrigen Dichtweisen. Mit ungemeiner Wahrheit und Natur sind Theokryts Idyllen geschrieben; ich theile Ihnen eine mit, damit Sie sehen, wie das schlichte Leben von Schäfern, Landleuten und Fischern geschildert werden müsse, um wahr zu sein.

## Der Fischer.

Die Armuth, o Diophantus, ermuntert die Künste, sie allein macht wirksame Menschen. Die unbarmherzige

Noth läßt den müden Arbeiter bei seinem Tagewerke nicht ruhn. Kaum hat er in der Nacht den Schlaf gefunden: so verjagen ihn schon die Sorgen, die an seiner Thüre warten.

Zween betagte Männer, die auf den Fischfang gingen, schliefen in ihrer Schilfhütte auf einer Streu von trockenem Meergrase, gelagert an eine bemooste Wand. Um sie herum lagen die Werkzeuge ihrer Handthierung: Körbe, Ruthen, Hamen, Netze, Schnüre, Reusen, ihr Zuggarn, allerlei Tauwerk und ein alter Kahn auf Walzen. Unter ihrem Kopfe ein Stück von einer Matte, Kleider, Mützen. Dieß war ihr ganzer Reichthum, die Frucht ihrer Arbeit. Sie besaßen weder Topf noch Heerd: Armuth war ihre beständige Gefährtinn. Kein Nachbar überall. Das Meer wälzete seine Wellen sanft bis an den Fuß ihrer Hütte.

Noch hatte der Wagen des Mondes seinen Weg nicht halb vollendet, als diese Fischer bereits durch ihr geliebtes Tagwerk geweckt, den Rest des Schlafes unter freundschaftlichen Geschwätze verjagten.

A. Freund man hat uns betrogen, als man uns gesagt hat, die Nächte würden im Sommer kürzer, wenn Jupiter uns längere Tage schickt. Ich habe wohl tausend Träume gehabt und die Morgenröthe ist noch nicht angebrochen. Irre ich? Oder was hat das zu bedeuten, daß die Nächte länger werden?

B. Beklage dich nicht über den schönen Sommer, o Asphalion. Die Jahreszeit ändert ihren Lauf nicht. Die Unruhe allein hat dich am Schlafe gehindert und dir die Nacht lang gemacht.

A. Kannst du Träume auslegen? Ich habe unvergleichliche gehabt, wovon du auch dein Theil haben sollst. Theilen wir uns doch unsern Fang, warum nicht auch unsere Träume? Ich weiß, daß du es am Verstande mit Jedem aufnehmen kannst, und ein guter Traumdeuter muß den meisten Verstand haben. Ueberdem haben wir ja Muse. Denn was soll man thun, wenn man am Ufer des Meeres auf seinem Schilfe liegt und nicht mehr schlafen kann.

B. Wohlan, erzähle mir dein Nachtgesicht, sage deinem Freunde Alles, was du gesehen hast.

A. Gestern Abends nach unserer Arbeit auf dem Wasser, und nach der kleinen Abendmahlzeit, die wir hielten (denn wie du weißt, aßen wir sehr spät und wollten deswegen nicht viel zu uns nehmen) schlief ich ein und sahe mich auf einem Felsen. Indem ich hier saß, merkte ich einen Zug Fische; ich schüttelte den betrüglichen Köder an der Angelruthe hin und her, und einer von den größten biß an. Ein Jagdhund traumt von seinem Wildpret und ich träumte von Fischen. Er hing am Angelhaken, sein Blut floß, die Ruthe bog sich von der Bewegung, die er machte. Ich streckte die Hand aus, nicht ohne Sorge, wie ich einen so großen Fisch zwingen wollte, der an einem so schwachen Eisen hing. Auch dachte ich, er könnte mich selber verletzen: aber stichst du mich, so sollst du wieder gestochen werden. Als er nicht abriß: so streckte ich die Hand aus und zog ihn ohne Schwierigkeit herauf, und siehe da, es war ein goldner Fisch, über und über von gediegenem Golde! Da fürchtete ich mich, es möchte

wohl gar Neptuns Liebling sein, oder der Schatz unsrer Göttin Amphitrite. Ich zog ihn mit der Schnur auf's Land und löste ihn behutsam vom Hamen ab, damit kein Gold von seinen Kiefern am Eisen hängen bliebe, und schwur, daß ich künftig keinen Fuß mehr auf's Meer setzen, sondern auf dem Lande bleiben und mit dem Golde wie ein König leben wollte. Darüber erwachte ich. Bedenke liebster Freund, den Schwur, den ich gethan habe. Der Schwur macht mich bange.

B. Fürchte dich nicht, du hast nicht geschworen und hast auch keinen goldnen Fisch weder gesehen noch gefangen. Nachtgesichter sind so war, wie die Lügen. Wenn du jetzt, nun und nicht mehr schläfst, sondern so gut wachst, wie ich, wieder an dem Orte nachsuchen willst: so wirst du fleischerne Fische suchen müssen, denn bei diesem gol= denen schönen Traume könnten wir alle beide Hungers sterben.

---

Wie durchaus naiv und absichtlos stellt sich hier das wirkliche Leben einfacher Naturmenschen dar; es scheint das Poetische zu fehlen, weil das Ideale fehlt; allein die= ses liegt in dem Leben voll Handlung und Bewegung, in der treuen Zeichnung, in dem vollendeten, harmonischen Ausdruck. Vergleichen Sie hiemit Geßners Idyllen, worin freilich idealisirte Natur vorhanden ist, allein es mangelt an Leben und Handlung, an Wahrheit und Treue; sie sind ein Muster des rein Sentimentalen.

---

# Fünfunddreißigster Brief.

Wir kommen nun an die dramatische Poesie, die auch bei den Griechen ihre größte Vollendung erreichte. Aus Ihrem Anacharsis wird Ihnen das griechische Theater selbst bekannt sein, das von dem unsrigen sehr verschieden war. Das Gebäude selbst war gewöhnlich viel größer als die unsrigen, weil das gesammte Volk einer Stadt, nicht nur etwa die Liebhaber des Schauspiels, wie bei uns darin versammelt waren. Da von Cortinen, verwandelbaren Scenen und Dekorationen noch nichts erfunden war, mußte die Handlung eines ganzen Stückes in einem und denselben Raume zusammengedrängt werden. Die ersten Anfänge dieser Kunst waren Tänze, die mit Gesang aufgeführt wurden und wo die Pausen ein erzählender Schauspieler oder Pantomime ausfüllte. Bald gesellte sich zu dem einen Schauspieler noch ein zweiter und so entstand der Dialog der nun die Hauptrolle bekam, während dem der Chor die vorige Stelle des Schauspielers d. h. die Nebenrolle bekam, nämlich während der Pausen des Dialogs zu tanzen. Aus dem Dialoge machte bald Aeschylus ganze Scenen und Trauerspiele, worin der Chor entweder rathgebend oder warnend oder bemitleidend mitspielt. Daraus mögen Sie sich erklären, wie uns Neuern die loseaneinanderhängenden Scenen dieses

großen Dichters so regellos vorkommen. Allein wir müssen sie nie mit unsern Dramen vergleichen, wenn wir sie lesen und sie als eine eigene Art von Dichtung betrachten. So werden wir den gewaltigen Genius der diesen Dichter beseelte bald gewahren. Er ist gleichsam ein dramatischer Homer, den er selbst für seine Quelle, aus der er schöpfte, anerkannte. Seine Gestalten sind plastisch, aber vom lyrischen Leben durchdrungen. Wie schön z. B. ist sein Prometheus in Fesseln! Prometheus, der Titan und Freund des Menschengeschlechts, der deshalb daß er den Menschen das vom Himmel geraubte Feuer mit allen Künsten die nur Götter kannten gab, an einen Felsen geschmiedet wurde. Der Chor frägt ihn mitleidsvoll um die Ursache seiner furchtbaren Strafe. Darum erwiedert er:

„Glaubt nicht daß Eigensinn mich schweigen heißt;
Ich zehre mich in dem Gedanken auf,
So grausam schändlich hier gequält zu sein
Wem sonst als mir verdankt dieß neue Reich
Der Götter was sie sind und was sie haben?
Doch davon schweig' ich; denn ihr wißt es schon.
Was aber ich den Sterblichen gethan,
Was ich den Unverständigen zuvor.
Verstand gegeben, und sie klug gemacht,
Das höret an; denn das ist meine Schuld.
Den Menschen nicht als Vorwurf sag' ich es;
Nur meiner Gaben Wohlthat darzuthun.
Eh' ich erschien, da sahn sie sehend nicht,
Da hörten sie mit offnen Ohren nicht,
Und lebten lange Zeiten, wie im Traum,
Was ihnen vorkam durcheinander mischend.

Nicht einmal eine Hütte wußten sie
Von Lehmen oder Holze sich zu bau'n;
Wie der Ameisen stets geschäftiges Volk,
Im Schooß der Erde gruben sie sich ein
In Höhlen, die kein Sonnenstrahl erhellte.
Sie konnten nicht nach sichern Zeichen sagen,
Kömmt nun der Winter, kömmt die Blumenfülle
Des Lenzes, oder kömmt der reiche Sommer;
Und thaten was sie thaten ohne Sinn,
Bis ich der Stern' umwandelbaren Lauf,
Und ihren Auf- und Niedergang sie lehrte.
Auch gab ich ihnen, sie aus jedem Irrthum
Herauszuführen, zur Wegweiserin,
Die Zahl und Schrift, der Musen Mutter,
Die Dienerinnen der Erinnerung. Ferner band
Das Lastthier ich zuerst ans Joch, und machte,
Daß es der Peitsche und dem Stachel folgte.
Auch zügelt ich der Rosse Kraft am Wagen,
Der reichen Weichlichkeit dereinst zum Stolz.
So hat auch keiner noch vor mir den Schiffern
Das leinbeflügelte Geschirr erfunden,
Womit sie jetzt auf Meereswogen schweifen.
Die Künste all' hab ich den Sterblichen
Gegeben, und noch mehr: nur mir gebrichts
An einer Kunst, mich aus der Noth zu retten."

Aus dieser Stelle sehen Sie wie ähnlich Aeschylus dem Homer geblieben, nur ist er noch erhabener, kühner und leidenschaftlicher und eben dadurch der Gründer des Hochtragischen, d. h. derjenigen Dichtweise, die Mitleid, Furcht und Schrecken zu erregen vermag.

Die Hauptidee, welche allen seinen Tragödien zum Grunde liegt, ist die Ohnmacht des Menschen im Kampfe

gegen das allgewaltige Schicksal. So kühn er seinem Flug auch nimmt, spricht sich doch überall eine fromme Demüthigung vor einer unsichtbaren Gottheit aus.

Dieselbe Idee lebt auch in seines Nachfolgers Werken. Dieß war Sophokles, der zweite, aber auch der vollendeteste Trauerspieldichter der Griechen. Bei diesem verschwindet immer mehr das Epische, die Einmischung der Götter wird seltener, der Chor zurücktretender, überall Heraushebung des Theatralischen, mehrere Personen, die Handlung selbst verwickelter und mannigfaltiger, und das Ganze zu einem schönen Kunstwerk abgerundet. Zugleich hat Sophokles die wilde Rohheit seines Vorgängers gemildert durch weise Mäßigung, so daß die Leidenschaften mit den edelsten Gesinnungen verschmolzen ein harmonisches Gebilde gewähren. Dabei ist er aber durchaus sittlich und alle Darstellung strebt nach einem hohen Ideale edler Menschlichkeit. Seine Sprache ist voller Anmuth, darum man ihn die attische Biene nannte. Er war überhaupt einer der weisesten, liebenswürdigsten und glücklichsten Menschen, an welchen die Natur alle Schönheit und Kraft des Leibes und der Seele verschwendete. Ein Lebensalter von mehr als 90 Jahren machte ihn nicht gebrechlich und ein sanfter Tod löste die Hülle seiner schönen Seele.

Freilich werden seine Meisterwerke Ihrem Geschlechte nicht leicht beim ersten Lesen zusagen, da sie sich so ganz in der alten Heldensage bewegen und nirgends einen Anklang unserer modernen Empfindsamkeit gewähren. So hat zum Beispiel die Liebe zwischen Mann und Weib

nur eine untergeordnete Rolle bei ihm und die Mütter der Peloponesischen Helden konnten keine Klarissen und Heloisen sein. Dennoch wäre es der Mühe werth, wenn Sie sich liebe Freundinn, nicht sogleich, erst wenn Sie sich mit Göthes und Schillers griechischen Nachbildungen vertraut gemacht haben, auch diese edle und erhabene Heldenwelt Sophokles durchzuwandeln entschlössen. Es veredelt ein weibliches Herz ungemein ein Ideal von echter Männlichkeit zu schauen und selbst die strenge Härte, womit er die weiblichen Charaktere schildert, wird sie lehren, welcher Ausdauer, welchen Muthes und welcher Kraft Ihr Geschlecht, das man das schwache nennt, fähig sei, und wenn Sie z. B. die männliche Heldenseele einer Antigone bewundern, muß Sie nicht zugleich der einzige Vers, den ihr Sophokles gegen einen Vorwurf unpatriotischer Gesinnung sagen läßt, mit einem Male zur zarten Weiblichkeit zurückführen? Antigone wollte nämlich dem Gebote des Herrschers Kreon zuwider, den Leichnam ihres geliebten Bruders Polynikes beerdigen und als jener ihr vorstellte, daß er ein Feind des Vaterlands gewesen, antwortete sie:

„Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da."

Liegt nicht in dieser Rede die ganze weibliche Bestimmung und können die innigsten Worte von dem empfindsamsten Weibe ausgesprochen hinreißender und rührender die hohe Würde Ihres Geschlechts bezeugen?

Noch ehe wir von Sophokles uns trennen will ich Ihnen aus den Vorlesungen des vortrefflichen Jenisch eine Stelle über ihn mittheilen, die uns über das Wesen die-

ses Dichters und über seine Entwickelung und über die Zeit selbst in der er lebte Auskunft gibt.

Wenn das, was wir in der Kunst Griechheit (Grä=cism, Hellenism) nennen, in der schönen Harmonie des Geistes mit dem Gemüth, der Einbildungskraft mit dem Verstande, des Genies mit dem Geschmack, in der voll=ständigen Totalität also der Menschheit und aller ihrer Kräfte besteht; so fiel das Leben des Sophokles in diejenige Periode griechischer National=Entwickelung, wo dieser Charakter sich ausbildete, welchen er dann, als ein Orginal Geist, in sich aufnahm, und in seinen Werken wiedergab.

Der große Kampf mit den Persern, für Freiheit und bürgerliche Existenz, war glücklich gekämpft: die Nation freute sich, im wohlgegründeten Hochgefühl, ihrer Siege, ihres Glücks, und überließ sich jedem schönen Lebensge=nuß, zu welchem neugesicherte Ruhe, und neuerworbener Wohlstand sie einluden. —

Die Rohigkeit, die leidenschaftliche Heftigkeit, welche die Kämpfer bei Marathon, Salamin und Platäa, selbst schon als nothwendige Folgen kriegerischer Zeitläufte cha=rakterisirt, hatte nach und nach ruhiger Besonnenheit Raum gegeben; die Phantasie der Menschen war nicht mehr mit jenen schauderhaften Bildern von Blut, Mord, Verwüstung, oder auch mit denen von Trotz, Starrsinn und Feindeshaß erfüllt: Der Friede öffnete die Gemüther jedem sanfteren Gefühl des häuslichen, des rein=menschli=chen Lebens: die öffentlichen Prachtgebäude, die Tempel, die Statuen, welche eben in dieser Periode von großen

Meistern errichtet wurden, weckten den Sinn des Schönen und Erhabenen. Der Dritte unter den Tragikern Griechenlands ein Zeitgenosse des Sophokles aber viel jünger ist Euripides. Er war der Liebling seiner Zeitgenossen und besonders die jüngern vergaßen über ihn die beiden großen Vorgänger. Um sein Genie und dessen Entwickelung zu begreifen ist es nöthig z. B. die Geschichte seiner Zeit genau durchzusehen. Lesen Sie wieder was unter Perikles und während des peloponesischen Krieges in Athen geschehen und wie sich damals der alte ruhige Heldensinn in leidenschaftliche Hitze und Kühnheit die einfache klare Denkweise und Sprache in spitzfindige Grübelei und künstlichen Rednerschmuck, die innige Harmonie der Empfindungen, in zarte Empfindelei und strenge Sitte in Weichlichkeit und lockere Grundsätze verwandelte. Da werden Sie begreifen wie Euripides mit seinem großen Talente so ganz anders werden mußte als seine Vorgänger. Er nähert sich in seinen Darstellungen merklich den Dichtern unserer Zeit. Schon ist zartere Empfindsamkeit, mehr Mannigfaltigkeit in den Characteren, interessante Situationen und auch spielt die Liebe und überhaupt das weibliche Geschlecht eine wichtigere Rolle. Wann seine Vorgänger mächtig ergreifen und erheben, so ist die Wirkung seiner Stücke Rührung. Darum eben sagt er auch mehr unsern Zeitgenossen zu und ich würde Ihnen selbst rathen unter allen Tragikern zuerst ihn zu lesen weil Sie durch ihn am leichtesten und ohne viele Ueberwindung und Schwierigkeit in die Griechenwelt eingeführt werden können. Lesen Sie also die Schillerische Uebersetzung seiner

Iphigenia in Aulis, die ohnedieß seine beste Tragödie gleichsam den Uebergang von der alten zur neuern Poesie, von der Naivität zur Sentimentalität bildet.

In diese Zeit fällt auch die Blüthe der griechischen Komödie die man in die ältere und neuere unterscheidet. Die ältere mit Aristophanes an der Spitze war mehr personliche Satyre die ohne alle Schonung und schrankenlos die Geißel über Bürger und Staat zu schwingen gewagt. Allein es waren keineswegs wie uns noch die vorhandenen Lustspiele des ebengenannten großen Dichters zeigen, ausgelassene Possen, es waren wahrhaft poetische geistreiche Werke deren Chöre die höchste lyrische Begeisterung athmen und die hinter der schalkhaften Maske den edelsten Genius verrathen. Ich kann Ihnen nicht zumuthen sie zu lesen, sie sind gewissermaßen nur Gelehrten verständig und ziemen sich nicht wohl mancher pöbelhafter Späße wegen, für ein gesittetes Frauenzimmer; lesen Sie jedoch Göthes Nachbildung: die Vögel, und Sie erhalten dadurch einen Begriff von Aristophanes.

Die neuere Komödie der Griechen fällt in die Zeit wo die Griechen ihrer Freiheit allmählig verlustig auch die Kühnheit der Satyre auf der Bühne verbannten. Ueberdieß sind die Lustspiele dieser Art alle verloren gegangen bis auf kleine Bruchstücke und von den römischen Nachbildungen werde ich Ihnen noch Gelegenheit haben zu schreiben. —

# Sechsunddreißigster Brief.

Aus den vorhergehenden Briefen ersehen Sie nun wie das Ideal aller Humanität in Griechenland zu suchen sei. Dadurch wird aber keineswegs gesagt, daß in neuerer Zeit nichts gedacht und geschrieben worden sei, was diesen hohen Vorbildern gleichkomme, vielmehr sind in unsern Tagen die Menschen mehr in sich selbst und in ihr Inneres eingedrungen, die Empfindungen sind ungemein verfeinerter, die Moral veredelter, die Begriffe von göttlichen Dingen würdiger gestaltet und die Bildung durch unsere künstlichen Kulturverhältnisse durch Erweiterung der Schifffahrt des Handels der Gewerbe und Künste vielseitiger geworden, und besonders hat das weibliche Geschlecht einen Wirkungskreis erhalten, in welchem sie im Stande ist die männliche Kraft zu zähmen.

Doch sind wir mit allen diesen Fortschritten der Kultur meist zu weit von der Natur abgewichen, der die Griechen bei all ihrer Bildung so treu geblieben sind. Die innere Thätigkeit, die bei uns so sehr rege geworden, ist oft nur einseitig, theils nimmt sie den bloßen Verstand in Anspruch, und geht da an der Hand unserer philosophischen Systeme bis ins kleinliche und wird am Ende durch Anhäufung von spitzfindigen Schlußreihen ganz unbrauchbar für das Leben; theils erfaßt sie das Empfin-

dungsvermögen dergestalt in seinen tiefsten Tiefen, daß sich unsere Empfindungen und Gefühle im immerwähren= den Streite mit der Außenwelt mit der Erfahrung und mit dem Leben befinden. Menschen bei denen Kopf und Herz so harmonisch mit einander verbunden sind, daß sie mit heiterer Genüge wirken und leben, sind selten gewor= den. Wir fühlen so zart und fein aber nicht immer wahr und richtig; wir denken so tief und scharf, aber nicht im= mer klar und deutlich. Unser sittliches Gefühl ist oft nur affektirte Gefallsucht, unsere Nächstenliebe hat mehr Thrä= nen und Mitleid als Thatkraft. Für das höhere himm= lische und göttliche fehlt uns Begeisterung, Erhebung. Wir wissen und können mehr als die Alten, aber das Viele, wissen wir nur halb. Ueberhaupt scheint die Bil= dung bei den Neuern nur im Ganzen d. h. bei der ge= sammten Menschheit vollständig und ganz zu sein, der Einzelne hat von Allen nur einen Theil. Es geht wie in Fabriken wo die Verfertigung der Kunstwaaren unter 100 Hände vertheilt ist so daß jeder einzelne Handlanger nur einen Theil des Ganzen zu machen im Stande ist.

Auch das weibliche Geschlecht ist durch unsere verfei= nerten Sitten und manche naturwidrige Verhältnisse an= ders geworden und zwar im Vergleich mit den griechi= schen Frauen entweder zu weichlich oder zu prätensiv und männlich.

Es wäre also unsere Aufgabe alles Gute was wir der neuern Kultur verdanken festzuhalten, aber das Unnatür= liche, Ueberspannte, Unwahre durch das Studium der Griechenwelt zu verbessern und wieder auf rechten Weg

zu bringen. Ich habe Ihnen hierinnen schon Winke gegeben, als wir von der plastischen Kunst sprachen. Wie das Anschaun solcher Werke bildend sein könne, mögen Sie in Herders Briefen zur Beförderung der Humanität 6te Sammlung 81. Seite unter der Aufschrift: Was uns die griechische Kunst soll? ausführlicher lesen. „Sie soll uns" sagt dieser treffliche Schriftsteller „ganz besitzen, auf unsre körperliche Bildung, auf Kleidung, Stellung und Beisammensein wirken." Wie schön schildert er an der Stelle den Einfluß griechischen Geistes auf die berühmte Malerin Angelika Kaufmann. Hier seine Worte: „In allen Kompositionen der Angelika ist diese ihre eingeborne moralische Grazie der Charakter ihrer Menschen. Selbst der Wilde wird durch ihre Hand milde; ihre Jünglinge schweben wie Genien auf der Erde; nie war ihr Pinsel eine freche Geberde zu schildern vermögend. Wie etwa ein schuldloser Geist sich menschliche Charaktere denken mag, so hat sie solche, aus ihren Hüllen gezogen, und mit einem schönen Verstande, der das Ganze aufs leiseste umfaßt, und jeden Theil wie eine Blume entsprießen läßt, harmonisch sanft geordnet. Ein Engel gab ihr ihren Namen; und die Muse der Harmonie ward ihre Schwester."

Einen herrlichen Text über das Wesen und die Wunderkraft griechischer Kunst hat Jean Paul in seiner Vorschule zu einer Aesthetik gegeben, worüber man Vorlesungen halten könnte, um jenes tiefgedachte und tiefempfundene Wort klar zu machen.

Vier Hauptfarben sagt er haben die griechischen Dich-

ter: Plastik oder Objectivität, Schönheit oder Ideal, Ruhe und Heiterkeit, sittliche Grazie. Sie faßten mit ihrem unverdorbenen, ungetrübten Auge den Gegenstand (Objekt) richtig und wahr und lebendig auf und darum stellten sie ihn auch in solch scharfen Umrissen (plastisch) dar. Ueberdieß hatten sie aber auch was zu sehen; die schönen Gestalten, nicht nur in den Olympischen Spielen, immer erschien der Grieche würdig und natürlich, weder von Natur noch durch Kleidung und Geberde verkrüppelt und verzerrt.

Die harmonische Bildung aller ihrer Kräfte erleichterten auch den Griechen den Aufflug zum Ideal oder zur Schönheit. Die frühesten Dichter veredelten also alles Menschliche und schufen aus den veredelten Gestalten ihre Götter. Diese idealische Götterwelt wirkte dann fortwährend auf das Volk so daß sie ihnen immer als Vorbilder der höchsten Schönheit vorschwebten. Kein barbarischer Luxus konnte aufkommen, weil die Schönheit kein Uebermaaß leidet und Einfachheit der Sitten war bei ihnen wie bei ihren Göttern nicht aus Armuth, sondern aus Fülle entstanden. Ferner wurde alles bei ihnen hoher Styl dadurch, daß sie immer nur das Allgemeine und das rein Menschliche auffaßten ohne das Zufällige, das Gemeine und Unedle zu berühren. So konnten Sie es wagen von sinnlichen Bedürfnissen zu sprechen weil sie es mit Ernst und Würde aussprechen.

„Und sie erhoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle."

Wie oft kehrt dieser Vers bei Homer, aber es liegt

darin ein hoher Ernst der keine gemeine Vorstellung aufkommen läßt.

Ruhe und Heiterkeit ist dann die dritte Farbe griechischer Dichtkunst und diese hatte ihre Quelle in den hellern Lebensverhältnissen und der steten Ausstellung der Poesie zu öffentlichen Festspielen und weil sie für Tempel bestimmt war. Der griechische zärtere Sinn fand vor Gott nicht die enge Klage, welche in keinem Himmel, sondern in das dunkle Land der Täuschung gehört, aber wohl die Freude anständig, welche ja der Unendliche mit dem Endlichen theilen kann.

Poesie soll, wie sie auch in Spanien sonst hieß, die fröhliche Wissenschaft sein und wie ein Tod, zu Göttern und Seligen machen. Aus poetischen Wunden soll nur Ichor fließen und, wie die Perlenmuschel, muß sie jedes in das Leben geworfene scharfe oder rohe Sandkorn mit Perlenmaterie überziehen. Ihre Welt muß eben die beste sein, worin jeder Schmerz sich in eine größere Freude auflöset und wo wir Menschen auf Bergen gleichen, um welche das, was unten im wirklichen Leben mit schweren Tropfen auffällt, oben nur als Staubregen spielet. Daher ist ein jedes Gedicht unpoetisch, wie eine Musik unrichtig, die mit Dissonanzen schließet.

Wie drückt nun der Grieche die Freude in seiner Dichtkunst aus? — Wie an seinen Götter-Bildern: durch Ruhe. Wie diese hohen Gestalten vor der Welt ruhen und schauen: so muß der Dichter und sein Zuhörer vor ihr stehen, selig-unverändert von der Veränderlichkeit. Tretet einmal in einen Abgußsaal ihrer Götter-Bildsäu-

len. Die hohen Gestalten haben Grabes Erde und Himmels Wolke abgeworfen, und decken uns eine selig-stille Welt auf in ihrer und in unserer Brust. Schönheit bewegt sonst im Menschen den Wunsch und die Scheu, wenn auch nur leise, aber die ihrige ruht einfach und unverrückt, wie ein blauer Aether auf der Welt und Zeit; und nur die Ruhe der Vollendung, nicht der Ermüdung stillt ihr Auge, und schließt den Mund. Es muß eine höhere Wonne geben als die Pein der Lust, als das warme weinende Gewitter der Entzückung. Wenn der Unendliche sich ewig freuet und ewig ruhet, so wie es am Ende, es mögen noch so viele ziehende Sonnen um gezogne Sonnen gehen, eine größte geben muß, welche allein still schwebt: so ist die höchste Seligkeit d. h. das, wornach wir streben, nicht wieder ein Streben; nur im Tartarus wird ewig das Rad und der Stein gewälzt — sondern das Gegentheil, ein genießendes Ruhen, das far niente der Ewigkeit, wie die Griechen die Inseln der Seligen in den westlichen Ocean setzten, wo die Sonne und das Leben zur Ruhe niedergehen.

Und so zieht uns der Grieche mit Wiegenliedern der Seele singend auf sein großes glänzendes Meer, aber es ist ein stilles.

Zuletzt ist es die sittliche Grazie die alle griechische Kunst so auch die Dichtkunst belebt. Das Schöne duldet keine rohe Leidenschaft und aus dieser fließen ja Sünde und Laster. Aber die griechische Dichtkunst hatte diese Eigenschaft aus dem Leben mitgenommen. Stünde nun in unsern Zeiten Euripides auf, so würde man sagen, es

darf uns wohl thun, endlich einmal den Wiederhersteller einer Sittlichkeit auf unsern besudelten Bühnen zu begrüßen. Und dieser Euripides war bei dem edleren Theile seiner Zeitgenossen, die noch im Geiste mit Aeschylus und Sophokles lebten ein sittenloser Dichter, den Aristophanes deshalb unbarmherzig geißelte.

Aber wie fangen wir es an unsre natürliche Scheu vor diesen so fremdartigen Gebilden zu überwinden? Wie machen wir's nur, daß wir daran gehen, sie zu unserer Lektüre, zu unserm Studium zu machen? Das Objective in ihren Darstellungen, der sinnliche Stoff die heroischen Gestalten und die flachen Schilderungen sind uns ungewohnte Dinge. Ich dächte es sollte uns wohl gelingen wenn wir erst anschauen lernten, die Dinge wie sie sind, ohne zu vernünfteln, zu klassificiren, zu empfindeln und zu weinen. Die neuern Schriftsteller denken und empfinden statt zu dichten, die Alten dichteten d. h. was sie schrieben weckte Gedanken und Empfindung. Die Neuern gießen uns Gedanken und Empfindung gleichsam ein daß wir selbst unthätig bleiben und am Ende eines Buches nichts weiter gethan, als eben gelesen haben. Es ist ein Vorkauen wie Mütter und Ammen den Kleinen thun, die Griechen waren Jünglinge und gebrauchten die Zähne wohl auch die härteste Speise zu zermalmen; oder sind wir etwa Greise?

Auch der sinnliche Stoff soll uns nicht abschrecken es ist eine kräftige Menschheit voll Energie und Gesundheit die da geschildert wird. Möchten wir uns doch gewöhnen auch das Natürliche ohne Ziererei zu schauen. Homer

läßt seine Götter im Olympos speisen und trinken wie seine Helden. Unsere Ritter und Romanenhelden essen freilich nicht und die größten Dichter der Neuern wagen es kaum einen Schmaus ausführlich zu beschreiben.

Ist aber folgende Stelle bei Homer nicht poetisch:

„Denn nicht kenn ich selber ein angenehmeres Trachten,
Als wenn ein Freudenfest im ganzen Volk sich verbreitet
Und in den Wohnungen rings die Schmausenden horchen dem Sänger,
Sitzend in langen Reihen, und voll vor jedem die Tische
Stehen mit Brod und Fleisch und lieblichen Wein aus dem Kruge
Schöpfend der Schenk umträgt und umher eingießt in die Becher.
Solches däucht mir im Geist die seligste Wonne des Lebens."

Gänzlich wollen Stellen, wie folgende unserer Sentimentalität widerstreben.

„Aber laßt mich genießen des Mahls wie sehr ich betrübt bin
Ist doch nichts unbändiger sonst, denn der schreckliche Hunger,
Welcher stets mit Gewalt an sich die Menschen erinnert,
Auch den Bekümmerten selbst, dem Gram die Seele belastet."

Essen! auch wenn man betrübt ist essen! Unsre Donquichots essen nicht, wenn sie auch fröhlich sind. Ich habe ein Mädchen gekannt, das einen jungen Mann für das Ideal ihrer phantastischen Vorstellungen gehalten, bis sie ihn essen gesehen; als sie aber das sah, weinte sie bitterlich, weil ihr dieser schöne Traum so grausam vernichtet worden.

Sehen Sie liebe Freundinn wie weit uns Entfernung vom Natürlichen führen kann? Darum wollen wir unsere

durch Erziehung und Gewohnheit verkünstelte Neigung, anders zu scheinen, als wir sind, (denn im Grunde hungert doch Jeden auch den sentimentalsten Werther, wenn er nicht ganz wahnsinnig ist) durch Bilder des Naiven und Absichtlosen bekehren. Am schwersten wird es uns werden die Heroengestalten zu fassen. Wir sind gewohnt nur liebenswürdige Helden, wie ein Don Karlos, Ferdinand in Kabale und Liebe u. dgl. zu sehen und zu bewundern, weil wir zu schwach sind an wahrer Größe uns empor zu heben. Aber dieser Schwäche muß nachgeholfen werden denn sie führt zur Charakterlosigkeit, und zu Verirrungen aller Art und dergleichen verführerische Gemälde haben besonders unter dem schönen Geschlechte mehr Verwüstung angerichtet, als Tanz und jedes andere sinnliche Vergnügen.

Am wenigsten werden wir wohl die breiten Schilderungen von Naturschönheiten und anderen dergleichen Beschreibungen von Personen und leblosen Gegenständen vermissen, mit denen die Alten ganz karg sind. Möchten doch die neuern Schriftsteller ihren Leserinnen zusehen, wie sie dergleichen Stellen überblättern und überschlagen, (auch selbst größere Meister wie Jean Paul und Walter Scott müssen sich das gefallen lassen) sie würden sich künftig nicht so viel Mühe geben und den Gegenstand mit wenigen Zügen hinstellen, das Ausmalen aber dem Leser überlassen.

Und somit schließe ich was ich Ihnen über die Griechen sagen wollte. Ich werde nicht so ausführlich sein mit der Poesie neuerer Nationen, aber hier konnte ich

nicht Maas halten, weil in keiner Literatur so viel Stoff und solch schöne Form zur Veredlung des weiblichen Geschlechts vorhanden ist, als eben in der griechischen.

## Hellas.

Schwebt mein Blick über dir, du Göttererzeugende Hellas!
Wo auf Helikons Höh'n einst sich die Musen gesonnt.
Wo Athen die blühende Stadt und die mächtige Sparta,
Wo sich einst Theben erhob und das belebte Korinth.
Wo sie wallten die fröhlichen Menschen auf Blumengefilden,
Kinder der frohen Natur, einend mit Arbeit das Spiel.
Wo die Olympischen Renner die Kränze sich holten und Lorbeer,
Wo der Rhapsode sang, rauschend die Lyra erklang,
Wo der Meißel in Marmor Leben und Seele gebildet,
Wo sich Göttern ein Haus schwebend auf Säulen gefügt.
Ach, wo ist die Pracht und Leben, die Fülle, die Anmuth,
Wo das geschäftige Volk, wo der wogende Markt?
Trümmer und Steine nur zeigen die herrliche Stätte der Götter;
Wo sonst die Menge gewogt, ruht ein entschlafenes Volk.
Aber die Kunde der herrlichen Zeit liegt in modernden Rollen,
Laßt uns entziffern das Wort, das von den Schlafenden spricht.
Lernt o Kinder der Zeit von den Fröhlichen Wahrheit und Leben
Wandelt und athmet wie sie, frei in der freien Natur.

# Siebenunddreißigster Brief.

Von den Griechen ging die Poesie zu den Römern über so zwar, daß die ersten Dichter in dieser Sprache selbst Griechen waren. Bei diesem kriegerischen Volke ging es aber langsam mit den Fortschritten jeder feineren Kultur und die Fechterspiele waren immer beliebter bei der Menge als das Theater. Dennoch waren schon zur Zeit der Punischen Kriege Plautus und Terentius, beide freigelassene Griechen, die nach griechischen Mustern in lateinischer Sprache Komödien schrieben. Wie vortrefflich die Stücke Menanders gewesen seien, kann man aus diesen Nachahmungen schließen, die doch selbst bewundernswürdige Schönheit besitzen. Nach ihnen hat sich das Lustspiel aller Neuern, etwa Chalderone und Shakspeare ausgenommen, gebildet, sie aber keineswegs erreicht. Zur Zeit des Kaisers Augustus lebten die drei größten römischen Dichter. Virgil, Horaz und Ovid. Erstern werden Sie kennen lernen, wenn Sie Schillers Uebersetzung des zweiten und vierten Buchs der Aeneide lesen. Es wird Ihnen dabei sogleich auffallen wie sehr er sich von Homer unterscheide. Es ist nicht mehr die hohe Einfalt, stille Erhabenheit, natürliche Anmuth, der Römer neigt sich schon mehr zum Mannigfaltigen, Glänzenden und Künstlichen. Er bildet den Uebergang vom Naiven zum Sen-

timentalen. Wir können uns erklären, warum alle neuern epischen Dichter sentimental geworden sind, da sie ihn beinahe allein zum Vorbild hatten, denn die Griechen waren Jahrhunderte lang in Vergessenheit gerathen. An Klarheit, Harmonie und Heiterkeit ist noch kein Dichter den Griechen näher gekommen als Horaz, aber der hohe Reiz seiner Poesie ist so innig mit der Sprache selbst verschmolzen, man möchte sagen so eigenthümlich römisch, daß noch bis jetzt keine Uebersetzung vollen Genuß gewähren konnte. Ovid ist eins der fruchtbarsten Dichter-Genies, dem es aber an der Feile Horazens gebrach, allen seinen Werken die gehörige Vollendung zu geben. Unnachahmlich schön sind seine Metamorphosen oder Erzählungen aus der griechischen Mythologie. Voß hat in seinen Nachbildungen deutsche Leser zu diesem Dichter trefflich vorbereitet. Lesen Sie doch die einfachrührende Idylle: Philemon und Bauzis oder auch die Niobe.

Es sind noch mehrere würdige Namen der römischen Literatur, allein es kann nicht meine Absicht sein, Sie mit der gesammten römischen Literatur bekannt zu machen, wir wollen vielmehr sehr schnell vor ihr vorübereilen, damit es uns nicht gehe wie der ueuern Zeit überhaupt, die über sie die Griechen vergessen hat. Für Frauenzimmer ist sie vollends keine Lektüre, da sich über die Gebilde derselben schon merklich der trübe Himmel gesunkener Sittlichkeit und also auch gesunkener Ideale verbreitet.

Nun kam aber böse Zeit für alle Kunst, ja böse Zeit für alle Humanität. Im vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung und in den folgenden begann, die große

Völkerwanderung. Zahllose Nomadenstämme kamen aus Asien herüber nach Europa, nahmen Besitz von dem nördlichen Theile und drängten auch die in Süden gebietenden Ost- und Weströmer immer weiter nach Konstantinopel und Rom zurück. Der Untergang der römischen Weltherrschaft in drei Erdtheilen war die Folge davon. In dieser Zeit wo nur Waffen klirrten und mächtige Kämpfe die Völker bewegten, flohen die Musen und verschwanden bald ganz unter den Menschen. Einestheils war ihr Dienst unter den verweichlichten und ausgearteten Römern und Griechen ein unwürdiges Spiel, in welchem statt des Schönen Sinnereiz, statt des Wahren Klopffechterei, statt des Guten falsche Grundsätze der Sittlichkeit galten. Ueberdieß wurden die alten Denkmäler: Tempel, Bildsäulen, Gemälde nnd dergleichen, von den Barbaren gewaltsam zerstört, die unsterblichen Werke vernichtet, so daß nur in einigen Klöstern noch halbvermoderte Rollen übrig blieben. Da waren keine Schulen und keine Gelehrten, ausgenommen was die Lehrer des Christenthums unter unsäglichen Widerwärtigkeiten und Hindernissen für das geistige Leben, zu thun im Stande waren. Dennoch erhob sich in dieser wüsten Zeit (mit Recht nennt man's die Finsterniß des Mittelalters) die Poesie, und zwar nicht nur bei den Völkern die sich in den südlichen Provinzen der Römer unter Spuren alter Gesittung, mit den Ueberbleibseln der Römer selbst vermischt hatten, sondern auch unter den nördlichsten Barbaren die ganz ohne Vorbild waren. Noch vor dem Eingang des Christenthums gab es zum Beispiel in Deutschland

Bardenlieder, in Island, Norwegen und Schweden sangen die Skalden; die Edda, eine Sammlung isländischer Sagen, ist noch vorhanden. Im zehnten und eilften Jahrhundert bildete sich in Italien, Frankreich und Spanien aus der Vermischung der römischen Sprache mit der Germanischen, die sogenannte romanische, woraus dann die spanische, italienische und französische Sprache sich bildete. In Deutschland, das nie von den Römern unterjocht wurde, bildete sich auch schon im neunten Jahrhundert eine deutsche Schriftsprache, insbesondere der schwäbische Dialekt.

Sowohl die nördliche als die südliche Dichtkunst aber bildete sich romantisch. Jedoch tritt diese Romantik des Mittelalters in zwei verschiedenen Hauptformen auf. Die schaurige Natur des Nordens, die Schneebedeckten Ebenen und Eisfelder, die langen Nächte und der Nebel in die das Land Monate lang gehüllt liegt schufen in der erfinderischen Phantasie der Skalden eine furchtbare und schauderergreifende Geisterwelt; aber ihre Lieder klangen wie beschwichtigende Harfentöne. Starke Helden, kühne Schiffer und keusche Jungfrauen war der Stoff derselben, aber die Geschichten und Sagen lösten sich gewöhnlich in elegische Klagen auf über die kühnen Helden die so früh gefallen in blutiger Schlacht. So sind die alten Skaldenlieder, so sind auch die Lieder Ossians, die bei all ihrem tiefpoetischen Elemente, doch nur zu eintönig sind, wie die Natur jener Länder, wo ihre Sänger lebten, denen die bunte Mannigfaltigkeit des blumigen Südens

mangelt. Darum auch bei der hohen Achtung des weiblichen Geschlechts doch mehr starke als zarte Sentimentalität zum Vorschein kommt.

Geistiger, lieblicher und freundlicher gestaltete sich die südliche Romantik. Sie nahm schon manche Blume aus der bunten Märchenwelt der Araber, dann die Erinnerungen an griechische und römische Kultur, das geistige Leben des Christenthums und der Zauber des heitern Himmels und der üppigen Natur auf. Dem zufolge gestaltete sich auch der Rittergeist dessen Elemente Tapferkeit, Schirm der Unschuld, Verehrung der Frauen oder Minne, Religion und Freiheit war. Poetischer wurde dieser Geist noch durch die Kreuzzüge, durch welche morgen- und abendländische Empfindungsweise zu einem schönen Ganzen verschmolzen den Minnesang schaffen konnte. Damals entstand das Lied der Nibelungen, von König Arthur und der Tafelrunde, Parzival, Melusina, der gehörnte Siegfried, von Roland Abentheuer und dergl. mehr. In Frankreich und Spanien hießen die Sänger Troubadours, in Deutschland Minnesänger. Es waren meist Männer aus edlem Geschlechte, voll edler und kühner Gesinnung, nicht selten tapfere Ritter im Kampfe, oft sogar gekrönte Fürsten und Kaiser. Viele derselben zogen frei wie die Kunst die sie übten mit der Harfe von Burg zu Burg und sangen wie vor Zeiten die Rhapsoden zum Seitenspiel ihre gefühlvollen Lieder. Ich will Ihnen Goethes Ballade: Der Sänger hersetzen, es ist das treueste Bild aus jenem Dichterleben.

# Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprachs, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihm zu Ehren, für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht;
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnen Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldene Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins;
Laß mir den besten Becher Weins,
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O, Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Wollen Sie die Gedichte aus dieser Zeit selbst näher kennen lernen, so finden Sie Belehrung in:

Heinsius Geschichte der Sprach=, Dicht= und Redekunst der Deutschen: Berlin.

Winter's Literärgeschichte der deutschen Sprach=, Dicht= und Redekunst: Leipzig.

Koch's Grundriß einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen: Berlin, und in mehreren andern.

Dort werden Sie auch Nachricht von kleinern und größern Sammlungen erhalten. Um jedoch den poetischen Geist dieser Sänger aufzufassen, rathe ich Ihnen zuerst neuere Nachbildungen und Uebersetzungen z. B. von Uhland, Hagen, Lachmann u. a. zu lesen. Denn an sich, wenn Sie sich die alte Sprache zu erklären im Stande sind, wird Ihnen das Meiste, da es so einfach geschrieben

ist, flach, frostig und sogar tändelnd vorkommen. Man muß selbst poetischen Aufschwung und rege Phantasie haben, um sich in jene Zeiten zu versetzen, und sich die wackern Sänger selbst, mit ihrem seelenvollen Saitenspiele und Gesange vorzustellen. Darum ist es nicht so leicht, diese naive und kunstlose Liederweise nachzuahmen, wie manche Neuern meinen, die ihre langweiligen Verslereien mit altdeutschen Wörtern und Wendungen Minnelieder nennen.

## Auf der Wartburg.

Auf der Wartburg sitz' ich nieder,
Nacht ist's und ich feire still
Das Gedächtniß alter Lieder,
Das im Volk erlöschen will.

Sonder Humpen und Kumpanen
Sitz' ich in dem Rittersaal,
Doch die längstverschwundnen Ahnen
Kommen bald zum stillen Mahl.

Eschenbach und Ofterdingen,
Klingsohr auch und Vogelweid,
Mancher andre kommt zu singen
Alte Lust und altes Leid.

Sitz' ich unter langen Bärten,
Ringsum heller Harfenklang,
Lausche selig der Verklärten
Ungeziertem Herzensgang.

Fließen nicht die tiefen Klänge
Wie aus Holz zusammengeleimt;
Lebend rauschen die Gesänge
Die der Augenblick gereimt.

Nicht die Feder bang zerknitternd
Sudeln sie das matte Wort;
Sinn ergreifend, Herz erschütternd
Strömts von innen fort und fort.

Von den Todten lernt das Leben
Ihr verwesten Dichterlein,
Möchten sie euch doch umschweben
In dem engen Kämmerlein.

Die ihr nie im Forst geritten
Nie den Eber habt gejagt,
Nie wo Heldenschwerter stritten
Habt den blut'gen Kampf gewagt.

Nie ein Mägdlein rein und bieder
Habt geliebt nach Mannesart,
Und wie eure zarten Lieder
Weibisch selbst und bübisch wart.

Was ihr reimet ist erlogen,
Was ihr singet ein Geschrei,
Was vom Himmel kommt geflogen
Das klingt wahr und schön und frei.

Wollt so zart sein wie der Spinnen
Kunstgewebe an der Wand,
Und im Nebel gar zerinnen
Die Gebilde eurer Hand.

Der Minnesang war also der Anfang der deutschen Lyrik; sie ist nebst den gothischen Kirchen das Schönste, von Allem, was uns aus jenen Zeiten der Rohheit und Unwissenheit übrig geblieben. Es war eine jugendliche, frische, lebendige Poesie, doch ist sie leider nicht bis zum

männlichen Alter fortgeschritten, wie bei den Griechen. Mitten im Spiele kam über den Jüngling ein erstarrender Frost, der ihn früher zum Greise, als zum Manne reifen ließ. Denn mit den Kreuzzügen nahm auch das poetische Ritterwesen ein Ende und es kam dem deutschen Volke auf eine andere Weise Verbesserung ihres Kulturzustandes, nämlich durch Handel und Gewerbe. Da entstand denn der deutsche Bürgerstand, der bald durch Fleiß, Geschick und Erfindungsgeist besonders in den Reichsstädten Wohlstand und Ansehen gewann. In diesen behaglichen Umständen bekamen diese Leute auch gar bald Lust zu Kunst und Wissenschaft, und wie ehedem auf Ritterburgen und bei Turniren, so sangen jetzt Handwerker in Kirchen und bei Zechgelagen. Diese bürgerlichen Dichter hieß man Meistersänger. Es waren freilich kümmerliche Nachahmungen der Minnelieder, in denen meist unpoetisch moralisirt wurde; allein zur Veredlung des Bürgerstandes selbst und des gesammten Volkes trugen sie doch nicht wenig bei. Aber im sechzehnten Jahrhundert kamen schon wahrhaft poetische Geister zum Vorschein, die in einer derben Sprache voll Wahrheit der Empfindung und Klarheit der Gedanken bald die Sittenlosigkeit ihrer Zeit zu geißeln, bald alte und neue Schwänke mit wahrhaft poetischem Aufschwung zu erzählen wagten. Aus dieser Zeit ist das komische Epos: Reineke der Fuchs, das von verschiedenen Verfassern in Holland und Deutschland in verschiedenen Mundarten geschrieben wurde, und dessen ersten Verfasser man bisher noch nicht ausmitteln konnte. Göthe's unvergleichliche Uebersetzung in's Neuhochdeut-

sche hat den poetischen Kern dieses Meistergesangs treulich wiedergegeben. —

Einer der größten Humoristen war Johann Fischart, dessen Werke eine unerschöpfliche Fundgrube des Witzes, der Laune und der feinsten Menschenkenntniß darbieten.

Höchst neu, volksthümlich und gemüthlich ist der Nürnberger Schuhmacher, Hans Sachs, der über zweihundert größere und kleinere Gedichte, Fabeln, Schwänke, Komödien, Tragödien und Fastnachtsspiele hinterließ. Herr Professor Deinhartstein hat ihm durch ein vielbeliebtes Schauspiel ein ehrendes Denkmal gesetzt.

Ich füge Ihnen das treffliche Gedicht Göthe's bei, wodurch dieser das Andenken des alten Meisters höchst würdig, wahr und rührend gefeiert hat.

Erklärung eines alten Holzschnittes,

vorstellend:

## Hans Sachsens poetische Sendung.

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feierwamms er trägt;
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl' steckt an dem Arbeitskasten!
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert:

Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken uud zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.

Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen fein;
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß;
Deß thäten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meistersänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib,
Kräftig sie auf den Füßen steht,
Gar edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp' und Steiß zu schwenzen,
Oder mit den Augen herumzuscharlenzen.
Sie trägt einen Maaßstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein gülden Band,
Hätt' auf dem Haupt einen Kornährenkranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt sie thätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein;
Er drob nicht mag verwundert sein;
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er, er hätt' sie lang gesehn.
Die spricht: ich habe dich auserlesen,
Von vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.

Wenn Andre durch einander rennen,
Sollst du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn Andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach' fürtragen;
Sollst halten über Ehr' und Recht,
In allen Dingen sein schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen.
Nichts verlindert und nichts verwitzelt;
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt.
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land',
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf' durch einander kollert,
Mag dir aber bei allem geschehn,
Als thät'st in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht' eine Witzung werden.
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie ihr mögt in seinen Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut wunniglich,

Da seht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;
Sie schleppt mit Keuchen und wankenden Schritten
Eine große Tafel in Holz geschnitten;
Drauf seht ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang',
Sodom und Gomorras Untergang,
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Darin einem Ehrenspiegel schauen;
Dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport.
Auch allerlei Lehr' und gute Weis.
Könnt sehen St. Peter mit der Gais,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurecht beschieden,
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend- und Laster-Geschicht.

Unser Meister das all' ersicht,
Und freut sich dessen wundersam;
Denn es dient sehr in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr',
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär er selbst gesyn dabei,
Sein Geist war ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Auge davon gewandt,
Hätt' er nicht hinter seinem Rucken
Hören mit Klappen und Schellen spucken.

Da thät er einen Narren spüren
Mit Bocks- und Affensprüng hofiren,
Und ihm mit Schwank und Narretheyden
Ein lustig Zwischenspiel bereiten.
Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
Allzu witzig und allzu dumb,
Mit einem großen Farrenschwanz
Regiert er sie wie ein'n Affentanz.
Bespöttet eines jeden Fürm,
Treibt sie ins Bad, schneidt ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beschwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen weniger werden.

Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt ihm das fast den Kopf herum,
Wie er wollt' Worte zu allem finden?
Wie er möcht' so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht' immer muthig bleiben,
So fortzusingen und zu schreiben?
Da steigt auf einer Wolke Saum
Herein zn's Oberfensters Raum
Die Muse, — heilig anzuschauen,
Wie ein Bild unsrer lieben Frauen.
Die umgibt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie spricht: Ich komm', um dich zu weihn.
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Das heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe, lichte Gluth!
Doch, daß das Leben, das dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt;

Hab' ich deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß deine Seel' sei wonnereich
Einer Knospe im Thaue gleich.

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus,
In dem eng umzäunten Garten
Ein holdes Mägdlein sitzend warten
Am Bächlein, beim Hollunderstrauch;
Mit abgesenktem Haupt' und Aug'
Sitzt unter einem Aepfelbaum,
Und spürt die Welt rings um sich kaum;
Hat Rosen in ihren Schooß gepflückt,
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum ist deine Stirn so trüb?
Daß, was dich dränget, süße Lieb',
Ist volle Wonn' und Seligkeit,
Die dir in einem ist bereit,
Der manches Schicksal wirrevoll
An deinem Auge sich lindern soll;
Der durch manch wonniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß,
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Rast,

Wie er in's liebe Aermlein sinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt.
Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wirst ihn bald nagen, bald erfreuen,
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt.

Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt,
Ein Eichkranz ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt;
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.

---

# Achtunddreißigster Brief.

Sie thun Recht, liebes Fräulein, wenn Sie sich früher mit der Geschichte des Mittelalters aus Ihrem Becker*) bekannt machen, man muß die Ritter und das Treiben jener Zeit kennen lernen, und sich von der damaligen Empfindungsweise und Galanterie einen Begriff bilden, wenn man die Minnelieder verstehen will. Sie bekommen zugleich ein Bild von der Würde, Reinheit und Thätigkeit jener Frauen, die uns neuere Romanschreiber meist in solch gemeiner Prosa schildern, und als Schlußstein zu

---

*) Beckers Weltgeschichte. 7te Aufl. v. Löbell. 14 Theile. Berlin.

dem großen gothischen Riesenbau des Mittelalters nehmen Sie Göthes Götz von Berlichingen.

Nun aber lassen Sie uns nach Süden ziehen und zwar nach Italien, wo zu gleicher Zeit mit den Meistersängern drei große Dichter lebten: Dante, Petrarka und Boccaz.

Alles was Wissenschaft und Leben damaliger Zeit Großes und Schönes darbot, hat Dante in seinem allegorischen Epos: die göttliche Komödie, im höchsten, poetischen Aufschwung dargestellt. Die zarteste Sentimentalität im künstlichen Versbau Petrarka geschildert. Die italienische Prosa aber wurde durch die Novellen des Boccaz gebildet.

Im 16ten Jahrhundert erschien Ariost's romantisches Epos: der rasende Roland, voll malerischer Anmuth. Nach ihm folgte Tasso, dessen glühende Empfindung sowohl in seinen lyrischen Gedichten, als auch in seinem Epos: das befreite Jerusalem, allen Zauber einer musikalischen Sprache entwickelte. Doch folgten alle diese italienischen Dichter mehr oder weniger römischen Vorbildern und nahmen besonders das Gekünstelte in ihre Werke auf, so daß sie, Dante ausgenommen, weniger durch den Gesammteindruck ihrer Werke als durch einzelne der Natur und dem höchsten poetischen Leben entnommene Stellen befriedigen. Uebrigens war die Poesie der Italiener, so wenig sie das hohe Ideal der Griechen erreicht hatte, doch derselben, an Ruhe, Heiterkeit und Grazie unter allen europäischen Romantikern am nächsten gekommen. Es ist eine männliche Kunst geworden, gleichsam der großgewachsene Minnesang, und darum hat das Studium derselben den neuern Dichtern, besonders Wieland und

Göthe, gedient, von den kindlichen Minneliedern, mitten durch die moderne Sentimentalität, den Rückweg zu finden zum griechischen Style. Den Italienern selbst ist dieß nicht gelungen, denn nach Tasso brachte Marino und seine Schule das Spielende, Tändelnde, Schwülstige und andere poetische Süßigkeiten der römischen Dichter in die italienische Poesie, von der sie sich kaum in der neuesten Zeit losmachen konnten. Wir werden im nächsten Briefe sehen, wie dieser verfehlte Geschmack im 17ten Jahrhundert auch unsere deutschen Dichter auf Abwege führte. —

Das meiste poetische Leben ist allerdings in den portugiesischen und spanischen Meistern jener Zeit zu finden. Die Luisiadi (d. h. die Lusitanier oder Portugiesen, ein Heldengedicht) von dem Portugiesen Camoens, den spanischen Don Quichot von Cervantes, der seines Reichthums und Fülle an unübertrefflichen Lebensgemälden wegen wohl ein Epos heißen könnte, Calderon's romantisches Theater, sind erst in neuern Zeiten von den Deutschen anerkannt und gewürdigt worden und haben auch bisher schon vielfältigen Einfluß auf unsre Literatur gehabt. So trefflich indeß solche Werke und so belehrend sie besonders für dem Dichter und Gelehrten sind, dem die Quellen woraus die Neuesten schöpften, nicht unbekannt sein dürfen, will ich Ihnen doch nicht rathen sich in diese obwohl heitere, doch für uns fremdartige Dichterwelt einzulassen oder zu vertiefen. Bei den Griechen war dieß anders, weil dort nicht einseitige Ausbildung poetischer Anschauung, sondern vollendetes Dichterleben zu gewinnen war. Bei den Dichtern Spaniens und Italiens

gibt es nur liebliche Wunderblumen zu pflücken, doch eine zarte Mädchenhand möchte dabei von mancher Nessel unangenehm berührt und verwundet werden. Sie finden volle duftende Sträuße davon bei unsern neuern deutschen Dichtern mit griechischer Anmuth gar sanft verflochten. So werden Sie z. B. Tasso's Geist und Herz viel besser aus Göthe's Schauspiel kennen lernen, als wenn Sie das ganze befreite Jerusalem flüchtig lesen. Ja, mein liebes Fräulein, Frauenzimmer und alle Gebildete, die nicht selbst Dichter oder Gelehrte sein wollen, mögen sich immerhin nur an das halten, was in ihrer Muttersprache geschrieben worden; Förster und Humboldt reisen, um die Kokospalme oder die Fackeldistel und andere tropische Wunderpflanzen in ihrem Vaterlande zu schauen, wir lassen uns an denen genügen, die in unsern Warmhäusern so schön gedeihn.

## Neununddreißigster Brief.

Ja, ja, liebes Fräulein, wir wollen nur lieber bei den Deutschen bleiben und das uns eigen machen, was sie aus der Fülle ihres Herzens und Tiefe ihres Geistes der Mit- und Nachwelt gespendet haben. Allein zur Zeit, wo Ariost und Tasso sangen, war's unpoetisch in Deutschland. Zwar hatte Luther der hebräischen Poesie ihren heiligen Ernst glücklich abgelauscht und durch seine treffliche Uebersetzung des alten und neuen Testaments der deutschen Sprache bewunderungswürdige Stärke, Har-

monie und Biegsamkeit verschafft und in seinen Kirchenliedern, die er mehr singend als schreibend dichtete, auf seine höchst einfache Weise der Psalmisten fromme Begeisterung mit pindarischem Dichterschwung vereinigt. Allein er fand nur in seinem kirchlichen und theologischen Wirken Jünger, seine hohe poetische Natur haben Wenige aufgefaßt. Nach ihm trieben sich die deutschen Gelehrten mit Religionsstreitigkeiten herum, in den Schulen herrschten wieder Pedantismus und Verachtung der Muttersprache, und was, beinahe hundert Jahre nach ihm, deutsch gedichtet wurde, war meistens platte und gemeine Reimerei. —

Während dem erhob sich aber in England ein Schriftsteller sonder gleichen, der das Dichten von der Natur gelernt und sein Denken und Empfinden aus dem Leben selbst geholt hat. Dieß war William Shakespeare, ein junger Wollenhändler, ohne gelehrte Erziehung, der aber in seinen Jünglingsjahren mehr Menschenkenntniß verrathen, als die ältesten und kenntnißreichsten Geschäftsmänner. Seinen Geist nährte er mit Uebersetzungen lateinischer und italienischer Werke, und wurde frühzeitig mit dem Theater bekannt. Sehr bald fand er den geschmacklosen und erbärmlichen Zustand desselben und ohne sich um Kunstregeln viel zu bekümmern, folgte er blos seinem Genius und schrieb seine Tragödien und Komödien, deren Wahrheit in Zeichnung der Charaktere und Leidenschaften, Kraft, Anmuth und Grazie des Ausdrucks, Adel und Erhabenheit der Empfindung, noch jetzt jedem der Geschmack hat in Erstaunen setzt. Seit Oedipus des Sophokles ist kein Charakter über die Bühne gegangen wie König

Lear, und seit Aristophanes hat es kein Dichter verstanden, so wahrhaft komisch, Hoch und Niedrig zu belustigen.

Freilich hat er auch alle Fehler seines Zeitalters: Schwulst, gesuchte Wortspiele, Rohheit und pöbelhaften Ausdruck, aber unbeschreibliche Schönheiten decken diese Mängel sattsam zu. Indessen eignen sie sich eben darum, wenn man sie nicht etwa umarbeitet, nicht für unsere Bühnen; sie sind auch in der That zu poetisch für die Bretter. Darum räth Göthe sie in gebildeten Kreisen vorlesen zu hören. Der Rezitirende wird dann auch mit Geschick so manches Anstößige mildern, und so diesen ungeschlachten Naturdichter auch für zarte Damenohren anbequemen. Ich will Ihnen nur einige Bilderchen aus seiner großen Gallerie vorführen, damit sie den Mann lieben und bewundern lernen, bis Sie etwa so glücklich sind einen guten Vorleser zu hören.

Erstlich eine Stelle aus König Johann von England. Dieser Fürst hatte sich ungerechter Weise des Throns bemächtigt und den rechtmäßigen Erben, den kleinen Herzog Arthur, den Sohn seines Bruders verdrängt. Um dieses gefährlichen Nebenbuhlers los zu werden, befiehlt er seinem Kämmer Hubert ihn zu morden.

Hubert und zwei Aufwärter (treten auf).

Hub. Glüh mir die Eisen heiß, und stell du dann
Dich hinter die Tapete; wenn mein Fuß
Der Erde Busen stampft, so stürzt hervor,
Und bind't den Knaben, den ihr bei mir trefft,
Fest an den Stuhl; Seid achtsam! fort und lauscht!

Erster Aufw. Ich hoff', ihr habt die Vollmacht zu der
That.
Hub. Unsaubere Zweifel! Fürchtet nichts, paßt auf!
(Aufwärter ab.)
Kommt, junger Bursch, ich hab' euch was zu sagen.

Arthur (tritt auf.)

Arth. Guten Morgen, Hubert.
Hub. Guten Morgen, kleiner Prinz.
Arth. So kleiner Prinz, mit solchem großen Anspruch,
Mehr Prinz zu sein, als möglich. Ihr seid traurig.
Hub. Fürwahr, ich war schon lust'ger.
Arth. Liebe Zeit!
Mich dünkt, kein Mensch kann traurig sein, als ich:
Doch weiß ich noch, als ich in Frankreich war,
Gabs junge Herrn, so traurig wie die Nacht,
Zum Spaße bloß. Bei meinem Christenthum!
Wär ich nur frei und hüthete die Schafe,
So lang der Tag ist, wollt' ich lustig sein.
Und das wollt' ich auch hier, besorgt! ich nicht
Daß mir mein Oheim noch mehr Leid will thun.
Er fürchtet sich vor mir und ich vor ihm;
Ists meine Schuld denn, daß ich Gottfrieds Sohn?
Nein, wahrlich nicht: und, Hubert, wollte Gott
Ich wär' eu'r Sohn, wenn ihr mich lieben wolltet.
Hub. (bei Seite.) Red' ich mit ihm, so wird sein schuldlos
Plaudern
Mein Mitleid wecken, das erstorben liegt:
Drum will ich rasch sein und ein Ende machen.
Arth. Seid ihr krank, Hubert? Ihr seht heute blaß:
Im Ernst, ich wollt', ihr wärt ein wenig krank,
Daß ich die Nacht aufsäß' und bei euch wachte.
Gewiß, ich lieb' euch mehr als ihr mich liebt. —
Hub. Sein Reden nimmt Besitz von meinem Busen. —

Lies, junger Arthur! — (Zeigt ihm ein Papier. Bei Seite.)
Nun, du thöricht Wasser?
Du treibst die unbarmherzige Marter aus?
Ich muß nur kurz sein, daß Entschließung nicht
Dem Aug' entfall in weichen Weibesthränen. —
Könnt ihrs nicht lesen? ists nicht gut geschrieben?

Arth. Zu gut zu solcher schlimmen Absicht, Hubert.
Müßt ihr mir ausglühn meine beiden Augen
Mit heißen Eisen?

Hub. Junger Knab', ich muß.

Arth. Und wollt ihr?

Hub. Und ich will!

Arth. Habt ihr das Herz? Als euch der Kopf nur schmerzte,
So band ich euch mein Schnupftuch um die Stirn,
Mein Bestes, eine Fürstin stickt' es mir,
Und niemals fordert ichs euch wieder ab;
Hielt mit der Hand den Kopf euch Mitternachts,
Und, wie der Stunde wachsame Minuten,
Ermuntert' ich die träge Zeit beständig,
Frug bald: was fehlt euch? und: wo sitzt der Schmerz?
Und bald: was kann ich euch für Liebes thun?
Manch armen Manns Sohn hätte still gelegen,
Und nicht ein freundlich Wort zu euch gesagt:
Doch euer Krankenwärter war ein Prinz.
Ihr denkt vielleicht, das war nur schlaue Liebe,
Und nennt es List? Thuts, wenn ihr wollt: gefällts
Dem Himmel, daß ihr mich mißhandeln müßt,
So müßt ihr. — Wollt ihr mir die Augen blenden?
Die Augen, die kein einzig Mal euch scheel
Ansahn noch ansehn werden?

Hub. Ich habs geschworen,
Und ausglühn muß ich sie mit heißen Eisen.

Arth. Ach! niemand thät es, wär die Zeit nicht eisern.
Das Eisen selbst, obschon in rother Gluth,
Tränk' meine Thränen, diesen Augen nahend,
Und löschte seine feurige Entrüstung
In dem Erzeugniß meiner Unschuld selbst;
Ja, es verzehrte sich nachher in Rost,
Bloß weil sein Feuer mir das Aug verletzt.
Seid ihr den härter als gehämmert Eisen?
Und hätte auch ein Engel mich besucht,
Und mir gesagt, mich werde Hubert blenden,
Ich hätt' ihm nicht geglaubt: niemand als Hubert.

Hub. (stampft.) Herbei!

Aufwärter (kommen mit Eisen, Stricken u. s. w.)

Thut wie ich euch befahl.

Arth. O helft mir, Hubert! helft mir! Meine Augen
Sind aus schon vor der blut'gen Männer Blicken.

Hub. Gebt mir das Eisen, sag' ich, bindet ihn.

Arth. Was braucht ihr, ach! so stürmisch rauh zu sein?
Ich will nicht sträuben, ich will stockstill halten.
Ums Himmels willen, Hubert! Nur nicht binden!
Nein, hört mich, Hubert, jagt die Männer weg,
Und ich will ruhig sitzen wie ein Lamm;
Will mich nicht rühren, nicht ein Wörtchen sagen,
Noch will ich zornig auf das Eisen sehn.
Treibt nur die Männer weg, und ich vergeb' euch,
Was ihr mir auch für Qualen anthun mögt.

Hub. Geht! tretet ab, laßt mich allein mit ihm!

Erster Aufw. Ich bin am liebsten fern von solcher That.

(Aufwärter ab.)

Arth. O weh! so schalt ich meinen Freund hinweg,
Sein Blick ist finster, doch sein Herz ist mild. —
Ruft ihn zurück, damit sein Mitleid eures
Beleben mag.

Hub. Komm, Knabe, mach dich fertig.
Arth. So hilft denn nichts?
Hub. Nichts als dich blenden lassen.
Arth. O Himmel! säß' euch was im Auge nur,
Ein Korn, ein Stäubchen, eine Mück', ein Haar,
Irgend ein Anstoß in dem kostbarn Sinn!
Dann fühltet ihr, wie das kleinste tobt,
Müßt' euch die schnöde Absicht gräulich scheinen.
Hub. Verspracht ihr das? Still! haltet euren Mund.
Arth. Hubert, der Vortrag mehr als Eines Mundes
Kann nicht genugsam für zwei Augen sprechen.
Laßt mich den Mund nicht halten, Hubert, nein!
Und wollt ihr, schneidet mir die Zunge aus,
Wenn ich die Augen nur behalten darf.
O schonet meine Augen! sollt' ich auch
Sie nie gebrauchen, als euch anzuschaun.
Seht, auf mein Wort! Das Werkzeug ist schon kalt,
Und würde mir kein Leid thun.
Hub. Ich kann's glühen, Knabe.
Arth. Nein, wahrlich nicht: das Feuer starb vor Gram,
Daß es, zum Trost geschaffen, dienen soll
Zu unverdienten Qualen. Seht nur selbst!
Kein Arges ist in dieser glühnden Kohle,
Des Himmels Odem blies den Geist ihr aus,
Und streute reu'ge Asche auf ihr Haupt.
Hub. Mein Odem kann sie neu beleben, Knabe.
Arth. Wenn ihr das thut, macht ihr sie nur erröthen,
Und über eu'r Verfahren glüh'n vor Scham.
Ja sie würd' euch vielleicht in's Auge sprühn,
Und wie ein Hund, den man zum Streite zwingt,
Nach seinem Meister schnappen, der ihn hetzt.
Was ihr gebrauchen wollt, mir weh zu thun,
Versagt den Dienst; nur euch gebricht das Mitleid,

Das wildes Feuer und Eisen hegt, Geschöpfe
Zu unbarmherz'gen Zwecken ausersehn.

Hub. Gut, leb! ich will dein Auge nicht berühren
Für alle Schätze, die dein Oheim hat.
Doch schwur ich drauf, und war entschlossen, Knabe,
Mit diesen Eisen hier sie auszubrennen.

Arth. Nun seht ihr aus wie Hubert! All die Zeit
Wart ihr verkleidet.

Hub. Still: nichts mehr. Lebt wohl!
Eu'r Oheim darf nicht wissen, daß ihr lebt;
Ich will die Spürer mit Gerüchten speisen.
Und, holdes Kind, schlaf sorgenlos und sicher,
Daß Hubert, für den Reichthum aller Welt,
Kein Leid dir thun will.

Arth. O Himmel! Dank euch, Hubert!

Hub. Nichts weiter! Still hinein begleite mich!
In viel Gefahr begeb' ich mich für dich.

(Beide ab.)

---

Allein der Prinz muß dennoch sterben. Das Schreckliche wurde nur durch das Mitleid des Höflings hinausgeschoben. Arthur sucht nämlich zu entfliehen, springt über die Stadtmauer herab und stürzt sich todt. Es war dieß eine Lieblingsscene Göthe's und er gab sich selbst viele Mühe, die junge Neumann für die Rolle Arthurs zu bilden. Die zweite Stelle, die aus den vielen vortrefflichen herausgehoben zu sein verdient, sind die Worte der Porcia, aus dem „Kaufmann von Venedig," wo sie im dritten Akt dem Bassiano ihre Hand reicht.

Porcia. Ihr seht mich, Don Bassiano, wo ich stehe,
So wie ich bin: obschon, für mich allein,

Ich nicht ehrgeizig wär in meinem Wunsch,
Viel besser mich zu wünschen; doch für euch,
Wollt' ich verdreifacht zwanzigmal ich selbst sein,
Noch tausendmal so schön, zehntausendmal
So reich. —
Nur um in eurer Schätzung hoch zu stehn
Möcht' ich an Gaben, Reizen, Gütern, Freuden
Unschätzbar sein; doch meine volle Summe
Macht etwas nur: das ist in Bausch und Bogen
Ein unerzogenes, ungelehrtes Mädchen,
Darin beglückt, daß sie noch nicht zu alt
Zum Lernen ist; noch glücklicher, daß sie
Zum Lernen nicht zu blöde ward geboren,
Am glücklichsten, weil sich ihr weich Gemüth
Dem euren überläßt, daß ihr sie lenkt,
Als ihr Gemahl, ihr Führer und ihr König.
Ich selbst und was nur mein, ist euch und eurem
Nun zugewandt; noch eben war ich Eigner
Des schönen Guts hier, Herrin meiner Leute,
Monarchinn meiner selbst; und eben jetzt
Sind Haus und Leut', und eben dieß Ich selbst
Eu'r eigen, Herr, nehmt sie mit diesem Ring.

Mit welcher Wahrheit ist dieß liebliche Geschöpf geschildert; diese weibliche Hingebung an den Mann, ihre Wahl, diese bräutliche Unbefangenheit mit so viel Anmuth und Würde. Es ist auch eine Nausicaa diese Porcia. Shakespeare's Werth ward aber auch anerkannt von seiner Nation. Reich belohnt, geachtet von seiner Königin, der großen Elisabeth, und verehrt von seinen Zeitgenossen so lang er lebte, prangt sein Denkmal in der Westmünster-Abtei, wo die Könige von Großbrittanien ruhen. Zur

Grabschrift hat man eine Stelle aus seinen Werken gefunden, sie steht in in dem romantischen Schauspiele: „Der Sturm" vierter Akt:

Wie dieses Scheines lockerer Bau, so werden
Die wolkenhohen Thürme und Palläste
Die hehren Tempel, selbst der große Ball
Ja was daran nur Theil hat untergehen;
Und wie dies leere Schaugepräng erblaßt,
Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf.

---

# Vierzigster Brief.

Sie erwarten ungeduldig liebe Freundinn, ob denn nicht bald von der französischen Literatur die Rede sein werde, die Ihnen schon in der früheften Erziehung durch Gouvernanten und Maitres mit den Schriften der Madames, Beaumont und Genlis und dem allberühmten Telemach eingeflößt worden. Ich werde es nicht tadeln, daß Sie die lebhafte, geistreiche und schöne Sprache der Franzosen gern sprechen und ihre Schriften gerne lesen; aber das muß ich Ihnen sagen, daß Sie nur darum so viel Mühe haben an wahrer Poesie Geschmack zu finden, weil Ihnen so viel französisch zu Theil geworden ist. Sollten die Franzosen ein unpoetisches Volk sein? höre ich Sie ausrufen! Im Mittelalter als noch die Troubadoure sangen und König Renatus von Anjou ein arkadisches Schäferleben spielte, da

war es noch ein sehr poetisches Volk, ja es schien als sollte die neuere Dichtkunst über ganz Europa von ihnen ausgehen. Auch Charakter und Volks und Staatsleben war in diesem Lande höchst poetisch bis zum ritterlichen Franz I. und seinem Bayard. Auch im Jahrhundert der Reformation war noch viel Poesie dort zu Hause und der Humorist Rabelais hat noch seines Gleichen nicht gefunden. Als sie erst die spanische und italienische Novellenschätze und die Griechenwelt, besonders Sophocles und Euripides, in ihren Geist aufgenommen hatten; da war der französische Parnaß zur schönsten Blüthe aufgesprossen und der erhabene Corneille schenkte der Welt seinen Cid. Aber siehe da, eine Gesellschaft gelehrter Herrn ohne Gemüth und Geschmack, die französische Akademie und ihr Beschützer Richelieu verwarfen die herrliche Gabe, und der erschrockene Dichter ließ sich irre machen und bemühte sich, dem strengen Gerichtshofe Folge zu leisten. Dasselbe mußte sich auch Racine gefallen lassen, er schnitt seine zarten Empfindungen und sein rührendes Pathos nach der Laune des Hofes zu. Selbst Molières unvergleichliche Lustspiele, denn unter den Neuern hat ihn noch Keiner erreicht, wären bei größerer Freiheit anders ausgefallen. Das Poetische wurde einer modischen Regelmäßigkeit der Eleganz und sogenannten Anständigkeit aufgeopfert. Ja die Sprache selbst wurde von der Akademie so geregelt, daß künftigen Geschlechtern ganz benommen war, sie zu erweitern, oder nach Bedarf des Zeitgeistes und dessen herrschende Empfind- und Denkweise zu gebrauchen. Daher die Unbehilflichkeit der Franzosen, wenn sie deutsche

oder englische Schriften übersetzen, mit Vorstellungsweisen, die vor der Gründung der französischen Akademie noch nicht da waren, fertig zu werden. Die Poesie aber, die keine Schranke fesseln soll, wie konnte sie bei solchem Zwang gedeihen. Die schönsten Tragödien Corneilles und Racines sind nichts als dialogisirte Epopöen voll Tiraden und rhetorischen Blumenreden. Hingegen haben es die Franzosen in rhetorischen Werken und in der Prosa überhaupt weit gebracht und bei ihren Diderot's, Buffon's und Montesquieu's findet man mehr wahre Poesie, als in ihren langweiligen, beschreibenden, epischen und lyrischen Versgebäuden. Doch lesen Sie hierüber, was Schiller seinem Freunde Göthe schreibt, als dieser das Voltairische Trauerspiel Mahomed deutsch auf die Bühne brachte:

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priestenbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen;
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorber zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesä't;
Aus eig'ner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Gluth durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht, in alte Fesseln uns zu schlagen
Erneuerst du dieß Spiel der alten Zeit,
Nicht, uns zurück zu führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit.
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden;
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte redneriſch' Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt:
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held;
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn!
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan.
Nichts sei hier wahr und wirklich, als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn:
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken,
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
Die Bühne will sie, wie die Welt, entzünden,
Das Niedrigste und Höchste mangelt sie.
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie:
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene;
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne;
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied:
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden!
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist:
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Es bleibt den Franzosen also das Verdienst, daß sie, während sich bei andern Nationen phantastische Mißgestalten auf den Parnaß wagten, durch ihre strenge Form immer wieder zu der regelmäßigen Schönheit zurückführten. Indeß haben wir es erlebt, daß sie mit aller Zierlichkeit und scheinbaren Sittigkeit gar verderbliche Grundsätze zu verbreiten wußten. Besonders ist dies mit der neuesten französischen Literatur der Fall, wo die sogenannte romantische Schule alle Leidenschaften und Affekte der Menschen in ekelhafter Uebertreibung darstellt und durch ihre Gemälde wahrhaft zur Unmenschlichkeit statt zur Humanität hinführt.

---

## Einundvierzigster Brief.

Wenn ich Ihnen im neulichen Briefe wegen der Franzosen wehe gethan habe, will ich mich dadurch entschuldigen, daß es nicht so gemeint sei, als ob die Franzosen keiner Poesie fähig wären. Habe ich nicht gesagt, daß die Anfänge aller neuern europäischen Poesie bei den Provencalen und Troubadours zu suchen seien? Waren nicht auch in spätern Zeiten Rabelais, Jodelle, Malherbes wahre Dichter? und auch die Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwig XIV. und dann die folgenden von Voltaire und Rousseau bis auf Victor Hugo haben viel Herrliches geschrieben; ich sagte nur, daß die Pedanterei der französischen Akademie die Sprache so gelähmt habe, daß sie sich nicht so frei und nach allen Seiten in den Regionen

der Phantasie bewegen könne, als es bei andern Nationen der Fall ist.

Da ging es den Deutschen besser; es bekümmerte sich kein Fürst und keine Akademie um sie; verachtet und gering geschätzt von den Universitäten und Professoren, konnte sie sich nach Willkühr ausbilden, wie sie wollte. Während des dreißigjährigen Krieges fingen zuerst wieder Dichter an deutsch zu schreiben. Opitz war ihr würdiger Vorgänger, Flemming, Tscherning, Gerhard, Dach sind große Namen aus dieser Schule, die man die Schlesische nennt, weil die Meisten Schlesier waren. So unbeholfen damals noch die deutsch Sprache war und so sehr man den Schriften die Nachahmung römischer, griechischer und italienischer Muster ankennt, so kommt man doch zuweilen auf Stellen, wo man ausrufen möchte: hat man damals schon solche Empfindungen und solche Gedanken und zwar in solcher Form so trefflich und so kräftig ausgesprochen? Besonders ist dies der Fall mit den Kirchenliedern, mit denen die neuern durchaus nicht zu vergleichen sind, weil es jenen Männern von Herzen ging, wenn sie fromme Lieder sangen. Darum verfehlen neuere Kritiker wenn sie zuweilen in Gesangbüchern diese alten Lieder verbessern wollen, gewöhnlich das Maaß. Da ist z. B. das berühmte Lied von Gerhard, wovon ich Ihnen nur die erste Strophe abschreiben will.

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege,
Des, der den Himmel lenkt.

Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden
Da dein Fuß gehen kann."

Diese Strophe wurde auf folgende Weise modernisirt:

„Befiehl du deine Wege
Und alles, was dich kränkt,
Der treuen Vaterpflege
Des der den Weltkreis lenkt.
Der Wolken, Flut und Winden
Bestimmte Ziel und Bahn,
Der wird auch Wege finden
Die dein Fuß gehen kann.

Ist nicht durch die Verbesserung des Ausdrucks zugleich das Poetische weggewischt?

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatte aber die französische Literatur Einfluß auf unsere Dichter; mit den Perücken, Steifröcken, Complimenten, Menuetschritten, beschnittenen Bäumen und andere dergleichen Unnatur kam auch die manierirte Steifheit, der pedantische Ernst und der gezierte Scherz von Paris und Versailles in die deutsche Poesie. Indessen war doch immer ein eifriges Streben sichtbar, sich vor Uebermaß in solchen Dingen zu hüten und den guten Sitten der Deutschen treu, d. h. wahr und sittlich rein und ehrlich zu bleiben. Das meiste, diesen Gallicismus zu verdrängen, thaten wieder die Griechen und Römer; ihre Schriften wurden seit ihrer Wiederauflebung zur Zeit der Reformation (also 200 Jahre hindurch) erst jetzt ihrem lebendigen Geiste nach verstanden. Solch ein von Griechen gebildeter Sän-

ger war Klopstock. Voll heißer Gedanken und edler Gefühle sind seine Oden, Lieder und Elegien, seine Meßiade und seine Trauerspiele; aber es ist Alles zu geistig, und sein hochaufstrebender Gesang will fast nie die Erde berühren, die Alles was Mensch ist so lieb hat, wie das Leben. Dazu kommt noch sein Bestreben den Reim zu verdrängen, und statt dessen die deutsche Sprache in die griechischen Silbenmaaße zu zwingen. Die Sprache hat er freilich dadurch fügsamer und vielseitiger gemacht, aber seine Gedichte sind dadurch nicht wohlklingender geworden. Von einer andern Seite wollte er wieder ganz deutsch sein, wo es nicht so Noth that; an die Stelle der schönen, bereits bekannten, in tausend Denkmalen der bildenden und redenden Kunst dargestellten griechischen Mythologie setzte er die nordische, und seine Gedichte wimmeln von Woddan und Freia und Wingolf u. dergl. m., die Niemand kennt, als etwa ein gelehrter Forscher nordischer Althümer. Diese allzusubtile Geistigkeit, dieser griechische Versbau, selbst reimlos in Liedern, die doch auch fürs Volk geschrieben wurden, und endlich die nordische Götterwelt haben gemacht, daß dieser große Dichter, der an Stärke der Gedanken und Erhabenheit der Phantasie wenige seines Gleichen zählt, von dem deutschen Volke mehr bewundert, als gelesen und beliebt ist. Der wackere Becker hat für sein Mildheinisches Liederbuch nur ein einziges Lied bei Klopstock gefunden, und das ist ein Kriegslied, das wohl nie ein deutscher Soldat gesungen hat. Für Ihr Geschlecht hat er außer dem berühmten Lied eines deutschen Mädchens und einige übersenti-

mentale Lieder an Fanny, Selma nnd Cidli kaum etwas Anziehendes.

Hier einige Worte von dem Professor Trendelenburg über ihn: „Klopstocks Oden sind alle des Sängers eines Messias und eines der größten Dichter würdig. Seine Muse geht auch hier ihren eigenen nie betretenen Pfad. Würde und Hoheit zeichnen sie vor allen ihren Gespielinnen aus, und kündigen sie uns als der Unsterblichen eine an. Sie spricht mit uns in der Sprache der Götter, aber darum ist sie auch nur Wenigen vernehmlich, und selbst für diejenigen, welche sie verstehen oft ermüdend. Große, erhabene Gedanken, edle Gefühle, hohe Phantasie, starke Züge, kühner lyrischer Ausdruck, fruchtbare vielumfassende Bilder, und tiefe, innige Empfindung blitzen in ihren Gesängen allenthalben durch, und lassen uns eine der edelsten, fühlendsten Seelen ahnden, welche die Gottheit jemals schuf. Aber Alles dieses ist von feierlicher Dämmerung umschattet, welche dann erst uns sehen läßt, was sie Alles enthält, wenn wir in der Seele des Dichters oft und viel gelesen haben. Auch in der Ode verliert sich Klopstock zu oft aus dieser sublunarischen Welt. Seine Empfindung und sein Gedanke schwebt in seiner geistigen Natur mit dem leisesten Wehen bei uns vorüber, und wenn er ihm eine Hülle gibt, so ist auch diese zu oft von dem subtilsten Stoffe

„aus einer Morgenröthe
Schuf er ihm einen ätherischen Leib.
Ein Himmel voll Wolken
Floß um ihn, da er ward."

Klopstocks Begeisterung ist mehr ein Taumel der Empfindung, als des Beschauens, und um soviel weniger brausend und stürmend, je wahrer und reiner seine Empfindung ist. Seine Oden haben alle ein ernsthaftes Kolorit, und nicht wenige einen Anstrich von leisem melancholischem Trübsinn, der die verzehrende Gluth in sich verbirgt, und weder in Rauch noch Flammen aufschlägt. Daher ist er mehr voll und gedrängt, reichhaltig und tief, als überfließend und rauschend. Der Strom seines Gesanges wälzt seine Fluthen nicht mit der gesetzlosen Wuth eines Pindar, noch eilet er mit der reißenden Schnelligkeit eines Horaz fort. Auch kennt er weder den labyrinthischen Gang des einen, noch die geschmeidige Kunst, und die schlaue Gewandtheit des andern. Er fließt in seinem tiefausgehöhlten Bette geraden Laufes von der vollströmenden Quelle ins Meer."

Am besten sagen noch die Oden und Elegien zu, wo Freundschaft und Liebe besungen wird, wie denn überhaupt Klopstock selbst, interessanter und seine Werke verständlicher werden, wenn man die Geschichte seines gefühlvollen Herzens kennen lernt. Der Gram verschmähter Liebe, gab ihm den elegischen Ton, der durch alle seine Gedichte forttönt und ist leider die Veranlassung geworden, daß die Jünger des großen Meisters, und das waren, außer Göthe etwa, fast alle deutsche Dichter um die Mitte des 18. Jahrhundertes, so viel vom Grab und Tod singen. Um von dieser Leidenschaft zu heilen, rief ihn Bodmer, der alte Dichtervater nach der Schweiz,

wo er dann die berühmte Ode an den Zürchersee dichtete. Hier ist sie:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Empfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden See's Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf;
Komm in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft.

Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbei geflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterinn.

Hallers Doris, sie sang, selber des Liedes werth,
Hirzels Daphne, den Kleist zärtlich wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden, wie Hagedorn.

Jetzt empfing uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;

Da, da kameſt du, Freude!
Volles Maßes auf uns herab!

Göttinn Freude, du ſelbſt! dich, wir empfanden dich!
Ja, du wareſt es ſelbſt, Schweſter der Menſchlichkeit,
Deiner Unſchuld Geſpielinn,
Die ſich über uns ganz ergoß!

Süß iſt, fröhlicher Lenz, deiner Begeiſt'rung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn ſich dein Odem ſanft
In der Jünglinge Herzen,
Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ach! du machſt das Gefühl ſiegend: es ſteigt durch dich
Jede blühende Bruſt ſchöner und bebender;
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund für dich!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beſſ're ſanftere Luſt, wenn er Gedanken winkt,
Im ſokratiſchen Becher
Von der thauenden Roſ' umkränzt;

Wenn er dringt bis ins Herz, und zu Entſchließungen,
Die der Säufer verkannt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weiſen iſt.

Reitzvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das ſchlagende Herz; und die Unſterblichkeit
Iſt ein großer Gedanke,
Iſt des Schweißes der Edlen werth!

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelinn
Sohn und Tochter nah ſein; mit der Entzückung Ton

Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her.

Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz:
Ist, Goldhäufer! nicht wenig!
Ist des Schweißes der Edlen werth!

Aber süßer ists noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein;
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle,
That mein Herze den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempel,
Jenes Thal in Elysium.

---

Wirklich strömt in dieser Ode das edelste Herz seine Empfindungen aus. Man sieht es, wie die Schönheiten der Natur auf das Gemüth des Dichters freude und friedebringend wirkte. So hoch er seinen Flug nimmt, läßt er sich doch wieder sanft getragen von gemäßigter

Phantasie auf die blumige Au, in die beschattenden Arme des Walds herab. Allein meines Bedünkens währt doch die Begeisterung, wie das Gedicht selbst, etwas zu lange und gar zu viele moralische Nebengedanken dehnen das Ganze ohne Noth. Um wie viel natürlicher, lebendiger und ergreifender hat Göthe in ähnlichen Umständen, auf dem nämlichen See gesungen.

## Am See.

Und frische Nahrung neues Blut
Saug ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug' mein Aug' was sinkst du nieder?
Goldene Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne,
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Nur im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Auch hier eine vom Schmerz gepreßte Brust, die in der schönen Natur nicht sogleich genesen kann, bis er sich größer als Natur und Empfindung selbst erhebt, und Liebe und Leben von außen mit den inwohnenden Keime zu Liebe und Leben vereinigt.

Schön sind jedoch und wahrhaft lyrisch-singbar folgende zwei kleine Oden von Klopstock.

## Selma und Selmar.

Weine Du nicht, o die ich innig liebe,
Daß ein trauriger Tag von Dir mich scheidet!
Wenn nun wieder Hesperus Dir dort lächelt,
Komm ich, glücklicher, wieder!

Aber in dunkler Nacht ersteigst Du Felsen
Schwebst in täuschender dunkler Nacht auf Wassern!
Theilt ich nur mit Dir die Gefahr zu sterben;
Würd' ich glückliche weinen?

---

## An Eidli.

Eidli, Du weinest, und ich schlummere sicher,
Wo im Sande der Weg verzogen fortschleicht;
Auch, wenn stille Nacht ihn umschattend decket,
Schlummr' ich ihn sicher.

Wo er sich endet, wo ein Strom das Meer wird,
Gleit ich über den Strom,
Der sanfter aufschwillt;
Denn, der mich begleitet, der, Gott gebot's ihm!
Weine nicht Eidli!

---

# Zweiundvierzigster Brief.

Nun wird es liebe Freundinn immer voller und gedrängter auf dem Parnasse und die Auswahl immer schwerer, da des Vortrefflichen so viel sich häuft. Geist und herzreich, wie Göthe sagt, aber dabei ruhig und emsig, schritten die deutschen Sänger fort, und ihre Werke adelt hohe sittliche Würde und Einfalt. Indessen bemerkt man immer noch eine gewisse Beschränktheit, ein steifes oft pedantisches Hangen an hergebrachten Theorien und dann wahre Demuth vor Allem was in der Welt Schranken baut und Schranken setzt. Die Ursache davon lag freilich in der beschränkten Lage und Erziehung der Dichter selbst, die meistens bürgerlicher Herkunft, oft aus den untersten Ständen entsprossen, nicht so leicht kühnen Aufschwung wagten. Es schien ihnen schon große Freiheit, wenn sie sich mehr als andere ihrer Zeitgenossen den Fesseln der Mode und der Etiquette entrangen, und in ungebundener Fröhlichkeit hinaus ins Freie wagten und dort sich ihren süßen Empfindungen überließen. Darum findet man bei den meisten Dichtern dieser Zeit so viel von May, von Nachtigallen, Blüthenhain, murmelnden Quellen, Heerden, Schäfern, Dörfchen und Landmädchen, so daß diese endlosen Naturfeier ermüdend werden. Bei allen dem fehlen scharfe Umrisse und bestimmte

Formen, und Vieles zerrinnt in Nebel und man findet weit öfter eine Dichtersprache als Dichtung selbst. Im ganzen aber herrscht noch immer der französische Einfluß, bis Lessing auftritt, jene Götzen zu entkleiden. Dieser scharfsinnige, vielseitig gelehrte und geniale Mann, ohne das poetische Talent Klopstocks, zeigt mehr als Jener den Deutschen, was sie sein könnten, wenn sie den Muth hätten von fremden Einfluß frei zu bleiben. Sein Nathan der Weise, wenn Sie ihn lesen werden, wird eines ihrer Lieblingsbücher werden. Es ist das erste deutsche Schauspiel, das nie veralten wird. Seine übrigen Dramen, selbst Minna von Barnhelm nicht ausgenommen, tragen schon mehr das Gepräge ihrer Zeit.

Nun erst erfolgte die zweite Periode der deutschen klassischen Literatur von **1770—1790.** Da war schon volles, üppiges Dichterleben allenthalben in Deutschland. Man hatte die Franzosen verlassen, man griff in das Bereich eigener Empfindungs- und Denkweise und überließ sich ganz der Natur. Ein ähnliches Streben hatte die englische Poesie so hoch erhoben, und man machte mit diesen Sprachverwandten gemeine Sache, Shakspeare, Milton, Pope, Thomson und alle englischen Dichter wurden übersetzt und nachgeahmt. Die Schranken erweiterten sich und mit Unruhe brach man von allen Seiten los, zerstörte die alten Formen, fand nicht selten glücklich neue, und so sehr auch Manches überströmmende Genie allzukühn, ja frech gegen alle beengende Regel, gegen eingewurzelte Vorurtheile und Recensentendespotie loszubrechen wagte, war doch im Ganzen noch immer die alte

Deutsche Redlichkeit nicht zu verkennen. Göthe hat dieses unruhige Streben damaliger Zeit in einem Gedichte, das Zauper eine Cantate nennt trefflich dargestellt. Hier ist es:

## Deutscher Parnaß.

Unter diesen
Lorbeerbüschen,
Auf den Wiesen
In den frischen
Wasserfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitren Knaben;
Und so haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Musen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnassus mich erquicket
Und das keusche reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiset
Mich mit dem bescheidnen Flügel.
Hier in Büschen, dort auf Bäumen,
Ruft sie die verwandte Menge,
Und die himmlischen Gesänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächst die Hülle
Der gesellig edlen Triebe,
Nährt sich Freundschaft keimet Liebe,

Und Apoll belebt die Stille
Seiner Thäler, seiner Höhen.
Süße laue Lüfte wehen,
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen,
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieser kommt mit munterm Wesen
Und mit offnem, heitrem Blicke;
Diesen seh' ich ernster wandeln;
Und ein andrer, kaum genesen,
Ruft die alte Kraft zurücke.
Denn ihm drang durch Mark und Bein
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben,
Ruh' und Lust und Harmonien,
Und ein kräftig rein Bestreben.
Auf ihr Brüder,
Ehrt die Lieder!
Sie sind gleich den guten Thaten.
Wer kann besser als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, so wirkst du länger,
Als es Menschen sonst vermögen.

Ja! ich höre sie von weiten,
Ja! sie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterschlägen
Rufte sie zu Recht und Pflichten,
Und bewegen,
Wie sie singen, wie sie dichten,
Zum erhabensten Geschäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auf die holden Phantasien
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen,
Die sich balde,
Wie im holden Zauberwalde,
Voller goldnen Früchte beugen.
Was wir fühlen was wir schauen
In dem Land der höchsten Wonne,
Dieser Boden, diese Sonne,
Locket auch die besten Frauen.
Und der Hauch der lieben Musen
Weckt des Mädchens zarten Busen,
Stimmt die Kehle zum Gesange,
Und mit schön gefärbter Wange
Singet sie schon würd'ge Lieder,
Setzt sich zu den Schwestern nieder,
Und es singt die schöne Kette
Zart und zärter um die Wette.

Doch die Eine,
Geht alleine,
Bei den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu suchen
Dort zu finden,
Was im stillen Morgenhaine
Amor schalkisch ihr entwendet:
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Busens ernste Fülle.
Und sie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Scheuet nicht des Tages Schwüle,

Achtet nicht des Abends Kühle,
Und verliert sich in die Felder.
Stört sie nicht auf ihren Wegen!
Muse, geh' ihr still entgegen!

Doch was hör' ich? Welch ein Schall
Ueberbraust den Wasserfall?
Sauset heftig durch den Hain?
Welch ein Lärmen, welches Schrei'n?
Ist es möglich, seh' ich recht?
Ein verwegenes Geschlecht
Dringt ins Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Rast im Blicke,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar,
Mann und Weib, —
Tigerfell
Schlägt umher —
Ohne Scheu,
Zeigt den Leib.
Und Metall
Rauher Schall
Grellt in's Ohr.
Wer sie hört,
Wird zerstört.

Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer sie sieht.

Ach, die Büsche sind geknickt!
Ach, die Blumen sind erstickt
Von den Sohlen dieser Brut
Wer begegnet ihrer Wuth?

Brüder, laßt uns alles wagen,
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft sie uns verjagen,
Wenn er unsre Schmerzen sieht.
Und uns Waffen
Zu verschaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Prasseln Steine
Durch die Haine.
Brüder, faßt sie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieser Brut entgegen,
Und vertreib' aus unsern milden
Himmelreinen Lustgefilden
Diese Fremden, diese Wilden!

Doch was seh' ich?
Ist es möglich?
Unerträglich
Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Ist es möglich?
Keine Fremden!
Unsre Brüder
Zeigen ihnen selbst die Wege!
O, die Frechen!
Wie sie mit den Klapperblechen

Selbst voraus im Tacte ziehn!
Gute Brüder, laßt uns fliehn!
Doch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja, ein Wort soll euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerschlag.
Worte sind des Dichters Waffen.
Will der Gott sich Recht verschaffen,
Folgen seine Pfeile nach.

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergessen? Ist der rohe
Schwere Thyrsus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Wasserfällen,
Aus den zarten Rieselwellen
Tränket ihr
Gar Silens abscheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rothen breiten Lippen
Stampft mit ungeschickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.

O! wie möcht' ich gern mich täuschen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr
Aus dem keuschen
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor.
Wild Gelächter,
Statt der Liebe süßem Wahn!
Weiberhasser und Verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen

Das so keusch erwärmte Nest,
Und im wüthenden Erglühen
Hält der Faun die Nymphe fest.
Hier wird ein Gewand zerrißen,
Dem Genusse folgt der Spott.
Und zu ihren frechen Küssen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich sehe schon von weiten
Wolkenzug und Dunst und Rauch.
Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbst der Busen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Nah'n;
Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von weiten an.
O, vernehmt noch meine Stimme,
Eilt aus unsern Gränzen fort!
Daß sie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde,
Und unheiligen genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.

Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einst zu uns begehrt,
Wenn auch nichts so sehr beglücket;
Als was ihr bei uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,
Tief gefühlte Reuelieder

Künden uns die Brüder an.
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feierlich.
Wenn sich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter sich.
Schneller noch, als Lethe's Fluthen
Um der Todten stilles Haus,
Löscht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnerung aus.
Alles eilet euch entgegen,
Und ihr kommt verklärt heran
Und man fleht um euren Segen:
Ihr gehört uns doppelt an!

---

Dieses unruhige Streben wurde noch dadurch vermehrt, daß die Deutschen sich noch mehr als sonst den Geist und die Bildung fremder Nationen aneigneten. Dazu war ihnen denn ein fruchtbarer und reichbegabter Dichter behilflich; Martin Wieland, der Alles was je bei Italienern, Franzosen, Engländern, je bei Griechen und Römern Schönes gedacht wurde, mit blühender Phantasie, feinem Witze und zarter Grazie den Deutschen wiedergab. Durch seinen Oberon hatte er die romantische Poesie wieder ins Leben gebracht. Es ist als romantisches Epos bisher noch von keinem Deutschen übertroffen worden. Sein zweites Meisterwerk ist das sogenannte Lehrgedicht, Musarion, in welchem französische und griechische Feinheit zu einem schönen Ganzen verschmolzen ist. Allein außer diesen beiden Werken ist das meiste Uebrige durch zwei große Mängel der neuesten Zeit weniger genießbar. Einmal hat er noch immer die alte

breite Weitschweifigkeit, die nicht müde werden kann zu schildern und die kleinlichsten Dinge darzustellen; zweitens ist selbst in seinen Meisterstücken eine feine Neigung zu schlüpfrigen Vorstellungen unverkennbar, so daß ich Ihnen außer etwa den Sympathien keine seiner Schriften empfehlen kann. Auch hat er am meisten dazu beigetragen, daß die Romane in Deutschland beinahe ausschließend die Lesewelt beschäftigen und dadurch die wahre Poesie verdrängen. Sehr richtig sagt Bouterweck, daß meist phantasirende Köpfe, die zum Dichter und Denker verdorben sind, Romane zu schreiben pflegten. In diesem Sinne haben Sie ja in meinem vorigen Briefe gelesen, wie Schiller Göthen seines Romans wegen tadelt. Ein Roman ist nämlich nichts anders, als Einkleidung einer Liebesgeschichte, worin höchstens einzelne Gedanken, einzelne Schilderungen poetisch sind; die Sprache erhebt sich selten über das Gemeine und ermangelt auch des rythmischen Wohlklangs. Oft haben Schriftsteller die Absicht Empfindungen und Gedanken auf diese Weise gleichsam im Spiele unter die Lesewelt zu bringen. Sind solche Gedanken und Empfindungen nur großartig, neu und gemeinnützig, so ist solch ein Buch noch immer verdienstlich und wir haben Romane, die wirklich zu empfehlen sind, weil sie auf eine unterhaltende Weise belehren, ja durch eingestreute poetische Funken aufklären und erwärmen; allein wie selten ist dieß der Fall, und die meisten Romane sind doch nur schale Empfindeleien, Bilder gemeiner Sinnlichkeit und moralisches Gewäsche am unrechten Orte.

Das meiste Verdienst hat sich Wieland durch seine Uebersetzungen erworben. Während dem Felix Weiße den brittischen Geist in freien Nachbildungen auf die deutsche Bühne brachte, übersetzte er Shakspear's sämmtliche Schauspiele. Freilich ist dadurch mit der Natur und Wahrheit auch Regellosigkeit Excentricität unter die deutschen Dichter gerathen und unsere Theater wimmelten von Macbethischen Hexen, von wahnsinnigen Ophelien, von Geistererscheinungen, ungeschlachten Rittern und andern romantischen Neuheiten, so wie Klopstocks Jünger in Bärenhäuten nicht müde werden konnten gräßliche Bardenlieder zu heulen.

Noch wohlthätiger wirkten seine Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter, denn durch sie kam der griechische Geist früher unter die Gebildeten des Volkes, als selbst unter die Gelehrten, besonders als Winkelmann die alte Welt mit ihren Kunstschätzen und ewig schönen Formen den erstaunenden Blicken seiner Landsleute in einer faßlichen und klaren Sprache aufdeckte.

Nicht wenig beförderte das Studium der Griechen und des guten Geschmacks Gottfried Herder, der auch zugleich der erste war, welcher morgenländischen Dichtergeist zu uns brachte. Sein spanisches Epos: der Cid wird erst in neuern Zeiten nach Verdienst gewürdigt und gelesen, Schade, daß er nicht den Reim gebrauchte, um diesem romantischen Meisterwerke die höchste Vollendung auch im Aeußern zu geben. Herder's Muse ist die sittsamste Grazie, Sie werden mit Vergnügen seine Blumen aus der griechischen Anthologie, seine Paramythien oder

Erzählungen aus der griechischen Fabel, seine Volkslieder, seine Blumenlese aus morgenländischen Dichtern und etwas später auch seine Briefe zur Beförderung der Humanität lesen und reicher an edlen Empfindungen werden. Neben diesen meist epischen, beschreibenden und dramatischen Dichtern, erhuben sich nun auch lyrische eine Unzahl. Noch ergötzten Hallers, Hagendorns, Kleists, Gleims, Utzens und Gellerts Lieder, als besonders Voß, die Grafen Leopold und Christian Stolberg, Hölty und Bürger in herzlicher Jugendfreundschaft zum ernsten Streben verbunden, ihre Gesänge hören ließen. Es waren Männer, die mehr als bisher Dichter pflegten, gründlich studirt hatten; besonders war es die griechische Literatur, die ihren Geist und Herz nährte und veredelte. Zuerst sei Voß genannt, der ein zweiter Klopstock, die deutsche Sprache für die griechischen und lateinischen Versmaaße weiter ausbildete. Er übersetzte uns die alten Dichter; sein Homer ist am bekanntesten und vielleicht auch am gelungensten. Aber auch originelle Werke hat er gebracht, hat verstanden das gemeine Leben des Landmanns, seine Denkweise, Beschäftigungen und sonstige Zustände mit poetischer Anmuth darzustellen. Doch hören Sie über ihn Göthe sprechen.

In ebener nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseins freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stöbern-

der Wirbel treibt um den hohen Giebel, indeß sich der Dichter, wohlverwahrt, sich häuslicher Wöhnlichkeit erfreut, und wohlgemuth solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem vertraulich-gesprächigem Kreise, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben, und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee, nach fernen Freundes Wohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge gesellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang, und mancher erwärmende Genuß, der Jugend sowohl als dem Alter genug thut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit sich ein erwärmender Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken, und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfaden, um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und am Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Aeste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter, als ein Priester der Natur, umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand, und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie. Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln und übertönt das Leben des Tages mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt, und sein bewegliches Bild auf der leise wogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegen schickt; wenn der Kahn sanft dahin wallt, das Ruder im Tacte rauscht, und jede Bewegung den Funken eines Wiederscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet, und jedes Herz zum Gefühle aufruft, dann zeigt

sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie, bis zu jener stillen anmuthigen, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den engeren Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maaß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Grenze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäste zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel in's Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Lied, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Erndten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wohl der Ort zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern deutschen Volksklasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines Dritten, als das Gefühl der Gemeine selbst dar; aber wenn wir uns denken

mögen, daß ein Harfner sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffel-Erndte finden wollte; wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft: so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist: wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken und ihn dabei wünschenswerth zu finden gewöhnt wird. Man singe das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung, nach langem stillen Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte zum Vorschein kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt, so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtsinnigen, zerstreuten, alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußern Erscheinung hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in

winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln, und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfniß der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Cirkel anschmiegen und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen; sie werden sich in der Gegenwart eines alliebenden Vaters wiederfinden, und alsdann erst unter sich und mit allen Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Eben so ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Ueberzeugung, daß alles der Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht, und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit, und zugleich eine Versicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind, und daraus entspringt ein Wonnegefühl eigener und allge-

meiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende, aufgelöst und verschlungen wird.

Auch ist dieser freundliche, wahrhaft deutsche Dichter auf den Einfall gekommen, dem deutschen Volke nach dem Muster der Odyssee ein Epos zu geben, in welchem das friedliche Leben unserer Zeit treu geschildert wäre. So schwierig es ist in solch prosaische Zustände Poesie zu bringen, es ist ihm in seiner Luise trefflich gelungen, und er hat durch dieses und ähnliche Gedichte eine neue Dichtweise erfunden, das idyllische oder mimische Epos, in welchem höchst glückliche Versuche vorhanden sind, und die, ist einmal der poetische Sinn geweckt einen festen Damm gegen die Romanenfluth gründen werden.

---

## Dreiundvierzigster Brief.

Lassen Sie immer, liebe Freundinn, die ältern Dichter der Deutschen in Ihrer Bibliothek stehen, sie sind es werth in Ehren gehalten zu werden; hätten die nicht gearbeitet und gestrebt, nimmer wäre ein Göthe und Schiller uns gekommen. Wenn ich sie nicht nannte, war es aus der schon berührten Absicht, Sie nicht mit Namen zu überhäufen, weil es Ihnen schwer werden dürfte, das Beste herauszufinden. Der gelehrte Mann kann und muß das Alles kennen und lesen, um den ganzen Umfang der Literatur in seinem Einzelnen zu übersehen und überhaupt die Geschichte der Sprachbildung daran zu lernen; einem

Frauenzimmer kann es nur darum zu thun sein, dasjenige zu kennen, was wahren poetischen Genuß gewährt. Darum sollte Ihnen nichts Mittelmäßiges, nichts von einseitigem und veraltetem Geschmacke mitgetheilt werden.

Doch ich führe Sie wieder zu unserer Literaturgeschichte zurück, wo wir uns im letzten Briefe an Voßens einfacher Muse ergötzten. Herrlicher aber, als alle bisher genannten erhob sich nach und neben Klopstock, Lessing, Wieland, Herder und Voß, ein Dichter, der jeden Vergleich, auch mit den Sängern Griechenlands, aushält, Wolfgang Göthe. An diesem Manne, gefiel es der Vorsehung, wie bei Sophokles, einen an Leib und Seele vollendeten, äußerlich und innerlich glücklichen Menschen zu erschaffen und ihn bis in's höchste Alter Heiterkeit und Lebensfrische zu gewähren. Zu den reichsten Anlagen für alles Wahre, Gute und Schöne kam eine sorgfältige Erziehung; während ihn sein Vater an Fleiß und strenge Ordnung gewöhnte, warf seine gemüthliche Mutter poetische Samen in seine junge Seele, und heitere Bilder in und außer dem Hause belebten seine Phantasie. So ward auch im Unterricht nichts versäumt und besonders wurde viel Zeit auf Sprachen und Zeichenkunst verwendet Der Aufenthalt in Straßburg gab ihm die Gewandtheit, Feinheit und Anmuth der Franzosen, die Studien in Leipzig bestärkten seine Neigung zur griechischen Kunst, der er sein ganzes Leben treu geblieben. Dennoch hätte ihn die Lebhaftigkeit seines Geistes in dem damaligen unstät unter einander schwirrenden Treiben der Jugend beinahe irre geführt. Man war nämlich damals in Deutschland durch

die Einwirkung neuer Ideen aufgeregt, wußte aber doch nicht den Weg zum Bessern zu finden, weil man von der Natur schon zu weit entfernt war. Die Gelehrten selbst nahmen an der Bewegung der Jugend keinen Antheil, und sie war denn ihrer verzweifelten Rathlosigkeit ganz überlassen. Da ging mancher treffliche Jüngling verloren, in Werthers Leiden hat sich Göthe mit seinem zerworfenen Gemüthe treu geschildert. Ihn rettete jedoch Oeser, ein geborner Ungar, berühmter Maler und Direktor der Akademie der Künste zu Leipzig. Doch ich will Ihnen lieber eine Stelle aus einem Briefe Göthe's an Oeser's Tochter mittheilen, damit Sie die Art, wie jener denkende Künstler, auf den jungen Dichter einwirkte, gleichsam aus seinem Munde hören:

„Meine gegenwärtige Lebensart," schreibt er, „ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein, Zirkel, Papier, Feder und Tinte und zwei Bücher, ist mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter als andere mit ihrer Bibliothek-Wissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Licht der Natur, und es ist nichts wahr, als was einfältig ist. Freilich eine schlechte Recommendation für die wahre Wahrheit. Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn — — und schweige still. Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es ihrem lieben Vater, er hat meine Seele zuerst zu

diesem Weg bereitet, die Zeit wird meinen Fleiß segnen, daß er ausführen kann, was angefangen ist."

Die Natur also und die Griechen, mußten sie nicht aus einem so talentvollen Jünglinge, der bei all seiner sinnlichen Reizbarkeit so früh zum Bewußtsein gelangte, den Meister aller deutschen Dichter bilden? Von der Natur und den Griechen lernte er schon frühzeitig alle Gegenstände scharf ins Auge fassen und klar und deutlich sehen, so daß ihn weder Phantasie, noch Empfindung verwirren konnte. Erst von der Anschauung erhob er sich zum Denken. Wollte er nun dichten, so verwandelte er wieder die auf solchem Wege errungenen Gedanken in Empfindung. Auf diese Weise schaffte er sich den Wust überspannter Ideen, den er von seiner Zeit mit bekommen hatte, glücklich vom Halse und war in Jahren, wo andere Jünglinge nur noch schwärmen, völlig besonnen und sicher. Als daher seine ersten Werke, die noch Spuren des Zeitalters an sich tragen, Götz von Berlichingen, Werthers Leiden und Stella, Clavigo und Egmont erschienen, war die Wirkung erstaunlich. Als aber seine vollendetern: Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister und viele seiner originellen Gedichte, in denen er sich über seine Zeit erhoben, nachfolgten, blieb die Wirkung nur mehr unter den Wenigen, die ein gleiches Streben nach besserm Geschmack theilten. Die objektive Darstellungsweise, die ganze Art des Dichters, die so rein griechisch war, konnte dem deutschen Volke noch nicht zusagen, es war zu tief in die sentimentale Welt versunken.

Göthe's Meisterwerke wurden immer kälter aufgenom-

men, besonders als manche talentvolle Männer auf die beliebte Weise mit Romanen, Schauspielen und lyrischen Gedichten alle Leser befriedigten. Dahin gehören besonders Lafontaine, Miller, Klinger, Iffland und Kotzebue. Wenn die erstern meist durch übertriebene Empfindelei rührten und ergötzten, wußte vorzüglich der Letzte sein Zeitalter durch unterhaltenden Witz, neue Situationen, drastische, d. h. schnell wirkende Theatercoups zu beherrschen. Darüber vergaß man nun freilich, daß in seinen Schauspielen weder Natur, noch wahre Kunst sei, und daß er auf eine versteckte Weise mit Tugend und Sittlichkeit, ja mit allem Heiligen spielte, während er ganz unschuldig sich gebehrdend, nur zu rühren schien.

Dieß war nun die Zeit- und Mode-Literatur gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die besonders bei Ihrem Geschlechte und bei der Jugend Eingang fand. Die Folge war, daß man überall verdrehte Köpfe, verschrobene Herzen, ohne Sinn für Pflicht und Recht, unendlich viele Empfindelei und wenig wahre Empfindung antraf. Kein Wunder, daß vernünftige Hausväter, Gelehrte und alle gesunde Köpfe wider das Bücherlesen der Frauenzimmer und den häufigen Theaterbesuch eiferten. Uebrigens wäre diesem Unwesen vielleicht früher gesteuert worden, da die beliebten Schriftsteller doch am Ende erschöpft, sich immer nur wiederholen mußten, und die Eilfertigkeit und der Leichtsinn, mit welchem sie ihre Werke verfaßten, immer mehr ihren Werth herabsetzte; wenn nicht ein Mann von außerordentlichem Dichtertalente eben damals aufgetreten wäre, der ganz in ihrer Weise, freilich

mit hohem Ernst und edlem Streben, dichtete. Dieß war Friedrich Schiller. Er war in Allem das Entgegengesetzte von Göthes Genius. Bei ihm begann nach eigenem Geständniß der Geist mit der Idee; hatte er diese sich erschaffen, dann suchte er ihr aus der sinnlichen Welt einen Leib zu geben.

Weil er aber die Sinnenwelt nie genau und richtig angeschaut hatte, so waren seine Gestalten häufig ohne eigentliches Leben und ohne Naturwahrheit. Unzufrieden mit der unglücklichen Vertheilung der Schätze dieser Erde wollte er diesen Zwiespalt seines Gemüths verkörpert darstellen und verfaßte seine Räuber. Dies und zwei darauffolgende Trauerspiele, Kabale und Liebe, und Fiesco, machten unerhörtes Aufsehen; es war da ein Gesammtbild gleichsam eine Quintessenz aller Räubergeschichten, verliebter Romane mit Kämpfen der Konvenienz und Selbstmord, aller Verschwörungs- und Revolutions-Spectakel. Die Schauspieler griffen hastig und freudig nach dem Kraftvollen, wo jede Scene unbändigen Beifall des Publikums sicherte, wo der Wohlklang und die Kühnheit der Sprache auch den gedankenlosen, ohne alles Studium, gleichsam instinktmäßig Aktion und Declamation, Spiel und Vortrag lehrte. Die obengenannten Tagsschriftsteller fühlten sich nun neubelebt und machten ähliche Versuche in des Meisters imposanter Manier und hatten sie früher die Herzen ihrer Leser mit ihren Rührungen unbarmherzig gequätscht, so wollten sie dieselben nun mit gewaltigen Leidenschaften zermalmen.

Da schließt Göthe diese Periode deutscher Literatur und auch ich schließe diesen Brief, um ihnen mit dem nächsten die Erscheinungen der darauffolgenden zwanzig Jahre von **1790 — 1810** vorzuführen.

## Vierundvierzigster Brief.

Glauben Sie nicht liebe Freundinn, daß ich Ihren Schiller herabsetzen wolle und seinen Werth verkenne; ich werde Gelegenheit haben in diesem und dem nächsten Briefe zu zeigen, wie dieser große Dichter die Fehler seiner Jugendversuche verbessert und so schwer es ihm gefallen, den Weg zur Natur eifrig verfolgt habe, und ich halte es für eben so einseitig, wenn Freunde der objektiven Dichtweise, Schiller seiner Sentimentalität halber alle Poesie absprechen wollen, als es einseitig ist, wenn durch unsere Zeit verwöhnte Empfindler Göthen herabsetzen. Beide müssen nach ihrer eigenthümlichen Natur erkannt und gewürdigt werden. Darum will ich Ihnen eben von ihrem Dichterleben nnd ihrer Entwickelung ausführlicher reden. Sie mögen sich dann selbst ein Urtheil bilden, und brauchen nicht aufgedrungenen Meinungen blindlings zu folgen. Nun zur Geschichte.

Als sich zu Ende der vorigen Periode, die Deutschen um Schiller in trunkener Begeisterung versammelten, war Göthe stille und in sich zurück gezogen, eben beschäftigt, auszumitteln, was das Ziel seines Lebens werden sollte. Er war eben in das Mannesalter getreten (zwischen 30 und 40 Jahren), hatte allerlei versucht, blieb aber noch

immer unzufrieden mit seinen Leistungen. Nächst der bildenden Kunst war es besonders Naturlehre, die ihn fesselte und beschäftigte, und der Poesie auf eine Zeitlang ganz entriß. Glücklicher Weise unternahm er damals eine Reise nach Italien. Da umgeben mit den Denkmälern alter Kunst, schrieb er seinen Freunden, „so lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters ist.“ Er erkannte seine Bestimmung: der Kunst sollte er leben, nicht dem Treiben der Welt und griechische Weise sollte er auf deutschen Boden verpflanzen und griechischen Geist mit deutschen verschmelzen. Hier sah er auch im Umgange mit Phil. Hackert und Tischbein, und andern Malern, daß er es in ihrer Kunst zu keiner Meisterschaft bringen werde, und daß es eigentlich die Dichtkunst sei, in der er wirken müsse. Als ihm seine damals gesammelten und in Druck erschienenen Gedichte zugesandt wurden, rief er aus: „es ist kein Buchstabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre.“ Dasselbe enthält auch sein Liedchen an die Günstigen:

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen;
Lob und Tadel muß ja sein!
Niemand beichtet gern in Prosa;
Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Musen stillem Hain.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter, wie die Jugend

Und der Fehler, wie die Tugend
Nimmt sich gut im Liede aus.

Aus Rom schrieb er auch: „Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalte in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue:"

Nach Deutschland zurückgekehrt, nahm ihn das Bergwesen in Anspruch; dazu kam die französische Revolution, und der Krieg der bald selbst das dießseitige Rheinufer bedrohte. Da theilte Göthe wieder seine Thätigkeit zwischen Naturwissenschaften und Theater, für das er manches Talent ausbildete; wir nennen unter andern Christine Neumann, die als vierzehnjährige Waise seiner Pflege anvertraut war. Um die deutsche Dichterwelt bekümmerte er sich damals wenig, allein Schillers Genius zog ihn, trotz seines entgegengesetzten Natürells, sehr bald an. „In dem Drange des Widerstreits," sagt er, „den das wissenschaftliche Bemühen in mein Dasein gebracht, übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen, das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller; von der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem

Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging."

Schiller hatte sich aber auch indessen ungemein gefördert. Schon in seinem Don Carlos ist bei aller Unnatur und Verzeichnung der Charaktere viel geläuterte Empfindung, und das hohe Pathos darin, beurkundet den großen Tragiker, wie keiner seit Shakspeare auf unsern Bühnen erschienen ist. Bald darauf warf sich aber Schiller mit Macht auf historische und philosophische Wissenschaften, so daß er eine Zeitlang der Poesie untreu wurde. Die Annäherung an Göthe und das darauf folgende innigste Verhältniß weckte wieder seine Schöpfungskraft, und Werke wie Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell, nebst vielen Uebersetzungen, Iphigenia in Aulis, Turandot, Phädra, Makbeth, mehrere Balladen, lyrische Gedichte und Epigramme waren die reifen Früchte eines einzigen Jahrzehnts. Freilich konnte er die sentimentale Weise seines Natürells nicht ändern, allein sie ist ja mit unserer Zeit so innig verwachsen, daß sie durch einen kräftigen Genius veredelt, den wohlthätigsten Einfluß auf ihre Bildung haben mußte. Ist nur der Sinn für das Naive geweckt, so schadet es auch nicht in dieser Art Genuß zu finden, es gibt vielmehr eine vollendete Vielseitigkeit. Doch bleibt es immer rathsam, viel früher Göthen und die Griechen zu lesen, als Schillern; die gesammte Jugend unserer Zeit hat es theuer bezahlt und ist um die heitere Sonne ihres Frühlings gekommen, da sie den verkehrten Weg eingeschlagen.

Aber auch auf Göthen hat Schiller ungemein wohlthätig gewirkt. Der Briefwechsel zwischen Beiden gibt dazu die trefflichsten Belege. Schon in einem vorhergehenden Briefe hab' ich Ihnen Auszüge daraus mitgetheilt, worin Schiller über Wilhelm so richtig urtheilt, und Göthe thut in einem andern ein höchst merkwürdiges Geständniß:

„Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein, ich so gut als aufgehört hatte." —

Und in der That war damals Göthes Geist in voller Thätigkeit. Es entsprangen die schönsten Romanzen und Balladen, und nach Wilhelm Meisters Lehrjahren Herrmann und Dorothea. Es ist wahr, Voss'ens Louise hat ihn dazu veranlaßt, allein um wie viel vortrefflicher ist es an lebendiger Wahrheit, an Einfachheit und an milder wohlthätiger Rührung. Große Ereignisse, Heldensagen und dergleichen in ein Gedicht zu bringen erleichtert die Arbeit schon dadurch, daß der Stoff an sich selbst poetisch ist. Aber Göthe hat es gewagt das prosaische Privatleben in einem Epos darzustellen. Er hat

nun wohl zum Hebel die Liebe gebraucht, aber es ist nicht jene überspannte Leidenschaft unserer gewöhnlichen Romane, sondern eine herzliche Neigung, die sich sehr wohl mit dem Pflichtgefühle verträgt. Der einzige außerordentliche Umstand, den er herbeiführt, ist, daß seine Heldinn durch Kriegsunruhen vertrieben worden. Und so steht die französische Revolution, wie ein blutroth gefärbter Himmel im Hintergrunde der stillen heitern Dichtung, und das stille Bürgerglück eines ruhigen Staates tritt desto schärfer vor das Auge. Und so fließt die Erzählung der einfachsten Verhältnisse ruhig und gelassen fort, und rührt nicht durch Ueberraschungen, sondern bloß durch den Adel der vorgestellten Gesinnungen, auf die sanfteste und reinste Weise, ohne die Seelen mit herben Mitleid zu ängstigen.

Ich muß Ihnen mittheilen, was Wilhelm Schlegel über dasselbe so trefflich sagt. —

„So einfach wie die Geschichte ist auch die Zeichnung der Charaktere. Alle starken Contraste sind vermieden und nur durch ganz milde Schatten ist das Licht auf dem Gemälde geschlossen, das eben dadurch harmonische Haltung hat. Bei Herrmanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtsein seiner Wohlhabenheit, das sich durch Streben nach einer etwas vornehmen Lebensart äußert, durch die schätzbarsten Eigenschaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf seine Unkosten; aber thut es mit so viel Gutmüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und

selbst sein offenherziger Egoismus, von dem man Anfangs Gegenwirkung befürchtet, ist harmlos. Dergleichen naiv lustige Züge sind ganz im Geiste der epischen Gattung; denn ihr ist jene idealische Absonderung der ursprünglich gemischten Bestandtheile der menschlichen Natur fremd, woraus erst das rein Komische und Tragische entsteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradsinn und gesunden Verstand den allgemeinen Charakter der handelnden Personen nennen; und doch sind sie durch die gehörigen Abstufungen individuell wahr bestimmt. Wie schön ist es beim Herrmann, die kraftvolle Gediegenheit seines ganzen Wesens mit einem gewissen äußern Ungeschick zu paaren, damit ihm die Liebe desto sichtbarer umschaffen könne! Er ist eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wissen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühsam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn bestimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da sein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felsen hervorbricht: welche männliche Selbstbeherrschung, welchen bescheidenen Edelmuth beweis't er in seinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da sie ihn sonst an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einsicht und besonders an heldenmäßiger Seelenstärke merklich überlegen ist. Ein wunderbar großes Wesen, unerschütterlich fest in sich bestimmt, handelt sie immer liebevoll und liebt sie nur handelnd. Ihre Unerschrockenheit in allgemeiner und eigener Bedrängniß, selbst die gesunde körperliche Kraft, womit sie die Bürden des Lebens auf sich nimmt, könnte

uns ihre zarte Weiblichkeit aus den Augen rücken, mischte sich nicht, dem Jüngling gegen über das leise Spiel sorgloser, selbstbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entrisse nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel der Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdesten Geständnisse. Hinreißend edel ist ihr Andenken an den ersten Geliebten, dessen herrliches Dasein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Gestalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt auch am Schlusse über alle Mithandelnden hervor, und so wächst mit der Steigerung schöner und großer Naturen das Gedicht selbst gleich einem stillen, mächtigen Strome.

Es ist ein, „sagt Schlegel ferner," in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zwecks, sondern in sofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt: die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Partheilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern in wohlthätige Wirksamkeit übergehende Rührung. Herrmann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Styl, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volks-

mäßig; ein Buch voll goldener Lehren der Weisheit und Tugend."

Schiller schreibt darüber an einen Freund Folgendes: „Unser Freund hat sich in diesen letzten Jahren wirklich selbst übertroffen. Sein episches Gedicht haben Sie gelesen; Sie werden gestehen, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neuern Kunst ist. Ich habe es entstehen sehen und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert. Während wir Andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baum schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohl angewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einärntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt. Doch Sie haben ihn jetzt selbst und können sich von allem dem mit eigenen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß. Wenn es Einer einmal unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres thun, als dafür

jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn, wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben."

Doch Sie werden das herrliche Werk selbst lesen und gewiß weit mehr noch finden, als ich Ihnen sagen könnte; denn das ist eben das Poetische daran, das es solch unaussprechlichen Reiz enthält, der sich jedem unbefangenem Gemüthe so leicht mittheilt.

---

## Fünfundvierzigster Brief.

Sie meinen liebe Freundinn daß Göthe mit Herrmann und Dorothea endlich das Publikum für sich und den guten Geschmack gewonnen habe? Mit nichten. Dieser Schatz hatte nur für wenige gebildete Kreise Interesse, die übrigen liefen noch immer ins Theater, um sich bei Kotzebuischen und Iflandischen Stücken auszuweinen oder auszulachen und die unermüdeten Romanschreiber sorgten für abwechselnde Lektüre, wobei sie von den Zeitschriften namhaft unterstützt wurden. Das herrliche Epos konnte der Lesewelt aus zwei Ursachen nicht gefallen, erstlich war es in Versen, noch dazu in Hexametern, geschrieben, zweitens war es ein Epos. Die Romane sind in so bequemen breiter Prosa geschrieben, da hatte man nicht nöthig nachzudenken und konnte wohl auch, ohne am Ganzen etwas zu verlieren, mehrere Seiten überschlagen. Verse verzieh man höchstens Schillern,

der doch wenigstens bei der sentimentalen Dichtweise geblieben und ausgesucht schöne Redensarten und Wörter, deren Klang man für Poesie hielt, gebrauchte; aber auch bei im zog man seine drei ersten Dramen den folgenden vor, weil sie in Prosa geschrieben waren. Vergebens ereiferten sich die Gebrüder Friedrich und Wilhelm Schlegel darzuthun, was eigentlich Poesie und daß sie unter allen deutschen Dichtern am vollkommensten bei Göthe zu finden sei. Sie stellten griechische Muster auf und machten uns mit der spanischen und orientalischen Literatur bekannt, und zeigten also, daß nicht das Sentimentale unserer Zeitschriftsteller den guten Geschmack hindere, sondern der Mangel an wirklicher Erhebung des Sinnlichen zum Idealen und deren inniger Verschmelzung. So entstand die neue romantische Schule, in der dann Tieck so meisterhaft dichtete. Sie kennen ja sein allerliebstes Mährchen: die Elfen?

„Aller Liebreiz der alten Mährchenwelt ist ausgegossen über seine kindlichen Dichtungen; es klingt und singt die gesammte Natur" sagt Weber, „die Berge, die Wiesen, die Bäume leben, der Bach weint in schwermuthsvollem Gewinsel durch die sich Sehnsucht und Liebe zuflüsternden Gebüsche dahin, die Vögel und Thiere reden eine mit dem Gefühle des Menschen sympathisirende Sprache." Freilich war das wieder nur für Wenige im Volke willkommene Speise; besser sagten der Menge seine Novellen zu, in denen er das Romantische mit dem Modernen zu vereinen suchte. Ueberdieß ist seine Muse so rein und sitt-

lich, daß er sich schon deshalb mehr als andere Romantiker dem weiblichen Geschlechte empfiehlt.

Ein inniger, frommer und einfacher Schriftsteller ist auch Jung, (bekannter unter dem Namen: Stilling). Seine Theodora von der Linden ist ein schönes Gemälde ächter Weiblichkeit.

Auch die humoristische Literatur hat in Deutschland um diese Zeit Eingang gefunden. Hippel ist darin ein trefflicher Vorgänger gewesen; er hat sein tiefes Gemüth und seinen hellen Geist in höchst einfacher, aber kräftiger und eindringender Sprache wiedergegeben. Von seinen Werken ist so manches Kapitel aus seinem Buche: über die Ehe gar sehr bildend und erhebend für junge Mädchen, doch ein Büchlein, geschickt jedes fühlende Menschenherz in Stunden stiller Betrachtung zu erquicken, sind seine Handzeichnungen nach der Natur. Wenn dieser große Denker und Mensch nach vollendetem Tagewerke hinausging, lustwandelnd in sein Gärtchen, da faßte er Gegenstände der Natur ins Auge und was er darüber dachte und empfand, das zeichnete er nach seiner Weise fein und ungekünstelt auf. Hier ist die Vorrede:

„Die gegenwärtigen Aufsätze, mit denen ich die schönsten Stellen meiner Heimath bezeichnete, sind nicht von der Welt, und wollen auch ihr Glück nicht machen in der Welt. Nur da wo zwei oder drei versammelt sind, sich ihres Lebens und ihres Todes zu freuen, wollen sie sein und Gesellschaft leisten. Soll ich noch bemerken, was man sich zu ihnen versehen könne? oder ist es besser, dieß dem Eindruck zu überlassen, auf den sie es anlegen? Ein

einziger Wink — und auch dieser nur für die, welche ihn bedürfen. Die jetzige religiöse Denkart hat die Menschen näher zu Gott gebracht, und könnte sie noch näher zu ihm und zum Lichte der Wahrheit bringen, wenn die Menschen so wollten, als sie könnten. — Gott ist nicht ein Mensch. Er ist ein Geist. Damit indessen der Mensch ihn denken könne, und damit er Etwas habe, um sich daran zu halten; so soll und kann er sich Gott nicht als einen willkührlich befehlenden Lob=, Preis= und Ehrgeizigen Despoten, sondern als den himmlischen, den vollkommensten Vater, als das Vaterideal vorstellen. Dieß ist eine so eigenthümliche Volksidee, daß sie als das Ebenbild des gesunden Menschenverstandes angesehen werden kann; und so ist denn Gottlob! die Zeit der Götzenbilder, die Zeit der falschen Vorstellungen vom göttlichen Wesen und der Hofmanier ihm zu dienen, erfüllet. Vernunft und Religion sind ein Herz und Eine Seele, und kommen auch darin überein, daß beide glauben! — Gott ist unser Vater, die Welt seine Stadt, die Erde eines seiner Häuser, die Menschen seine Kinder, und Alles was sie umgibt, trägt zum Segen dieser Haushaltung bei. Haushaltung nenn' ich diesen aufgeklärten Zustand der Menschheit lieber, als Reich Gottes, um die Verbindung zwischen Vater und Kindern nicht aus dem Verstande und dem Herzen zu lassen. Familiengesellschaft wird auch das letzte sein; denn so wie die Natur anfing, wird sie auch enden. Was diese Haushaltung im Ganzen, im Großen sein wird, das kann man in seinem eigenen Hause und in seinem Wirkungskreise, wiewohl im Klei=

nen und im Stückwerk, schon jetzt sehen, da bei weitem noch nicht erschienen ist, was das menschliche Geschlecht sein kann und sein wird.

Wenn dem also ist, warum nimmt denn die Dichtkunst nicht je eher je lieber Kindesantheil an diesem Evangelium? Warum steht sie draußen, diese Gesegnete des Herrn, durch deren Vermittelung die Vernunft Gott dem Herrn, den Vaternamen beilegte, sie, welche der Vernunft Flügel der Morgenröthe gibt um sie vom Vernunftsglauben beinahe zum Schauen und zu einer lehr- und trostreichen Art von Offenbarung zu bringen, sie, die unsere Wünsche zu Hoffnungen leitet, und diese Hoffnungen so befestiget, daß sie wie Gewißheit gelten und mit ihr verwechselt werden können? Nur der, welcher diese Fragen im Geist und in der Wahrheit zu thun im Stande ist, wird eine Antwort in meinen Aufsätzen finden." —

Eine einzige dieser lieblichen Paramythen will ich Ihnen noch mittheilen, Sie schaffen sich doch das Büchlein selbst an. Hier ist es:

## Kirchgang.

Von allen die schönste Stunde hatte ich heute Morgen, da ich zur Kirche ging. Welche Feststille auf unserm herrlichen Berge! welche Andachtsaufforderung! Wahrlich, die Natur ist Gottes Haus, und ein feierlicher Berg die Stiege des Himmels. — An jedem Berge steht mit Sonnenstrahlen geschrieben: Himmelan! O Lieber! Gottesfürchtig wollen wir Hand in Hand unsere Gaben hier auf dem Altar opfern, wir dürfen nicht Krüge voll Oels

und Weins, nicht mit Blumen bekränzte Schalen voll herrlich schäumender Milch auf einen in die Höhe gerichteten Stein gießen. Und warum sollten wir ein Thier schlachten? etwa damit listige Baalspfaffen es auf Gesundheit der Götter verzehren? unsere Gaben sind fromme Gelübde! Krüge voll Oels und Weins und die beste Milch dem Dürftigen zuzuwenden, und der Entschluß: beim Reiz der Natur beides, unser Herz und Seele, so schön zu machen, als schön die Natur ist. So, mein Lieber, wollen wir unsern Verklärungsberg hinaufsteigen so zur Kirche gehen. Versöhnt mit der ganzen Welt, friedlich selbst mit dem hüpfenden Frosch, über den Manche meines Geschlechts Zeter zu rufen erzogen sind. Was hat er denn auch der brausende Käfer und die den Käfer nachahmende Mücke, das unangenehm wäre! Alles ist gut und der Mensch hat die Anlage das Beste zu sein. O Lieber! könnt ich doch aussprechen die Feier, die mich heute erhob nach oben! Sehen und hören, das fühlt' ich hier sonnenklar, sind nur die Anfangsgründe der Wonne für Gottes Kinder. Kein gemeines Auge hat gesehen, kein gemeines Ohr hat gehöret und in kein gemeines Herz kam es je, was Gott bereitet hat seinen Kindern, die in der Natur ihn lieben."

---

Sein Geistes- und Humorsverwandter ist J. P. F. Richter (gewöhnlich Jean Paul genannt). Die reichste Phantasie, das innigste Gefühl, der feinste Witz und die originellste Laune, tiefe Blicke in das menschliche Herz und klare Weltansicht, erstaunliche Belesenheit und Reich-

thum der Sprache leuchten aus jedem seiner Werke hervor. Den Humor beschreibt er selbst auf folgende Weise: „Ich konnte nie mehr, als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht ist: so weit über die Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weiten unter seinen Füßen nur, wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist — gerade herabzufallen in's Gärtchen, und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest herausseht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln.

---

Indessen vermissen wir an ihm allerdings die hohe Einfalt und Natürlichkeit seines Vorgängers. Die Sprache ist durchaus rhetorisch und gränzt nicht selten an Schwulst. Sylbenmaaß und Reim hat er verschmäht, und weil er durchaus lyrisch ist, hat er in seiner Prosa so viel Gezier-tes, Gesuchtes und Gefärbtes hineingebracht, daß er dadurch ein böses Beispiel gegeben, welches von den neuesten Schriftstellern gemißbraucht und für humoristische Schreibart gehalten wurde. Daß er selbst so wenig in der Außenwelt gelebt und viel zu viel gelesen hat, dadurch ist auch Unnatur und Unwahrscheinlichkeit in seine Erfin-

dungen gekommen, die ihrer buntscheckigen Form entkleidet oft gar wenig Gehalt und Inhalt zeigen. Uebrigens konnte er wohl sagen, wenn er durch seine Sonderbarkeiten den Leser oft zur Verzweiflung bringt: das ist mein Humor und wir müssen es uns gefallen lassen; nur will ich Sie warnen vor der Eitelkeit, seinen Schriften durchaus und unbedingt Geschmack abgewinnen zu wollen. So trefflich sein Humor auch ist, und so edel Empfindungen und Geist, fehlt ihm doch, was keinem Mädchen fehlen soll: Natur und ein bizarrer Schriftsteller kann und soll Ihnen nicht gefallen. Ueberdieß hat er sich nicht die Mühe geben wollen, seiner Poesie eine würdige Form zu geben nnd sich begnügt den herrschenden Geschmack an Romanen zu befriedigen. Seine Muse, wie schon oben gesagt worden, ist zu lyrisch für die Prosa, doch ihre Form ist auch zu breit für Poesie. Ueberdieß hat er die Sentimentalität der neuern Zeit aufs höchste getrieben und wenn er selber sagt: Poesie kleidet, wie die Herrnhuter ihren Gottesacker in einem Garten ein, nicht wie die Juden in ihren Gärten Gräber anlegen," so hat er dadurch sein eigen Urtheil gesprochen, denn bei seinen Romanen wird man nur auf Augenblicke, nicht heiter, nein, bloß zu einem krampfhaften Lachen aufgeregt; die vorherrschende Stimmung, die uns nach jedem seiner Bücher bleibt, ist herzbeengende Wehmuth.

Seine Meisterwerke sind die Vorschule der Aesthetik und Levana, beide bis jetzt noch unübertroffen an Genialität, Reichthum der Ideen und Darstellung. Vom letztern Werke schreibt Göthe an einen Freund: „Gar sehr

erfreut mich ein Aufsatz von J. Paul des Morgenblattes ausgezogen aus der Levana. Eine unglaubliche Reife ist daran zu bewundern. Hier erscheinen seine kühnsten Tugenden, ohne die mindeste Ausartung; große richtige Umsicht und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig und das alles in den gemüthlichsten Elemente. Ich wüßte nicht Gutes genug von diesen wenigen Blättern zu sagen und erwarte die Levana mit Verlangen."

Wollte doch Jemand einen Auszug aus seinen Werken geben, worin aber alle die störenden Anspielungen auf gelehrte Gegenstände, auch alles was räthselhaft und sonderbar, was übertrieben und mit Bildern überladen, wegbliebe; es wäre eine erfreuliche Gabe für Jungfrauen und andere Leute, die nicht eben Zeit und Vorkenntnisse haben ein Studium über einen Schriftsteller anzustellen. Einzelnes findet sich ohnedieß hie und da, worin er wie Hippel bloß einfach und gemüthlich die Tiefen seines edlen Herzens eröffnet. Eben fällt mir eine Stelle aus seinem Tagebuche ein, die an das mitgetheilte Beispiel aus den Handzeichnungen erinnert:

### Der Gang ins Freie, ein Kirchgang.

Du gehest jetzt in die große, schuldlose Natur. Kommst Du rein genug in diesen Tempel? Bringst Du keine giftige Leidenschaft an diesen Ort, wo Blumen blühen und Vögel singen? Trägst Du keinen Haß hieher, wo die Natur sich liebt? Ist Deine Seele so ruhig, wie der Strom, der wie ein Spiegel des Himmels dahin zieht?

Ach! wäre Dein Herz nur noch so unverfälscht und unzerrüttet, wie die Natur, die ich sehe, wie der große Schöpfer sie vollendet.

---

Noch halb in der vorigen Epoche befangen, jedoch mit Anklägen der neuern Literatur dichteten Matthisson, Salis und Tiedge. Sie hatten ein großes Publikum für sich, weil der elegische Ton, der ihnen eigen ist, noch immer beliebte. Besonders glänzte Tiedge durch seine größern sogenannten didaktischen Gedichte: Urania, Frauenspiegel, Einsamkeit. Allein die meisten Leser und Leserinnen, die diese Werke eifrig lesen, täuschten sich wohl selbst, wenn sie Wohlgefallen äußerten. Alles Lyrische, zu lange ausgesponnen, wird eintönig und ermüdet, soll es aber ausführliche Lehre sein, und gar über solch erhabene Gegenstände, so wähle man die schlichte Prosa. Uebrigens haben sie schöne lyrische Stellen und in der Sprache ist Adel und Wohllaut. Leben Sie wohl, liebe Freundinn vielleicht schon morgen schreibe ich wieder. Wir kommen nun an die vorletzte Periode deutscher Dichtkunst, die Göthe von **1810—1820** annimmt und also bezeichnet: „Malcontent, determinirt, tüchtig, herrschsüchtig, zuschreitend, respektlos, altdeutsch, ins Formlose strebend."

---

# Sechsundvierzigster Brief.

Nun kamen traurige Zeiten für Deutschland. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena begann allmählig die Herrschaft Napoleons und unter Kriegsgetümmel und den Bedrückungen eines harten Feindes war die deutsche Muse auf eine Zeitlang verscheucht; nur hie und da wagte sich noch ein Sänger hervor, aber das Lied erstarrte auf der Lippe. Denn alle Freude war erstorben und mit Recht sang Uhland:

Wann ward der erste Kranz gewunden?
Wann flog der erste Ball ans Ziel?
Wann ward der heitre Tanz erfunden
Und wann das lose Pfänderspiel?
Ach wohl in fernen fernen Tagen
Die Unsern hättens nie erdacht,
Wo bald im Feld die Völker schlagen
Und bald der innere Zank erwacht.

Schiller war heimgegangen ehe noch der Sturm die Haine seines Vaterlands entblätterte und Göthe hatte mit seinem Faust Abschied genommen von dem Theater, das ihm in seinem prosaischen Treiben eben so wenig gefiel, als der Weltlauf. Er lebte wieder den Wissenschaften und sein Geist flog in's schöne Morgenland, um sich dort Trost zu suchen in dem Unglücke seiner Heimath. Das Studium der orientalischen Sprachen, besonders der persischen und

arabischen Poesie, beschäftigte ihn nun ganz und er dichtete damals den westöstlichen Divan. Sobald aber wieder einigermaßen Ruhe ward, belebte sich wieder der deutsche Bardenhain, ja die Drangsale hatten wie alle Kräfte so auch die Kraft der Sänger gestärkt. Was in voriger Periode ausgesäet wurde, trug nun reichliche Früchte. Vorzüglich war ein tüchtiges Bestreben sichtbar, ein poetisches Leben auf dem Theater zu erwecken. Die meisten Bühnendichter folgten aber der Schillerischen Muse; weit und schön ausgesponnene Schaugemälde in unvergleichlicher Diction, jedoch wenig Handlung, ja mehr Worte als wahrer Geist und Empfindung.

Nach dem Muster des spanischen Theaters dichtete Müllner, allein seine Schuld war an vielen grellen und widrigen Ausgeburten von Dramen schuld. Und so war bis auf unsere Zeit kein Geist mehr über die Bretter geschritten, der sich mit Göthe oder Schiller messen könnte!

Auch Richter fand seine Nachahmer, aber es waren auch nur Nachahmer, die den Humor in Sonderbarkeiten, Wortspielen, Witzeleien und andern Fehlern ihres Meisters suchten. Ach dieser unleidliche Humor spuckt noch bis auf unsere Tage und das Traurigste ist, daß er gewöhnlich alle Gemeinheit und Sittenlosigkeit der Zeit mit im Gefolge schleppt.

Eine freundliche Erscheinung war die anspruchlose Muse Eberhards, der ohne großes Talent doch mit vielem Geschmack die alte deutsche Reinheit wieder zeigte. Sein kleines Epos: Hannchen und ihre Küchlein, erinnert an die schönen Tage von Luise und Herrmann und

Dorothea. Eben so rein und kindlicher noch sind Krummachers Parabeln, glückliche Nachbildungen der hebräischen Dichtungen. Aber die meiste Frucht trug die romantische Aussaat. Fouqué versetzte durch seine Romane und andere Poesien in das Mittelalter. Der fromme Novalis (eigentlich Hardenberg) vertiefte sich in das innerste Menschenleben und weckte in dieser bedrängten Zeit nebst vielen Andern wieder frommen und gläubigen Sinn. Manchem Frevler hat wohl seine Weise, Schwärmerei, ja Thorheit geschienen, allein die Poesie hat er erschaut in ihren geheimsten Gründen. Arnim muß auch genannt werden, seine Gebilde sind bunte, sternenhelle und von überirdischer Musik wiedertönende Nacht. Dann war Schulze, der frühverstorbene Sänger der bezauberten Rose, der in einer melodischen Sprache wieder seit Oberon das erste vollendete romantische Epos schrieb. Aber die Drangsale des Vaterlandes führten die Sänger in jene Zeit zurück, wo noch kein fremdes Kriegsheer deutschen Boden betrat, weder fremdes Gesetz, noch fremde Sitten und Sprache daselbst herrschen durften. Der freie Minnesang wurde wieder versucht und man erkannte das Wesen der Romantik. Und in Schwaben selbst, wie im Mittelalter, an den Ufern des Neckar erscholl der neue Minnesang. Uhland war der erste, der ihn wagte, und ganz Deutschland fühlte sich wieder erhoben zur Freude, denn jedem Ohr klang die Musik seiner Lieder und jedes Herz verstand, was er sang; es war nicht die meistersängerische, platte Liederweise, auch nicht mehr die französisch steife Verskünstelei, noch die eintönige Grab- und Todten-

klage, die Ruinen-Elegien und die unendlichen Sehnsuchten oder das emphatische Bardengeheule überspannter Empfindelei; es war wieder das heitre gemüthliche Lied und die bunte, bald schaurig, bald lieblich in die Welt hinaussingende Romanze, wie sie zuerst unter den Neuern Göthe hören ließ.

Das Romantische liegt nämlich nicht in der grellen Darstellung bunter Gestalten und künstlich ersonnenen Abentheuer, wie in den Bürgerischen Balladen; es ist die Idealisirung des Stoffes in einfachster Form, die wie ein Duft über den Bildern schwebt, eine überirdische Musik, die sich in poetische Seelen hineinsingt und lange nachklingt. Lesen Sie z. B. folgende Romanze:

## Harald.

Vor seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald.
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich,
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn?
Schwingt auf die Rosse sich?

Was kos't so sanft und küßt so süß?
Und hält so lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß,
Und läßt nicht Ruh noch Rast?

Es ist der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland.

Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Rosse, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar,
Er springt vom Rosse schnell,
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf den Fels,
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche Hundert Jahr',
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Und so auch folgende:

## Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise.
Es schweigen, die drin wandern,
Denn Keiner kennt den Andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Waldgeselle?
Ein Horn, das sanft erschallet;
Das Ufer wiederhallet.

Von seinem Wanderstabe
Schraubt Jener Stift und Habe,
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
Als fehlt' ihr gar die Rede,
Jetzt stimmt sie mit Gesange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch sich regen
Mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunterflieget,
Von Melodie gewieget.

Hart stößt es auf am Strande,
Man trennt sich in die Lande.
Was treffen wir uns, Brüder!
Auf Einem Schifflein wieder?

Wie gar nichts ist da der Stoff, doch welch geistiges Leben ergießt sich darüber auf der Harfe des Sängers. Oft gibt er auch mehr Stoff, z. B. in Goldschmieds Töchterlein, Junker Rechberger, Klein Roland im blinden König; besonders in den historischen Balladen Eberhard, dem Rauschebart, Schwäbische Kunde u. dgl., wo er auch lustigen Humor beimischt.

Ihm zunächst steht Rückert, der um so vielseitiger ist, weil er sich die ganze Fülle und Anmuth der orientalischen besonders der arabischen und chinesischen zugeeignet hat. Das Kindliche seiner Muse werden Sie schon aus einer Probe, die ich beifüge, mit Lust gewahren.

## Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald,
In gutem und schlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln, die haben gestochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:

All meine Kameraden
Haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft ich wünschen, wie ich wollt',
Wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold.

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh ist's aufgewacht;
Da hat es goldene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich stolz;
Goldene Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
Der sieht die goldenen Blättlein bald;
Er steckt sie ein, geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
Die goldnen Blätter dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich;
Dürft' ich mir wünschen noch etwas,
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas.

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es glasene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert so.

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind,
Und kommt an die glasenen Blätter;
Da lagen die Blätter vom Glase
Zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch ich mir grüne Blätter wohl.

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh ist's aufgewacht;
Da hatt' es grüne Blätter fein,
Das Bäumlein lacht,
Und spricht: Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch.

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub, und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer,
Es sprach nun zu sich selber:
Ich begehre nun keine Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber!
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln.

Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein,
Und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachens aus;
Das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

Warum hats Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß Jedermann es sehen kann;
Geh naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an.
Warum denn nicht?
Weil's sticht.

Und so stand bald der schwäbische Minnesang wieder blühend da, und immerfort singen an dem Neckar und an unserer Donau Meister und Jünger und es ist Hoffnung, daß ihr Lied endlich unter dem deutschen Volke poetischen Sinn erwecken werde. Ist auch nicht Alles gelungen, was sie bringen, ist doch Vieles dem Besten aller Zeiten und Nationen gleichzustellen, und wir beherzigen was Uhland spricht:

## Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt!
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gib sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gib ein fliegend Blatt den Winden,
Muntere Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

Um den Weg auch zum Herzen des gemeinen Volks zu finden, haben Einige es versucht ihre Poesien in pro=

vinzieller Mundart zu schreiben. So sind Hebel's alle=mannische Gedichte entstanden. Göthe hat sich über die=selben im 33. Bde S. 166 auf's vortheilhafteste ausge=sprochen und besonders herausgehoben, wie dieser treff=liche Dichter es verstand bald natürlichen Gegenstand, mit ihrem Dasein, Wachsthum und Bewegung in Personen und zwar in Landleute zu verwandeln. „Gleich das erste Gedicht," sagt er, „enthält einen sehr artigen Anthropo=morphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oestreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauermädchen vor=gestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt, und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wan=derung ist außerordentlich artig, geistreich und mannig=faltig und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhern=der Stätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Him=mel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden, der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgen=stern, steht früher auf, als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Jahres= und Tageszeiten gelingen dem Ver=fasser besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zu=stände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sicht=bare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare,

und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind der Winter, der Jänner, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

## Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„sie sin vom Schlaffe her und hi
„gar sölli müed und schlöfrig gsi,
„und 's goht mer schier gar selber so,
„i cha fast uf kei Bei meh stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d' Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez isch's an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter d'Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —

Und lisli uf der Zeeche goht,
und heiter uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft alles no;
es sieht und hört en niemes goh;

er chunnt ins Dorf mit ſtillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!“

Und wemmen endli au verwacht,
und gſchlofe het die ganzi Nacht,
ſo ſtoht er do im Sunne=Schi',
und luegt eim zu de Fenſtern i
mit ſinem Auge mild und gut,
und mitten Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i ſag,
es freut en, wemme ſchlofe mag,
und meint, es ſeig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
Drum iſch er au ſo lisli cho,
drum ſtoht er au ſo liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberſtaub!
Wie weiht e friſche Mayeluft,
voll Chriesi=Blueſt und Schleeche=Duft!
und d'Immli ſammln flink und friſch,
ſie wüſſe nit, aß's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Garte=Land
der Chriesi=Baum im Maye=Gwand,
Gel=Veieli und Tulipa,
und Sterneblume neben dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paradies?

Und 's iſch ſo ſtill und heimli do,
men iſch ſo rüeihig und ſo froh!

Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Gute Tag, und Dank der Gott,
und 's git gottlob e schöne Tag,
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Potz tausig, io, do isch er scho!
„Er dringt io in si'm Himmels-Glast
„Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meye ha!

---

Außer ihm haben noch Grübel in Nürnberger Mundart, Castelli niederöstreichisch und Holtei schlesisch gedichtet. Jedem dieser Sänger ist es gelungen, seinen Volkston zu treffen, vielleicht hat Letzterer es am natürlichsten gethan. Ich theile Ihnen mit, was Göthe über ihn sagt:

„Seitdem Hebel in allemannischer Mundart seine meisterhaften Gedichte der Welt geschenkt, haben sich an verschiedenen Orten ähnliche Versuche erhoben, unter denen besonders der Nürnberger Grübel und der östreichische Castelli auszuzeichnen sind.

Der Verfasser ist mit seinen schlesischen Gedichten zwar noch in keiner Sammlung hervorgetreten, aber aus dem was er, theils im schlesischen Musenalmanache, theils im Freundes-Kreise, als Probe mitgetheilt hat, gehet hervor, daß er sich Hebels großem Vorbilde zu nähern sucht. Auch ein in der Sammlung befindliches an Hebel gerichtetes Gedicht, spricht dieß geradezu aus. Es ist nun wohl, was solche Nachbildungen anlangt, eben so bedenklich, als es unmöglich ist, den Werth neuer Dichtungen im Volkston zu beurtheilen, ehe sie vor dem Volke erklungen sind. Hier aber dürfen wir, den ersteren Zweifel betreffend, die Nachbildung vergessen, wo naive, vaterländische Behaglichkeit selbst nicht mehr ängstlich an Vorbilder gedacht hat, und wo die Entfaltung innersten Gemüthes durch lyrische Formen zur zweiten Natur geworden. Der andere Zweifel aber: ob die aus der Feder geflossenen Gedichte, in Volkes Mund einen Wiederklang finden werden? hebt sich zum Theil dadurch, daß die im schlesischen Musenalmanach mitgetheilten Proben ihre Melodien gefunden haben und innerhalb, wie außerhalb Schlesiens nicht ohne Vergnügen gesungen werden.

Ein einziges Lied aus dieser Sammlung mag hier stehen, da die schlesische Mundart nicht zu sehr von der niederösstreichischen abweicht, so werden Sie es leicht verstehen.

## Sugärne.

Warum gihn die Liftel su läulich,
Warum zieh'n die Wilkel su bläulich,

Warum hirt ma' uf Juarz a der Kieſeln,
Warum hirt ma's Gebergswaſſer rieſeln,
Warnm wird's denn=t=im Frühjohre grün,
Warum finkeln ſu halle die Stärne,
Warum thun denn die Kirſchbemel blih'n???...
I nu mein Gôt, ſu gärne!

Warum 'feifen uf Zweigen dè Finken,
Thut das Bienel de Blimel austrinken,
Warum trä't denn de Schwalme zu Näſte,
Warum klaubt ſich dè Taube juſt 's beſte,
Warum kreucht dè Wachtel ei's Kurn,
Warum ſteigt der Aâr ân dè Stärne,
Warum rägern de Fräſche im Burn???...
I nu mein Gôt, ſu gärne!

Warum ſauſen im Winter de Kiefern,
Dôß dè Echhörndel klappern und ziefern,
Warum wächſt ké' Schilf nich' am Fluder,
Warum friert im Dezember dè Uder,
Warum wechſelt dè' Monden ſu flink?
Emol leucht't à wie ànne Lâtärne
Und dernach ſit ma fix wieder wing??...
I nu mein Gôt, ſu gärne!

Warum is' denn uf Erden hienieden
Jedes Menſchen ſei' Stand ſu verſchieden?
Warum is' denn der Éne à Grafe
Und der andre der hût't èm de Schafe?
Warum is' denn der Ene ſu reich,
Und der Andre is' arm? Bur dâm Hêrrne
Durt uben ſeyn alle doch gleich!?
I nu mein Gôt, ſu gârne!

Jeder Mensch hot wull seine Stature,
Ihren Gang hat dè ganze Nature
Und der Uchse, dè Maus, wie dè Katze,
Iglich Wäsen handthiert uf se'm Platze,
Iglich Wäsen fulgt stille und stumm;
Do draus, du Menschenkùp' lärne:
Sei beschéden und fra't éns warum?
I nu mein Gôt, su gärne!

Wenn se fra't, mit dem kirschruthen Maule:
„Warum wünscht à sich Füsse vum Gaule,
„Warum wünscht à sich Fligel vum Sturche
„Und verfihrt à sittes Gehurche?
„Warum liebt à mich immer noch su,
„Ei de Längde der Zeit, ei de Färne,
„Warum läßt à mèr denn-t-kéne Ruh??
I nun mein Gôt, su gärne.

---

## Siebenundvierzigster Brief.

Je näher wir der nächsten Zeit kommen liebe Freundinn, desto banger wird mir, denn was sich zu Anfang unseres Jahrhunderts so harmonisch zu einer schönen Form gefügt hat, will wieder gewaltsam auseinander reißen. Es ist des Großen und Mustergiltigen zu viel geworden und da es sich in so verschiedenen freien Gestalten zeigte, verlor sich die geheime Regel aller Poesie aus dem Auge und schwache Zauberlehrlinge glaubten den Mustern gleich zu werden, wenn sie sich auch neue Formen schufen. An diesem Gewirre war besonders der Einfluß englischer Li-

teratur viel Schuld. Nicht Walter Scott, auch nicht Washington Irving, Cooper, Bulwer, Moore und Lady Morgan haben das verursacht; diese Dichter zeigten nur unsern Romanschreibern und Novellisten neue Wege, ihre Leser in anmuthige Regionen, meist auf historischem Grunde zu führen; doch verwirrt haben sie eben nichts auf dem deutschen Parnaß. Allein dieß hat Lord Byron gethan, der liebenswürdigste und zugleich entsetzlichste aller Schriftsteller. Mit einer infernalischen Lust sucht er im Himmel und auf Erden Alles auf, was Menschenglück und Menschenhoffnung zerstören kann, ringt aber dann wieder mit den edelsten Empfindungen und mit aufopfernder Liebe nach allem Wahren, Guten und Schönen. Göthe war ihm selbst, bei seinem ersten Auslauf in die Welt, seines Trübsinns und Selbsthasses wegen gar nicht hold, als er aber mit seinem außerordentlichen Talente näher bekannt wurde, verfolgte er ihn mit liebendem Blicke so lange er lebte. Nach dieser Schilderung kann und soll es kein Schriftsteller für zarte Frauenseelen sein, auch Jünglinge haben sich vor ihm zu hüten, denn sie werden der Glut nicht wehren können, die den Meister selbst verzehrte. Gereifte Männer mit jugendlicher Seele werden den Geist seiner Werke würdig auffassen und denselben dereinst in schönen und geläuterten Formen wiedergeben. Aber vor unberufenen Schriftstellern des Tages, besonders vor dem sogenannten jungen Deutschland, das uns den gährenden Wein solcher Schriften mit der Hefe ihrer eigenen Gemeinheit in jugendlicher Unbesonnenheit kredenzt, hüte sich Jeder, dem sein Geschmack und seine Zeit lieb

ist. In unsern Tagen muß man beinahe vor allen neuen Schriften abrathen. Man lasse sie nur mit ihrem aufsprudelnden Gas von Witz und Afterhumor einige Jahre liegen, es wird sich zeigen, was für ein Getränke daraus werden soll. Auch vor den Zeitschriften, vor den Almanachen, vor allem was sich so gewaltsam aufdrängt, bewahren Sie sich wohl. Ein jugendliches und besonders ein weibliches Herz muß nur im Hause einheimisch sein, was draußen kämpft und tobt, alles was das Leben ohne Noth verkümmert, davor verschließe man Thor und Riegel. Kommt aber zuweilen eine freundliche Erscheinung, wie etwa folgendes Gedicht von Hoffmann von Fallersleben, das werden Sie sogleich erkennen, denn es ist im guten Geiste geschrieben:

Sorglos hast du hier im Flieder
Deine Heimath angebaut; —
Fröhlich wohnst du über Gräbern —
Vöglein, hat dir nicht gegraut?

Mücken tanzen, Käfer schwirren,
Bienen summen um dein Haus,
Und du singst in's frische Leben,
In die neue Welt hinaus.

Und die Menschen bleiben traurig
An des Friedhofs Mauer stehn,
Wollen droben nicht den Himmel
Drunten nicht den Frühling sehn.

---

Es geht in der Poesie, wie in der Musik, von der Göthe Zeltern, wie folgt, geschrieben: Meine kleine

(Sing=) Anstalt geht recht gut; nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wissen, gar gern aus dem Wege und Jeder dünkt sich behaglicher, wenn er Solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Bedauern verlor=ner Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu, gegen das Ende jeder Session und verwünsche dabei die Matthissons, Salis, Tiedgen u. dergl. m., die uns schwer=fällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinaus=weist, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen. Dabei tritt noch der Fall ein, daß die Musiker selbst oft Hypochonder sind, und daß selbst die frohe Musik zur Schwermuth hinziehen kann." —

Ein treffliches Wort spricht er auch in dieser Hinsicht für junge Dichter: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch selbst geben, fragt euch nur bei jedem Gedicht: ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dieß Erlebte euch gefördert habe?

Ihr seid nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immer=fort betrauert. Das ist gar nichts werth, wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert:

„Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheit; denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren." —

Dieses Leben ist nun besonders in Göthes Muse sicht=bar. Der große Beethoven hat sich darüber auf eine höchst einfache Weise also geäußert.

„Seit dem Karlsbader Sommer lese ich in Göthe alle Tage — wenn ich nämlich überhaupt lese. Er hat Klopstock bei mir todt gemacht. Sie wundern sich? Nun lachen Sie? Aha, darüber, daß ich den Klopstock gelesen habe! Ich habe mich Jahre lang mit ihm getragen; wenn ich spazieren ging, und sonst. Ei nun; verstanden habe ich ihn freilich nicht überall. Er springt so herum, er fängt auch immer gar zu weit von oben herunter an; immer Mästoso, des dur. Nicht? Aber er ist doch groß und hebt die Seele. So ich ihn nicht verstand, da rieth ich doch so ungefähr. Wenn er nur nicht immer sterben wollte! Das kömmt so wohl Zeit genug. Nun: wenigstens klingt es immer gut u. s. w. Aber der Göthe: der lebt und wir alle sollen mitleben. Darum läßt er sich auch componiren. Es läßt sich keiner so gut componiren, wie er." —

Dieses Lebendige aber, das Göthe in allen Werken darzustellen verstand, schuf den ersten hohen Styl, durch den er sich von allen seinen Zeitgenossen unterscheidet. Kein Deutscher vor ihm, war von aller Manier frei, er zuerst wagte es seinem eigenen Genius vertrauend die sinnliche Natur mit der höchsten Idee zu beseelen. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht sein Vermächtniß an die jüngere Nachwelt zu seinem fünfundsiebzigjährigen Geburtstage.

Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben;
Erst sollt ihr leben — und nach diesem schreiben;
Erst sollt ihr dichten — und nach diesem malen;
Sonst spielt ihr nur mit Farben, Kunst und Zahlen,

Und seid, obwohl von Jedermann gelesen,
Doch selbst nur Schrift und Pergament gewesen.

Ein Jeder suche, wie und was er schreibe!
Der Kopf sei angemessen seinem Leibe!
Zehntausend Schultern Einem anzupassen,
Das nennen sie erfinden und verfassen,
Wir aber nennen dies Manier; ob Viele
Sie auch verwechseln mit dem ernsten Style.

Der ernste Styl, die hohe Kunst der Alten,
Das Ungeheimniß ewiger Gestalten,
Es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern;
Es wird in Felsen, wie in Büchern blättern;
Denn was Homer erschuf und Scipionen,
Kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen;
Allein die deutsche Eich' erwuchs zum Ganzen,
Ein Sturm des Wachsthums ist ihr angekommen,
Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs', o Eich', erwachs' zum Weltvergnügen:
Schon seh ich neue Sonnenaare fliegen.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Widerschein von jenen Sternen,
Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Geschichten
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.

Darum so bleiben auch Sie liebe Freundinn bei Göthe, seine Muse wird Sie erheitern, belehren, erwärmen und veredeln, aber nie verzärteln und verbilden, wie die meisten Schriftsteller unserer Zeit. Freilich ist nicht Alles

was er geschrieben für Ihr Alter, allein wenn Sie das beherzigt haben, wovon ich schon öfter gewarnt, so werden Sie nur wenig lesen und mit einigen kleinern Gedichten, mit Herrmann und Dorothea und mit dem Dreigestirn Melpomenes: Tasso, Iphigenie und Eugenie noch einige Jahre ausreichen. Dazu empfehle ich Ihnen besonders Kannegießer's Vorträge über eine Auswahl von Göthe's lyrischen Gedichten. In diesem vortrefflichen Buche, aus dem ich Ihnen schon Einiges mitgetheilt habe, finden Sie die gediegenste Erklärung und Würdigung dessen was dem Anfänger etwa dunkel sein dürfte und wozu überhaupt einige Anleitung erfordert wird. Herrmann und Dorothea bedarf für Sie gar keiner Erklärung, es ist so einfach und aus dem Herzen geschrieben und wird den Weg zu Ihrem Herzen gar leicht zu finden wissen. Wollen Sie aber dennoch Etwas darüber lesen, so nenne ich Ihnen Wilhelm Humboldts ästhetische Versuche. Tasso ist ein heiteres Gemälde mit der südlichen Anmuth des italienischen Himmels beleuchtet. Zwar jagen die Gestalten dieses Schauspiels auch südliche Leidenschaften, doch es ist als ob die Citronenwälder, in denen sie uns wandelnd erscheinen und der milde Glanz des Hoflebens, so wie die leichte Grazie der feinern Sitte alle Stürme mäßigte und so dem entsetzlichen Schicksale des unglücklichen Dichters eine harmonische Wendung gäbe. Ueber Iphigenie haben wir einen ästhetisch literarischen Versuch von Pudor, der jeden mit der griechischen Poesie unbekannten zu rechte führen kann. Mit diesem Werke, wenn wir es einmal ganz in unser Denk- und Empfindungsvermögen aufge-

nommen haben, erhalten wir mit einem Male ein Museum antiker Statuen im erhabensten Style. Es sind nicht weiter Menschen, die wir reden hören, es sind Götter, die uns zu sich emporheben auf den heitern wolkenlosen Olymp. Und so wie Iphigenie das Land der Griechen mit der Seele suchte, so wird auch unser beseeltes Auge das Land des Schönen, Heiligen und Wahren suchen. In der Eugenie endlich sehen wir ein großes, weibliches Gemüth, so jung und doch so kräftig schon mit dem eisernen Schicksal ringen. Es ist die hohe Idee, wie ein Mensch im vollsten Besitze aller Glücksgüter, herabgestürzt zur dürftigsten Lage verlassen und verstoßen, sich selbst erhält, durch inwohnende Kraft der Seele. Da ist keine Liebelei, keine verwickelte Abentheuer, aber das rein Menschliche ist so treu und wahr geschildert, daß es jeden, der menschlich fühlt, ergreifen muß. Webers Vorlesungen über Göthe und Schiller haben über diese Meisterwerke treffliche Winke und Aufschlüsse gegeben.

Doch mein Brief will wieder länger werden und ich schließe; vielleicht werde ich mit dem nächstfolgenden das Ganze schließen.

# Achtundvierzigster Brief.

Sie sind übel angekommen liebe Freundinn mit unserm Göthe? Haben ihn gepriesen und empfohlen vor Leuten, die ganz anderer Meinung sind und den Meister wohl als Dichter, aber nicht als Menschen loben wollen? Ja das ist nun nicht Anders hier auf Erden, das Große findet tausend kleine Seelen, die es gerne schmähen und herabzerren. Manches was hierüber gesagt wird, ist ganz falsch, z. B. Göthe sei ein kalter, abgeschlossener Verstandesmensch gewesen, ohne warme Empfindung und ohne Begeisterung und so hätte er die Menschen nur so dargestellt, wie sie sind, während andere sie idealisiren und zeigen, wie sie sein sollten. Denn gerade die Wärme der Empfindung, die zarteste Humanität ist es, welche seine Schriften auszeichnen. Welch ein herzlicher Freund, welch ein zärtlicher Vater er gewesen sei, ist bekannt und diese Wärme, diese Güte leuchtet auch aus allen seinen Schriften hervor. „Glauben denn die Leute," sagt er an einer Stelle, „daß ich nichts dabei empfunden hätte, als ich den Werther schrieb." „Ach ich habe wie schwer meine Gedichte bezahlt," ein andermal. Alle seine lyrischen Gedichte enthalten Ergießungen seines innigsten Gefühls. In seinem Leben aber selbst wie viele Züge davon! Und mit Recht sagt Zauper von ihm:

„Lieb ist mir Göthe der Dichter schon gewesen, jetzt ist mir Göthe der Mensch auch lieb geworden.“ Nehme man den tiefen Antheil, den er an des menschenscheuen Plessing's Schicksal genommen, der sich in ein rührendes Gebet auflöst:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Dürstenden
In der Wüste.

Wie innig seine Freundschaft zu Merk, Mayer, Schiller, Zelter und noch andern. Besonders hat er gegen Letzteren sein ganzes Herz in seiner Weichheit aufgethan. Als diesen Freund das Schicksal betroffen, daß sein Sohn sich selbst den Tod gegeben, bietet ihm, dem Maurermeister aus Berlin, der Geheime Rath des Großherzogs von Weimar, in einem herzlichen Briefe das brüderliche Du an. „Dein Brief,“ schreibt er, „mein geliebter Freund, der mir das große Unheil meldet, welches deinem Hause widerfahren, hat mich sehr gedrückt, ja gebeugt, denn er traf mich in sehr ernsten Betrachtungen über das Leben und ich habe mich nur an dir selbst wieder aufgerichtet. Du hast dich auf dem schwarzen Probiersteine des Todes als ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist dein Charakter, wenn er so von Geist und Seele

durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht!"

Wie gelinde sind seine Urtheile über andere, selbst wenn es seine Gegner sind, welche Anerkennung fremden Verdienstes beweist er jeder Zeit, nur ernst und strenge, nie leidenschaftlich wird sein Unwille, wenn mit dem Wahren und Schönen Unfug getrieben wird.

Und mit welcher Innigkeit lebte er für die Kunst, lebte er für die Natur! Wer diese liebt, wie kann der gefühllos sein gegen Menschen? Wahr ist's, es ist in seinen ältern Jahren eine Zeit gekommen, wo er sich immer mehr zurückzog, wo er nur sich, seinen Lieblingsbeschäftigungen und wenigen Auserwählten lebte. Allein finden wir das nicht auch bei weniger großen Männern, die eine Zeitlang leben, daß sie Erfahrungen machen, die manches Gefühl abstumpfen oder in die tiefste Brust zurückdrängen, weil es oft verlacht, verkannt und verhöhnt wurde. „Wozu," schreibt er an Zelter, „der Aufwand von Tagen und Stunden, persönlich gegenwärtiger Wirkung? Ich will doch lieber in meiner stillen und unangefochtenen Wohnung so viel dictiren und copiren und drucken und liegen lassen, damit es hinausgehe, oder hinnen bleibe; damit Jeder verschweigen könne, woher er's hat und denn doch das ganze Menschenwesen ein Bischen aufgestutzt werde."

Keiner Begeisterung sagen sie wäre er fähig gewesen? Ja freilich fehlte ihm die Excentricität mancher Zeitgenossen. Sein Streben von Jugend auf war, jene Seelenruhe zu erlangen, die durch Harmonie des Geistes ent-

springt. Darum haben ihm nicht Stürme im Busen gemangelt, nicht enthusiastische Aufwallungen, weil er es für unschön, unzeitig, oder auch für unnütz achtete sie zu äußern. Sein hoher Geist, je mehr er reifte, zeigte sich stets erhaben über das arme Menschenleben, wie der alte Epigrammatiker Zinkgreff sagt:

Was unter den Wolken vom Berge zu sehen
Empfindet den Regen, den Hagel, das Wehen;
Was über den Wolken, das ruhet in Frieden. —
Nur himmlischen Herzen ist Ruhe beschieden,

Indeß ist Jeder zu bedauern, der in seinen Werken keine Begeisterung findet. — Und — „er schildert die Menschen, wie sie sind" sagen sie, so schlechtweg wie ein Bild aus der niederländischen Schule! „Das Ideal hätte er nicht vermocht an seine Werke zu legen? Wo sind denn die Gestalten, die so ganz nach der Natur kopirt sind, ohne veredelt und in die höchsten Gebiete der Phantasie und Schönheit erhoben zu sein? Ist's etwa Egmont oder Tasso? oder die beiden Leonoren? Hat er nicht in der Iphigenie das Ideal des Euripides übertroffen? War die Prinzessin Louise von Bourbon Conti wirklich so, wie er sie in der natürlichen Tochter geschildert hat? Freilich ist er bei seinen Schöpfungen, wie ich schon einmal erwähnt habe einen eigenen Weg gegangen; er hat sich nämlich den Gegenstand aus der Wirklichkeit genommen, und ihn dann mit seinem allgewaltigen Geiste zum Ideale emporgetragen. Andere machen es umgekehrt und erträumen sich irgend einen Begriff, den sie zur Idee erheben, suchen darauf derselben einen Körper in der wirklichen Welt an-

zupassen, oder finden sie keinen, derselben einen neuen zu erschaffen. Dabei kennen sie aber nicht einmal die Gesetze der Natur und verfahren nach ihrer schwachen Einsicht und verfehlen dann alle Wahrheit. Göthes Gebilde sehen so aus, wie sie sein könnten; wenn nicht Alles auf Erden Stückwerk wäre; die andern aber bringen Fratzen, die in einer Welt wo Vernunft und vernünftiger Wille herrscht, nicht denkbar sind. Darum hat er keinen Franz Moor, keinen Hofmarschall Kalb, keinen Derindur und durchaus keine Theaterhelden; auch hätte er Johanna d'Arc nicht dieselbe Sprache sprechen lassen, die Prinzessinnen sprechen; er hätte ihr Empfindung und Ausdruck gegeben, die sich mit einem Bauermädchen aus dem 15. Jahrhunderte verträgt. Gleich ihm idealisirte Shakspeare und die Griechen idealisirten so. Hätte er nicht warm empfunden, wie würde er Alles begeistert haben, was sich Geistreiches ihm näherte; selbst in der Periode, wo er sich schon wie eine Spinne in ihren Winkel zurückgezogen hatte. Merkwürdig ist was Friedrich Richter, der wenig mit ihm übereinstimmte von seinem ersten Besuche bei ihm meldet:

Gleichwohl kam ich mit Scheu zu Göthe. Die Kalb und Jeder mahlte ihn ganz kalt für alle Menschen und Sachen auf der Erde. Die Kalb sagte: er bewundert Nichts mehr, nicht einmal sich; jedes Wort sei Eis, zumal gegen Fremde, die er selten vorlasse; er habe etwas Steifes, reichsstädtisch Stolzes; bloß Kunstsachen wärmen noch seine Herzensnerven an: daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrificiren und zu

incrustiren damit ich mich ihm etwa im vortheilhaften Lichte einer — Statue zeigen könnte. — Die Kalb räth mir überall Kälte und Selbstbewußtsein an. — Ich ging ohne Wärme, bloß aus Neugierde. Sein Haus frappirt; es ist das einzige Weimars im italienischen Geschmack, mit solchen Treppen — ein Pantheon voll Blüthen und Statuen; eine Kühle der Angst presset die Brust. Endlich tritt der Gott her, kalt, einsylbig, ohne Accent. Sagt Knebel: die Franzosen ziehen in Rom ein — Hm! sagt der Gott. — Seine Gestalt ist markig und feurig, sein Auge ein Licht. — Aber endlich schürete ihn nicht bloß der Champagner, sondern die Gespräche über die Kunst, Publikum ꝛc. so fort an, und — man war bei Göthe. Er spricht nicht so blühend und strömend wie Herder, aber scharf bestimmmt und ruhig. Zuletzt las er uns — d. h. spielte er uns (sein Vorlesen ist ein tieferes Donnern, vermischt mit dem leisesten Regengelispel; es giebt nichts Aehnliches) ein ungedrucktes herrliches Gedicht vor, wodurch sein Herz durch die Eiskruste die Flammen trieb, so daß er dem enthusiastischen Paul (mein Gesicht war es, aber meine Zunge nicht; wie ich denn nur von weitem auf einzelne Werke anspielte, mehr der Unterredung und des Beleges wegen) die Hand drückte. Beim Abschiede that er es wieder und hieß mich wiederkommen. Er hält seine dichterische Laufbahn für beschlossen. — Beim Himmel! wir wollen uns doch lieben! — Ferner sagen sie, „er habe keine Religion gehabt und weil er mit solcher Liebe griechische Göttergestalten und griechisches Leben umfaßte, nennen sie ihn einen Heiden.“ Da ist

nun gar nichts zu erwidern. Man hat einzelne Stellen aus seinen Schriften herausgehoben und aus dem Zusammenhange dergestalt gerissen, daß sie willkührlich gedeutet, leicht dieses harte Urtheil veranlassen konnten. Aber man muß ihn ganz kennen, den Gang seines still erhabenen Lebens ohne Vorurtheil verfolgen, so wird man finden, wie fromm er aus dem väterlichen Hause gegangen, wie männlich er die Kämpfe überwältigt, die fast jeder aufstrebende Geist zu bestehen hat, wenn er den Zwiespalt wahrnimmt, der zwischen Tugend und Vergeltung hier auf Erden stattfindet und wie er mit seinem heilig glühenden Herzen alle Zweifel beschwichtigt und seinen Glauben bewahrend begeistert also gesungen hat:

## Gott.

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden,
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser
Der Allerhalter
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen, freundlich blickend,
Ewige Sterne nicht hier auf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir?
Und drängt nicht alles

Nach Haupt und Herzen Dir?
Und webt im ewigen Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben Dir?

Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles:
Nam' ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Und dann der unvergleichliche Hymnus:

## Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter.
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!
Daß ich Dich fassen möcht'
In diesen Arm! —
Ach, an Deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und Deine Blumen, Dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!

Ruft d'rein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal
Ich komm'! ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebts.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinen Busen,
Alliebender Vater!

---

Kann man kindlicher seine Liebe zu Gott ausdrücken, inniger schmachtende Sehnsucht zu dem alliebenden Vater singen, als in diesem hohen Liede, mit welchem der Dichter den Frühling mit seinem Blumen und seinem Grase, mit seinem Morgenwinde und seinen Nachtigallen begrüßt, aufwärts strebend zu dem, der aller Liebe ewiger Bronnen ist. Uz hat dieselben Empfindungen im folgenden Liede ausgesprochen.

## Der Frühling.

In seinem schimmernden Gewand
Hast Du den Frühling uns gesandt,
Und Rosen um sein Haupt gewunden.
Hoch lächelnd kommt er schon!
Es führen ihn die Stunden,
O Gott, auf seinen Blumenthron.

Er geht in Büschen, und sie blühn;
Den Fluren kommt ihr frisches Grün,
Und Wäldern wächst ihr Schatten wieder;
Der West, liebkosend, schwingt
Sein thauendes Gefieder,
Und jeder frohe Vogel singt.

Mit eurer Lieder süßem Klang,
Ihr Vögel, soll auch mein Gesang
Zum Vater der Natur sich schwingen,
Entzückung reißt mich hin!
Ich will den Herrn lobsingen,
Durch den ich wurde, was ich bin.

O Gütigster! denn wer ist gut
Wie Du, der Allen Gutes thut?
Du sorgtest auch für mein Vergnügen,
Als aus dem großen Plan
Erstaunte Welten stiegen,
Und Sonnen sich geschaffen sahn.

Schön ist die Erde, wann sie blüht,
Und ganz um unsre Lust bemüht,
Sich in des Frühlings Farben kleidet,
Und überall voll Pracht,
Selbst wo die Heerde weidet,
In bunter Zierde duftend lacht.

Der Gottheit würdiger Altar,
Worauf das blumenreiche Jahr,
O Herr, zu Deinem Wohlgefallen,
Sein süßes Rauchwerk bringt,
Indeß von Nachtigallen
Ein froher Lobgesang erklingt!

Du hast mit Schönheit, die entzückt,
Das Antlitz der Natur geschmückt.
O, aller Schönheit reiche Quelle!
Dir geht kein Wesen vor!
Die reinste Liebe schwelle
Mein ganzes Herz zu Dir empor!

---

Es ist auch ein schöner Hymnus, doch wie viel abgenutzte Redensarten und Bilder kommen da vor, was wird da mit Rosen, Blumenthron, mit Pracht, mit bunter Zierde, mit süßem Rauchwerk, mit Antlitz der Natur manierirt. Entzückung reißt mich hin, wenn ers aber nicht gesagt hätte, wir hätten's kaum gemerkt. Du sorgtest auch für mein Vergnügen, wie trivial. Eben so, daß sich die Erde um unsere Lust bemüht. Das ganze Entzücken besteht in Ausrufungen, O gütigster; o Herr! o aller Schönheit reiche Quelle! Dir geht kein Wesen vor u. s. w.

Aber das Christenthum, das Christenthum! Will man einen Kanova verdammen, daß er nicht lieber einen Moses wie Michel Angelo als einen Theseus gemeißelt hat? Er war ja kein Gottesgelehrter. Soll denn einem Dichter benommen sein, sich Form und Einkleidung nach Belieben zu wählen. Wenn er nicht davon geschrieben, hat er es darum minder geachtet? „Christliche Religion," sagte er zu einem vertrauten Freunde," ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie

über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze.“ Kann man eine höhere und bessere Idee vom Christenthume haben?

„Endlich,“ heißt es, „war er unmoralisch, im Leben und im Dichten!“ Wenn man von ihm gänzliche Vollkommenheit fordern will, so kann man wohl vieles in seinem Charakter und in seiner Handlungsweise finden, was nicht Probe hält; allein wer darf sich rühmen unter allen Menschen makellos zu sein und wer will den Stein auf ihn werfen? War er nicht, wie schon oben gesagt ein guter Sohn, ein liebevoller Vater, ein sorgsamer Gatte' ein treuer Freund, ein eifriger Diener seines Fürsten und des Staates? War er nicht strenge in allen seinen Pflichten, nicht unermüdet thätig bis zum letzten Lebenshauche? Und in seinen Schriften vollends, wo wäre da die Unsittlichkeit vorhanden? Läßt er Werthern glücklich werden durch seine unsinnige Leidenschaft? Wird nicht in den Wahlverwandtschaften die Schuld der Verirrten schrecklich gebüßt? Sind seine weiblichen Charaktere besonders Iphigenie, Leonore, Eugenie nicht Muster der reinsten Sittlichkeit? Und wenn Manches in seinen Gebilden ungenügend ausgeglichen wird, hat man das Recht solche Widersprüche aus dem moralischen Zustande seines eigenen Gemüthes herzuleiten? Muß man es nicht vielmehr, wenn man seine objective Darstellungsweise kennt, für den Ausdruck seines innersten Schmerzes über das Schicksal des Gerechten ansehen?

„Seine römischen Elegien sind doch anstößig!“ Lesen Sie, was ich Ihnen hier aus dem 29. Bande seiner

Werke von einem seiner Abentheuer in Rom beifüge, und Sie mögen dann von seiner Lebensweise daselbst sich einen Begriff machen.

„Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Mailänderinn nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelika immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sei.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide, wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen; sie empfing mich mit offener Anmuth und drückte, mit natürlicher Zärtlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergessen, sagte sie, daß ich aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sei? Ihr setztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder Euch besuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat, wie ich's ihm auftrug, ich wäre mitgegangen, wenn sich's geziemte." Sie fragte nach dem Weg den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: Ihr seid glücklich, so

reich zu sein, daß Ihr Euch dieß nicht zu versagen braucht; wir andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh' ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das ist unterhaltend, und ich denke manchmal woher und wohin das Alles?" Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute sich seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen, daß er bei mäßiger Besoldung, noch immer etwas zurück in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gesprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unsers zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher mäßiger Prosa.

Als ich vor die Thüre kam fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresals den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt sich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr," rief ich aus, „man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide."

Was sie darauf erwiederte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespräches, das von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Aber wie hat er diese Scene in Poesie verwandelt!

## Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegest
Alle Tage, die sonst kalt mir verschwinden, auf,
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie vor den Göttern, herab.

Nur umsonst verklärst du mit deinem Lichte den Aether
Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir ist er verhaßt!
In mich selber kehr ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu seh'n, und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmlische Reitz nicht auf dein stumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthsel
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung in's Ohr.
Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung;
Aber noch fehlet das Wort, das dir Bedeutung verwahrt.
Ist es endlich entdeckt, dann heitert sich jedes Gemüth auf.
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach! warum so spät, o Amor, nahmst du die Binde,
Die du um's Aug mir geknüpft, nahmst sie zu spät mir hinweg!
Lange schon harrte befrachtet das Schiff auf günstige Lüfte,
Endlich strebte der Wind; glücklich vom Ufer in's Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte Dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter sah ich zum Tempel dich gehn, geschmückt und gesittet,
Glücklich kehre zurück! riefen sie, glücklich und reich!
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich stehn,
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Küsten besuchest du nun, und köstliche Waaren
Handelst du ein, und Schmucke reichen Matronen der Stadt,

Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen, ich will es
Dankbar zahlen; so oft hab' ich die Zierde gewünscht!
Stehen war ich geblieben, und fragte nach Weise des Kaufmanns,
Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst du den Preis; da blickt ich indessen
Nach dem Halse, des Schmuckes unsrer Königinn werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei, da sagtest du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifsten Drangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und so trat ich herein. Du brachst nun Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand
Oefters bat ich: es sei nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel ihr, leise berührt, in die Hand.
Endlich kamst du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,
Und die Myrthe bog glühend sich über uns hin.
Schweigend begannest du nun, geschickt, die Früchte zu ordnen:
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
Und mit Myrthe bedeckt ward, und geziert, das Geschenk
Aber ich hob es nicht auf, ich stand. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt ich an meinem! den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm; tausend Mal küßt ich den Hals.
Mir sank über die Schulter dein Haupt, nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühl't ich; er drückt uns gewaltig zusammen,
Und aus heitrer Luft donnert' es drei Mal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weintest, ich weinte,

Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?
Ewig! sagtest du leise? Da schienen unsere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! da blickte der suchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora lispeltest du; mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zevs! Stand sie doch neben dem Throne,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O, so eile denn Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmid
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neun Mal umgebe sie dir, locker gewunden, den Hals.
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannigfaltigsten; goldne
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth sich gegen über, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.

Eilig warst du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erschien dein Hals, erschien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erschien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich gesorgt, es möchte der Krug dir entstürzen;
Doch er hielt sich stät auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarinn, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.
Jahre, so gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennt,
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügst nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt sich das Segel, es flattert im Winde: so sprach er;
Und gelichtet, mit Kraft, trennt sich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die segnende Hand mir auf das lockige Haupt,
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
O, wie den Bräutigam freut, einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich, bei jeglichem Ringe
Kommt nur der länglichen Hand schönes Gebild in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von Allem
Wählen! ich widmete gern alle die Ladung nur dir.

Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter;
Was ein häusliches Weib freut, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken, mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich umpfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich, und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget Götter,
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaßne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von
fern mir
Zeiget; die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte;
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht
mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jeder Erinn'rung in mir.
Ja ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Gibt, sie kehret sich auch schnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dieß Mal, Zevs, der frech gebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen
Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Diese Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen:
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Das können seine Widersacher errathen haben, daß er kein Politiker war. Wie konnte auch eine so gährende Zeit wie die seinige war, einen Dichter der nur Harmonie und himmlische Ruhe sucht gefallen. Theil hat er wohl genommen, aber auch gesehen, wie wenig der Menschheit durch seinen Beistand geholfen wäre. Er hatte einen andern Beruf und eine andere Aufgabe, und diese hat er erkannt und ihr sein Leben gewidmet wie ein Held. Lesen Sie wie ein Ausländer von ihm spricht, während seine Landsleute ihn so lieblos verunglimpfen.

## Ueber Göthe's Bild in Trasers Magazin.

Aus dem Englischen.

„Leser! Hier siehst du das Bild von Johann Wolf=
„gang Göthe. So blickt und lebt jetzt in seinem 83sten
„Jahre in seinem kleinen freundlichen Kreise zu Weimar
„der aufgeklärteste einflußreichste Mann seiner Zeit. Leser!
„In diesem Kopfe hat sich die ganze Welt abgespiegelt,
„und zwar in solcher geistigen Harmonie, wie nie wieder,
„seitdem unser Shakespeare uns verlassen; selbst die
„Lumpenwelt, worin du mühsam kämpfst und wohl auch
„strauchelst, liegt verklärt darin und authentisch offenbart."

„In dieser unserer verkehrten Zeit, wo die Menschen
„ihre alten Leitsterne verloren haben, Leuchtwürmern und
„Irrlichtern nachlaufen und in der Welterschütterung alles
„in ein trübes Chaos zusammenstürzt, Hohe niedrig und
„Niedrige hoch werden, und bald hier ein König, dort
„ein Herzog auftaucht, sich einen Augenblick schwebend

„erhält und sich einbildet, er sei der Herr und Herrscher „von Allem, und doch nur die oberste Schaumblase ist, „welche schnell wieder platzt und sich mit den wüsten Flu„then verwischen muß — in dieser jämmerlichen Zeit sage „ich, wurden uns doch, dem gütigen Himmel sei Dank, „zwei große Männer zugesandt. Der eine schläft jetzt in „St. Helena einsam unter des Weltmeers ewigem Wie„genliede, der andere freut sich noch des lieben Sonnen„lichts an den Ufern der Ilm. Groß war die Rolle, die „jedem zugetheilt war, groß die Gaben, die jeder em„pfangen; aber merke dir den Unterschied: Bonaparte „schritt durch die sturmbewegte Welt hin wie ein Alles „verschlingendes Erdbeben, blitzend und donnernd und „ein Reich über das andere hinstürzend; Göthe war wie „ein sanftes stilles Licht, bei dessen Schimmer jener Wust „wieder als eine Schöpfung erscheint. So ist denn auch „Napoleon mit seinem Austerlitz, seinem Waterloo und „Borodino hin und verschwunden, der Lärm seiner Thaten „ist verklungen, wie der Lärm einer Balgerei in der „Schenke. Der andere aber — er leuchtet noch immer „mit unmittelbarem Lichte; seine gottbegeisterten Worte „werden ewig in frischen Herzen wohnen und lebende und „künftige Denker begeistern. In funfzig Jahren wird, „was er gedacht, zur Sprache der Tageblätter hinabge„drungen sein, und nach seinem Wirken wird man Ge„setze machen; ja dieser Mann muß die Welt beherrschen."

„Leser! Dir selbst, wer du auch seist, gibt er in die„sem Augenblicke einen Rath, gibt dir das Geheimniß „seiner poetischen Alchymie Preis, es heißt: Gedenke zu

„leben! Ja, dein Leben, und wärest du einer der elen=
„desten Jammersöhne der Erde, ist kein eitler Traum,
„sondern eine ernste Wirklichkeit. Es ist dein, es ist
„alles, womit du der Ewigkeit entgegen treten kannst.
„Wirke denn, wie er es gethan — wie ein Stern ohne
„Hast, doch ohne Rast. — Lebe wohl."

Lesen Sie das schöne Buch, das H. Marmier in Paris über ihn geschrieben, wie warm dieser Franzose und mit welcher Einsicht von Göthe's Leben und Werken spricht!

Nun leben Sie wohl, liebe theure Freundinn, ver=schließen Sie aber den Brief in Ihr Pult und das Ge=lesene in Ihr Herz, denn Sie werden schlechten Dank haben, wenn Sie damit vorgefaßte Meinungen bekämpfen wollten.

---

## Neunundvierzigster Brief.

Von der Schauspielkunst, liebes Fräulein, habe ich Ihnen noch Etwas zu sagen, es ist ja diejenige, die unter allen ihren Schwestern die meisten Verehrer hat; alle Arten von Menschen und solche die kein Fünkchen von Kunstsinn, keine Ahnung von Poesie haben, besuchen das Theater. Es ist freilich diese Anstalt zu einer gemeinen alltäglichen Unterhaltung herabgesunken; allein da im Spiele, wie Schiller sagt den Menschen am leichtesten beizukommen ist, da auf der Bühne selbst in ihrem jetzigen Zustande häufiger Entweihung, wenigstens vorübergehend

einiges poetische Leben geweckt wird, so sollten Dichter und alle Künstler, besonders Baumeister, Maler und Musiker dahin arbeiten, so viel Poesie als möglich auf die Bretter zu bringen. Schöne würdige akustisch gebaute Schauspielhäuser mit bequemen und anständigen Sitzen für das Publikum, gute Decorationen und ein tüchtiges Orchester werden das nicht wenig fördern.

Das Meiste aber wird zur Erhöhung des Theatergenusses der Dichter beitragen müssen und hier stoßen wir gleich auf eine nothwendige Trennung der dramatischen Gattungen. Die Schauspiele sind entweder schon durch die Form poetisch vollendet, so daß sie auch durchs bloße Lesen den höchsten Genuß gewähren, wie z. B. die griechischen, die von Shakespeare, Kalderone, Göthe und Schiller, oder es sind nur Darstellungen, die dem Schauspieler einen Text an die Hand geben, poetisches Leben zu entwickeln. Man könnte die Letztern prosaische Dramen nennen, prosaisch wenn sie auch in Versen geschrieben sind. Zu dieser Gattung gehören alle unpoetische Schauspiele, wenn sie nur nicht Naturwahrheit, Sittlichkeit, Anstand und Geschmack verletzen. Den Verfasser solcher Stücke, die also ihren entschiedenen Werth haben, gibt Göthe eine treffliche Regel. „Wer eigentlich für die Bühne arbeiten will," sagt er, „studiere die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinwand und Flitter, lasse die Natur an ihrem Ort und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen als was sich auf Brettern, zwischen Latten, Pappendeckel und Leinwand, durch Puppen vor Kindern ausführen läßt."

Solch ein prosaisches Bühnenstück wird mehr wirken und mehr Poetisches entwickeln als Manches im schönsten Ausdrucke geschriebene Trauerspiel, dessen Deklamation Schauspieler und Publikum oft peinlich bis in die Stunden der Mitternacht langweilt.

Was die Schauspieler betrifft wird nur derjenige in beiden Gattungen glücklich sein, der selbst poetisches Leben in sich fühlt. Der wird wo Poesie vorhanden, sie durch sein Spiel nicht wegwischen, und wo sie nicht vorhanden sie hineinzulegen verstehen.

Es besteht aber die Schauspielkunst eigentlich aus Deklamation und Mimik. Der Deklamation wieder liegt Rezitation zu Grunde. „Rezitation aber" (ich lasse wieder Göthe sprechen): „ist ein solcher Vortrag, der ohne leidenschaftliche Tonerhebung, doch auch nicht ganz ohne Tonveränderung, zwischen der kalten ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt." Es ist also das eigentliche Lesen, für welches Schulen für Schauspieler anzulegen wären. Denn wer nicht gut lesen kann, wird nimmer gut deklamiren. Man denke sich die Kunst so mancher Schauspieler auf Provinzialbühnen, die oft nicht einmal buchstäblich lesen können. Deklamation ist dann gesteigerte Rezitation. Der Deklamatar muß seinen angebornen Charakter verlassen, sein Naturell verläugnen und sich ganz in die Lage und Stimmung desjenigen versetzen, dessen Stelle er deklamirt. Die Worte müssen mit Energie und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so daß er jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwärtig mit zu empfinden scheine.

Die Mimik ist das Geberdenspiel, die Stellung und Bewegung des Körpers. Treffliche Regeln gibt auch hier Göthe in seiner Schauspielkunst. Besonders räth er zu bedenken, daß man nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle und also in der Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe. Jeder Theil des Körpers stehe daher ganz in der Gewalt des Schauspielers, so daß er jedes Glied, gemäß dem zu erzielenden Ausdruck, frei, harmonisch und mit Grazie gebrauchen könne. Es sind also die Fehler der Steifheit, Eckigkeit, Geziertheit und des Malens mit den Händen, wodurch man den ausgedrückten Gegenstand näher bezeichnen will, zu vermeiden. Das Letztere geschieht besonders auf eine unschöne Weise, wenn man die Theile des Körpers, von denen man spricht, mit der Hand bezeichnet. Fehlerhaft wäre z. B., wenn Don Manuel in der Braut von Messina zu seinem Chore sagt: „über der Achsel heft ihm eine goldene Cikade!“ wenn der Schauspieler bei diesem Worte mit der Hand seine Achsel berühren würde.

Ueber das Geberdenspiel folgende Regel: Man stelle sich vor einen Spiegel und spreche dasjenige, was man zu deklamiren hat nur leise, oder vielmehr gar nicht, sondern denke sich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Deklamation nicht hingerissen wird, sondern jede falsche Bewegung, welche das Gedachte oder leise Gesagte nicht ausdrückt, leicht bemerken, so wie auch die schönen und richtigen Gebehrden auswählen und dem ganzen Gebehrdenspiel eine dem Sinne der Wörter ent-

sprechende Bewegung als Gepräge der Kunst aufdrücken kann. Dabei muß aber vorausgesetzt werden, daß der Schauspieler den Charakter und die ganze Lage des Vorstellenden sich völlig eigen mache und daß seine Einbildungskraft den Stoff recht verarbeite; denn ohne diese Vorbereitung wird er weder richtig zu deklamiren noch zu handeln im Stande sein.

Trefflich ist die Anweisung die Shakespeares Hamlet seinen Schauspielern giebt:

Hamlet und einige Schauspieler (treten auf.)

Hamlet. Seid so gut und haltet die Rede, wie ich sie euch vorsagte, leicht von der Zunge weg; aber wenn ihr den Mund so voll nehmt wie viele unserer Schauspieler, so möchte ich meine Verse eben so gern von dem Ausrufer hören. Sägt auch nicht zu viel mit den Händen durch die Luft, so — sondern behandelt alles gelinde. Denn mitten in dem Strom, Sturm, und, wie ich sagen mag, Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt. O es ärgert mich in der Seele, wenn solch ein handfester haarbuschiger Geselle eine Leidenschaft in Fetzen, in rechte Lumpen zerreißt, um den Gründlingen im Parterre in die Ohren zu donnern, die meistens von nichts wissen, als verworrnen stummen Pantomimen und Lärm. Ich möchte solch einen Kerl für sein Bramarbasiren prügeln lassen: es übertyrannt den Tyrannen. Ich bitte euch, vermeidet das.

Erster Schauspieler. Eure Hoheit kann sich darauf verlassen.

Hamlet. Seid auch nicht allzuzahm, sondern laßt euer eignes Urtheil euren Meister sein: paßt die Geberde dem Wort, das Wort der Geberde an; wobei ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten. Denn alles, was so übertrieben wird, ist dem Vorhaben des Schauspiels entgegen, dessen Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Wird dieß nun übertrieben oder zu schwach vorgestellt, so kann es zwar den Unwissenden zum Lachen bringen, aber den Einsichtsvollen muß es verdrießen; und der Tadel von Einem solchen muß in eurer Schätzung ein ganzes Schauspielhaus voll von andern überwiegen. O es gibt Schauspieler, die ich habe spielen sehn und von Andern preisen hören, und das höchlich, die, gelinde zu sprechen, weder den Ton, noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten, und so stolzirten und bläkten, daß ich glaubte, irgend ein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht gerathen; so abscheulich ahmten sie die Menschheit nach.

Erster Schauspieler. Ich hoffe, wir haben das bei uns so ziemlich abgestellt.

Hamlet. O stellt es ganz und gar ab! Und die bei euch die Narren spielen, laßt sie nicht mehr sagen, als in ihrer Rolle steht: denn es gibt ihrer, die selbst lachen, um einen Haufen alberner Zuschauer zum Lachen zu bringen, wenn auch zu derselben Zeit irgend ein nothwendiger

Punkt des Stückes zu erwägen ist. Das ist schändlich, und beweist einen jämmerlichen Ehrgeiz an dem Narren, der es thut. Geht, macht euch fertig."

---

Auch die Gruppirungen auf der Bühne sind von dem Schauspieler zu beachten, so daß sie jederzeit ein schönes Tableau vorstellen und also auch durch den optischen Gesammteindruck wirken.

Schon aus diesem sieht man, welch eine schwere und ernste Kunst es sei, welch einen hochgebildeten Geist, welch eine warme Seele, welch ein tiefes Studium sie erfordere! Wenn man nun die gewöhnlichen Leistungen besonders auf Provinzialtheatern in Betracht zieht, so wird man es für nicht zu strenge halten, wenn dem Theater sein ästhetischer Werth nur bedingungsweise zugestanden wird. Die Kunst leidet keinen Pfuscher und die Kunst, die das Leben durch seine eigenthümlichste Aeußerung, nämlich durch körperliche Beredsamkeit, durch Sprache und Bewegung darstellen will, erheischt die vollendetste Meisterschaft, sonst gewährt das Theater kein ästhetisches Vergnügen, ja es ist der poetischen Ausbildung der Menge höchst nachtheilig. Die Nothwendigkeit täglich zu spielen, hindert wohl auch die Schauspieler sich für die Kunst gehörig auszubilden, und ein vollendetes Spiel einzustudiren. Darum sollte besonders in kleinen Städten, wie bei den Griechen das Schauspiel nur an Festtagen statt finden, wozu sich denn selbst mittelmäßige Talente unter geschickter Leitung gehörig vorbereiten könnten. Da müßte aber freilich das Theater kein Broterwerb sein, wenigstens nicht dem kauf-

männischen Speculationsgeiste dienen. Aus demselben Grunde haben mit Recht Schiller, Wessenberg und manche andere Schriftsteller das Sittliche dem Theater abgesprochen, weil die Künstler erst selbst sittlich rein und lauter befunden werden müßten, wenn durch ihre Darstellungen Tugend und Ehrbarkeit gefördert werden sollte.

Doch ist das Theater allerdings eine angenehme Erleichterung der Tagessorgen, wohin sich der in ermüdender Prosa herumgetriebene Geschäftsmann des Abends hinflüchtet, um zu vergessen der Beschwerden und frei vom Joche sich selbst und dem Spiele der Freude und einer heitern Ansicht zu leben. Allein um solche Zuschauer zu befriedigen ist auch die höchste Kunst erforderlich, und wir haben wirklich manche deutsche Theater, wo solche Geist und Herz erweckende Darstellungen zu sehen sind.

Uebrigens bleibt auch die vollendetste Darstellung immer mit zu vielem Sinnenreiz verbunden, als daß ein häufiger Besuch des Theaters, besonders der Jugend zu empfehlen sei. Vorzuziehen wäre Recitation klassischer Werke, wie sie der vortreffliche Dramaturge Tiek in seinen gebildeten Kreisen veranstaltet. Holtei hat diese Kunst versucht auf seinen Theaterwanderungen dem deutschen Publikum zu empfehlen. Göthe selbst hat sich folgendermaßen über ihn geäußert: „Unser Vorleser macht seine Sache gut; ich habe ihn bei mir zu Tische gesehen, wo er als angenehmer Gesellschafter erschien. Es sei mit ihm wie es sei, er bringt eine gewisse allgemeine Anregung in unsern Kreisen hervor. Ein wirklich gebildetes Publi-

kum muß doch einmal Stand halten, hören was es sonst nicht vernähme und gewinnt dadurch ein neues Ingrediens zu seinem Stadt= Hof= und Engländer=Klatsch; wodurch denn der Augenblick einigermaßen bedeutender wird."

Allein der unpoetische Geist unserer Zeit zieht noch immer die gehaltlose Prosa theatralischer Productionen vor. Noch ist ein zweites Bestreben, die Poesie auf die Bühne zu bringen, löblich, Holtei hat nämlich das Liederspiel eingeführt, meist kleine gefällige Schau= und Lustspiele, worin gleichsam als begleitender Chor, die Handlung durch lyrische Ergießung, durch eingestreute Lieder, unterbrochen wird. Wohl ist es ihm an manchen Orten geglückt, dadurch dem Publikum poetischen Schwung zu geben, allein die Menge empfindet noch immer nicht die ästhetische Wirkung und er wird wohl wenige Nachahmer finden, da Schauspieler, die selbst Dichter sind, zu den Seltenheiten gehören.

Mit der Schauspielkunst ist die Orchestik oder Tanzkunst verbunden, die das Schöne und das Poetische durch Bewegungen des Körpers und durch Pantomime darzustellen hat. Die Darstellungen nennt man Ballette oder Pantomimen. Auch hier ist die erste und vorzüglichste Regel veredelte Natur, also Wahrheit ohne Künstelei: Wenn man nun Verdrehungen der Glieder, Zehenspitzenbravouren, unanständiges Ausstrecken der Beine, gewaltige Sprünge, tobendes Untereinanderstürmen, unnatürliche Grimassen u. dergl. zu sehen bekommt, so kann das nicht schöne Kunst genannt werden; es ist wahre Seiltänzerei, bei der weder Geist, noch Herz, höchstens die

Sinnlichkeit Genuß hat. Wie ganz anders müssen nach den Beschreibungen und nach den Skulpturarbeiten die Tänze der Griechen gewesen sein! Welche Anmuth, welche stille Heiterkeit und welcher Adel der Gesinnung belebte jene Gruppen. Selbst die Bachantinnen sind ästhetischer und die Faunen tanzen wenigstens natürlicher. Diese Unnatur auf den Bühnen theilte sich auch unsern Gesellschaftstänzen mit. Da ist alles Poetische außer Acht gelassen. Früher war der steife, manierirte Menuett der lächerlichste Puppenernst; jetzt wüthendes Toben in der Galoppade und im Walzer, wo aller Anstand aufhört und Sittsamkeit mit der Gesundheit geopfert wird. Vergebens predigen kluge Hausväter, vergebens holt sich der Tod jährlich die blühendsten Mädchen vom Ballhause weg! An diesen Ausartungen trägt Mangel an regem Sinn für Poesie und Grazie die Schuld.

---

Endlich dürfen wir der Gartenkunst nicht vergessen. Sie stellt das Schöne in lebender Natur und durch die Pflanzenwelt dar. Hier haben wir die ungereimteste Art der Menschenkunst gesehen, ich meine: die französische Gartenkunst, mit den verschnittenen Bäumen, mit den abgezirkelten Blumenbeeten, mit den schnurgeraden Alleen und den Luxuseinfassungen. Die Engländer haben auch hier bessern Geschmack gelehrt und die Natur durch Natur dargestellt. Es lassen sich wirklich durch mannigfaltige Anlagen, worin der Reiz schöner Natur erhöht und Vieles auf einem Punkt zusammengestellt wird, was man sonst

nur einzeln findet, poetische Gedanken und Empfindungen erwecken, wie überhaupt in der Natur selbst schöne Gegenden thun. Solche Gärten anzulegen wäre verdienstlich und Pflicht der Großen und Reichen; sie bauen dadurch der Menschheit freundliche Tempel im größten Style, wo sich Arm und Reich vergnügen kann und erheitern, befreit von dem lästigen Gewimmel der Städte.

Fürst Pückler hat über Gartenanlagen wohl das Beste geschrieben; überhaupt versteht dieser Schriftsteller, wie Keiner, die Schönheiten der Natur aufzufassen und lebendig zu schildern.

Und so ist es wirklich ein Anflug poetischen Lebens, wenn in ehemaligen Stadtgräben und Mauerwällen, an den Ufern der Flüsse, und ringsum die Villen der Großen schöne Anlagen im englischen Style entstehen.

Leben Sie wohl, theure Freundinn; noch einen Brief über diese Gegenstände, und ich habe meine Aufgabe, so viel in meinen Kräften stand, gelöst.

# Funfzigster Brief.

Ja meine liebe Freundinn wir sind am Schlusse unserer ästhetischen Unterhaltungen. Zwar hätte ich Ihnen noch vieles zu sagen; allein es müßte eben mit lebendem Worte d. h. mündlich gesagt werden; am besten wäre es wohl, ich könnte mich wieder wie dereinst zu Ihrem Tischchen setzen, mit Ihnen Homers Odyssee, die beiden Iphigenien oder dergleichen lesen. Allein so gut wird es mir nicht wieder werden und leider muß ich Ihnen ankündigen, daß selbst meine Briefe kürzer werden sollen, da mich anderweitige Beschäftigungen auf eine Zeitlang in Anspruch nehmen. Indeß würde ich mir zu viel einbilden und Ihrem Geiste zu wenig zumuthen, wenn ich glauben sollte, daß durchaus Anregung von mir weiter nöthig sei, um Sie im Wahren, Guten und Schönen zu erhalten. Wem einmal das Auge aufgegangen für solche Reize, wer einmal die Muse erschaut in ihrer ewigen Jugend und Heiterkeit, der läßt nimmer von ihr; immer wird er wieder die Höhen suchen, wo er sie gefunden, immer das anmuthige Spiel in seiner frohen Seele wiederholen uud nachgenießen, was er von ihr gelernt; sein Geist wird nicht altern, wenn auch die Sinne ermatten, und die Thorheiten und Laster dieser Welt können nicht Gewalt haben über ihn, so wenig als die Leiden und Sorgen dieses Lebens, die vor seinem

verklärten Auge milder sich gestalten und Blumen auf dem Klippenpfade erzeugen. Wohl gibt es eine ästhetische Bildung die der menschlichen Glückseligkeit nicht ersprießlich ist, die besonders schädlich und verderblich dem weiblichen Geschlechte werden kann, wenn man bei Ausbildung, der Phantasie und des Geschmacks versäumt hat, Herz und Verstand zugleich auszubilden und so die Harmonie der Seele stört. Da entsteht jene Affektation schöner Gefühle, die ohne innern Gehalt nur nach äußerm Scheine strebt und mit lächerlicher Eitelkeit jedem Vernünftigen unerträglich wird; oder jene überspannte Denk- und Empfindungsweise, die allen festen Boden verliert und nur für phantastische Hirngespinste lebt und das Leben in Jammer und Eckel und Wahnsinn verwandelt. Wendet sich aber das Schönheitsgefühl mehr zum Sinnlichen, da bemächtigt sich unserer der unersättliche Hang zum Vergnügen und jene heftige Unlustscheu, die gegen allen Ernst des Lebens, gegen Pflicht und Recht, gegen Gott und Menschen unempfindlich macht und die Seele hinreißt, nur sich zu leben in gemeiner Verworfenheit. Doch eine solche Verirrung des Geistes hat der nicht zu fürchten, der sich gewöhnt hat mit klaren und sichern Augen die Sinneswelt anzuschauen, aber auch zugleich die Kraft besitzt den Gegenständen die Richtung zum Idealen zu geben, und so eine Seele einzuhauchen den Körpern und das Irdische mit Göttlichem zu verschmelzen. Solches Idealisiren ist dann nicht schwärmen, solche Poesie des Lebens ist dann nicht Phantasterei; es ist wahre Humanität, die uns vom Joche der thierischen Natur und allen ihr verbunde-

nen Uebeln befreit. Wohl genügen sich Tausende und Tausende mit ihrer prosaischen Weise, wie Schiller in seinem Gedichte Poesie des Lebens so trefflich schildert; aber es ist ein gemeines Raupenleben, in welchem keine Saite des Herzens widertönt, der Farben muntres Spiel vergebens das Auge reizt und die Stunden im beschwerlichen Zug der Sorgen dahinschleichen über die Gräber des Lebens und die Freude versteinert ist; es ist dieß die gemeine Wirklichkeit, das starre Leben ohne Anmuth und Heiterkeit, die alternde Sorge ohne den erfrischenden Blick der Schönheit. Ja selbst Sittlichkeit und Tugend fördert Kunst und Poesie. Der Rohe, „sagt Schiller," folgt den Sinnen, der bloß Sittliche der Vernunft in sogenannter Freiheit, die aber oft sehr unfreiwillig ist. Der ästhetische hat eine Kraft mehr über das Sinnliche, einen Reiz mehr für das Wahre und Gute; der Geschmack macht dem Willen Raum durch sein Streben nach Regelmäßigkeit, Ordnung und Harmonie und er ist oft stärker als alle übrigen Kräfte, als alle Gewalten des Lebens, das Böse zu besiegen, das Widerstrebende der menschlichen Natur zu bändigen. Edle Neigungen steigen leichter auf in einem feingebildeten Herzen, dem Anstand und der feinen Sitte unterliegt weit eher Gemeinheit, grobe Sinnlichkeit Laster und Barbarei.

Darum liebe Freundinn bleiben Sie getreu dem Schönen, das, wie dereinst Venus, Urania mit Minerva und Juno, stets vereint mit Weisheit und Tugend, mächtig wirkt. In die Hand ihres Geschlechts hat die wohlthätige Gottheit die Pflege der Kunst gelegt, mehr als einmal

hat sich die verirrte Menschheit durch dasselbe geleitet wieder zurechtgefunden und wo ein großer Sänger die Welt entzückte mit seinem Liede, hat meist eine holde Frau, eine treue Mutter, ein zartes Mädchen die Harfe gestimmt.

Leben Sie wohl! wenn ich Sie wandeln sehe künftig Ihre Pfade von aller Anmuth und Heiterkeit der Grazien umflossen und selig im Genusse des Schönen zum sonnenlichten Ziele, wo Weisheit und Tugend ihre Freunde mit Palmen kränzt, dann bin ich reich belohnt.

Ende.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

# Nachrede.

Es ist zwar ungewöhnlich seinen Büchern Nachreden anzuhängen, allein der Verfasser erlaubt sich dieses aus doppelten Gründen. Einmal, weil sie nicht vorne stehen soll und also keine eigentliche Vorrede ist, zweitens weil sie sich gegen jede ungünstige Nachrede verwahren möchte Vorne sollte sie aber darum nicht stehen, weil sie eigentlich nicht für die lieben Mädchen gehört, denen dieses Büchlein gewidmet ist; es möchte ihre Freude über ein Angebinde stören und sie etwa gar von dem ganzen Briefwechsel abschrecken, und weil überhaupt Frauenzimmer keine Vorreden lieben, am wenigsten am Geburtstage.

Sollte aber ein gesetzter Mann, eine gebildete Frau das Büchlein der Tochter wegen durchlesen, dann stoßen beide auf die Nachrede und lesen sie wohl auch (was dem Verfasser sehr lieb wäre), ehe sie noch selbst über eine Nachrede nachgedacht hätten. Denn Nachreden wird es geben, gerechte und ungerechte. Gegen die erstern hat der Verfasser nichts zu sagen, in dem Gefühle, daß ja alles Menschenwerk unvollkommen sei und daß der gute Wille keineswegs entschuldige; vielmehr wird er jedem braven Manne, der es mit der Jugend und der Menschheit gut meint, für jedes belehrende Wort herzlich danken. Aber für die letzteren gönne man ihm einiges zu erklären. Man

wird nämlich das Büchlein tadeln, weil es nur einige deutsche Klassiker empfiehlt und alle übrigen entweder ganz übergeht, oder gar aus der Büchersammlung junger Mädchen ausdrücklich verweist; weil er besonders die trefflichen Romane, Gedichte und Dramen der neuesten Literatur ganz und gar vergessen hat und auch von den vorzüglichsten belletristischen Zeitschriften, die so viel Eigenes für das weibliche Geschlecht enthalten, Nichts erwähnt.

Darauf erwidert nun der Verfasser, wie folgt: Erstens hat er kein eigentliches Lesebuch der Aesthetik, sondern nur eine Anleitung, wie sich etwa junge Mädchen ihren Geschmack bilden könnten, schreiben wollen. Er hatte also keine künftige Gelehrte, auch nicht einmal solche Mädchen im Auge, die etwa künftig schriftstellern wollen; nur für häusliche aber bildungsfähige Töchter, die das Nützliche mit dem Schönen gerne verbinden möchten, hat er geschrieben. Darum hat er ihnen z. B. viel von der Odyssee, nichts von der Iliade gesagt, und überhaupt selbst die trefflichsten Schriftsteller nicht genannt, die ein weibliches zartes Herz, in der Periode, wo es sich erst bilden soll, weder anziehen, noch unterhalten können. Leider berücksichtigen das die wenigsten Autoren, die für weibliche Jugend schreiben, sie muthen den zarten Geschöpfen oft sehr titanische Neigungen zu.

Zweitens hat er für junge Mädchen, für Mädchen von 14—18 Jahren geschrieben und hier mußte er nun berücksichtigen, was für alle Jugend überhaupt, und dann besonders für die weibliche paßt. In diesem Alter fangen sich nämlich die erwachten Gefühle an auszubilden; dieß

muß aber auf eine natürliche Weise, allmählig und höchst einfach vor sich gehen. Die weichen Herzen dürfen nicht heftig gepreßt werden, sonst zerdrückt man manchen guten Keim und so entsteht manches Schiefe, Verschrobene, Verzerrte, das dann solch ein Geschöpf sehr entstellt und auch ungenießbar für die Welt und unglücklich macht. Die vielen bunten, abentheuerlichen und verwickelten Geschichten in den Romanen, wie überfüllen sie solch eine zarte Seele mit Dingen, die ihr noch nicht klar sind, weil sie keine Erfahrung davon hat; sie bildet sich denn eine Büchererfahrung und Bücherideale, die sie für wirklich hält ihr ganzes Leben lang. Daß Fabeln und Mährchen Erdichtungen seien, wird sie wohl bald einsehen lernen, darum schaden sie nicht, aber die Gebilde der Romane und Dramen tragen nicht das Gepräge ihrer phantastischen Herkunft so offenbar an sich, sie sind nach dem Leben gezeichnet, oft ganz prosaisch kopirt und erhalten darum desto länger ihre Glaubwürdigkeit. Auch gewöhnen sich junge Leser bei Romanen besonders das Vielleſen und das oberflächliche Lesen leicht an; sie haften nur an dem Faden der Erzählung, verfolgen nur die Begebenheiten, die eingestreuten Betrachtungen, die erhebenden Lehren, die Entwickelung der Charaktere, die Welt- und Lebensansichten bleiben unbeachtet; das überblättern sie um nur wieder zur Geschichte zu gelangen. Solche Lektüre nimmt dann die Gemüther so ein, daß sie nichts Ernstes, nichts Gründliches mehr lernen wollen; komme man einer jungen Romanleserin mit der Sprachlehre, mit Geographie, Naturlehre oder gar mit der Bibel und Religionsunter-

richt; das findet keinen Platz mehr in dem Köpfchen, wo tausend bunte Gestalten, Ritter und Grafen u. dgl. wie in einem Guckkasten durcheinanderschwirren. Die größte Vorsicht erfordert aber in dem zarten Alter die Entwickelung der Gefühle, damit keines der edleren vernachlässigt werde, aber auch keines die Oberhand also gewinne, daß es die übrigen unterdrücke. Nun wird in den Romanen und in andern belletristischen Schriften das Gefühl der Liebe vorzüglich hervorgehoben, es ist in unserer neuern Poesie das Hauptmotiv der Gesinnungen und Handlungen und was geschieht bezieht sich auf diese Neigung. Ist nun dieses Gefühl auch wirklich ein natürliches; so soll es auch der Natur gemäß entstehen und nicht durch Bücher und eingebildete, oft übertriebene Schilderungen geweckt werden. Darum konnte dieses Buch keine erotischen Schriften, die für das reifere Jungfrauenalter ganz dienlich und unschädlich sind, anführen. Es wäre wohl wünschenswerth, wenn irgend ein wackerer Schriftsteller eine Aesthetik für das reifere weibliche Alter, für Frauen schriebe, worinn er dann auf die gesammte inn- und ausländische Literatur, auf die besten Zeitschriften, Almanache u. dgl. Rücksicht nähme. Deß bin ich gewiß, daß ein Mädchen nach Anleitung vorliegender Briefe, für das viele Gute in der neuesten deutschen Literatur nicht gleichgiltig bleiben werde. Und so beschließe ich diese Nachrede mit dem Wunsche, recht vielen lieben deutschen Mädchen und Frauen ein willkommenes Buch geschrieben zu haben, aber auch nicht mit meiner Absicht von sachkundigen Gelehrten verkannt zu werden.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oeser, Christian,

Weihgeschenk für deutsche Jungfrauen in Briefen an Selma über höhere Bildung

Leipzig 1838

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2125
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414459-7